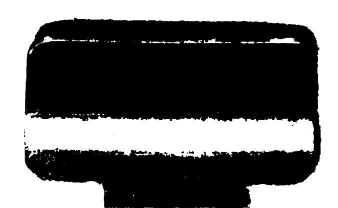

UC-NRLF
$B 288 827



Weimar in den Freiheitskriegen

Erster Band





Kanzler Friedrich von Müller
Nach einer Radierung von G. Schuchardt

Erinnerungen
aus den Kriegszeiten
von 1806 bis 1813

Von

Friedrich von Müller

~

Erschienen im Insel-Verlag Leipzig 1911

Vorwort

Mit Ausnahme der zahlreichen Freunde in und außer Deutschland, welche seit geraumer Zeit dem Erscheinen dieser Erinnerungen entgegensehen, werden die meisten Leser, die aus Bekanntschaft mit dem Namen des Verfassers nach dem Buche greifen, den Kanzler von Müller als den Mitherausgeber von Goethes nachgelassenen Schriften, als den Verfasser der Aufsätze über Goethes ethische Eigentümlichkeit, Goethes praktische Wirksamkeit, überhaupt den Pfleger des Gedächtnisses und Nachruhms unseres großen Dichters in der Vorstellung haben. Wünschte nach Goethes Hingang ein entfernter Verehrer desselben irgendeinen Aufschluß oder Vorschub aus Weimar, so wandte er sich an den Kanzler Müller; besuchte ein solcher die Wohnstätte, die Reliquien Goethes, so war der Kanzler Müller sein Wirt und sein Führer; feierte man auswärts des Dichters Andenken, so fand sich von Weimar kaum jemand anderer als Müller, er aber gewiß mit einer frohen Begeisterung ein, die sich lebhaft auszudrücken und mitzuteilen wußte. Ihm waren Goethes vormalige Freunde, die er nahe und ferne aufsuchte, ihm die Schutzbefohlenen Goethes vermacht, welchen er unablässig herzliche Aufmerksamkeit und wenn es die Umstände erforderten, Vertretung und Fürsprache widmete. Und wie noch bei Leben Goethes manche von seinen Privatangelegenheiten und Verbindungen mit Auswärtigen der freundschaftlichen Dienstfertigkeit von Müllers anvertraut waren, so behielt derselbe nachher, sozusagen, ein freiwilliges Konsulat für Weimars Beziehungen zur schönen Literatur, für die Aufnahme und Empfehlung junger Dichter, die einzelnen nützlich geworden, für die gastliche Feier von Dichterbesuchen, wie Immermanns, Rückerts, Andersens, Auerbachs, und Fortsetzung der Verhältnisse zu Literaten und Künstlern im Auslande.

Es ist vornehmlich in dieser Eigenschaft, daß von Müller jenseit seinem engern Wirkungskreise dem jetzigen Geschlecht bekannt geworden, und wer von diesen von einer Herausgabe seiner Denkwürdigkeiten hörte, hat gewiß zuerst an Aufzeichnungen aus Goethes Leben und Umgangskreise gedacht und wird vielleicht verwundert sein, die Erlebnisse eines Diplomaten in den Tagen Napoleons zu finden.

Allerdings lag die Zusammenstellung und Ausführung seiner Erinnerungen aus Goethes Umgang ihm selbst mehr am Herzen als die Abfassung der vorliegenden, die er ihnen nur, als der Zeit nach seinen näheren Beziehungen zu Goethe vorangehend, und einer allgemeineren geschichtlichen Bedeutung verknüpft, vorausschicken wollte. Wie er aber schon in diesen nicht versäumt hat, an den geeigneten Stellen Erlebnisse und Berührungen Goethes neu mitzuteilen, so war es seine Absicht, in ihrer Fortsetzung Beiträge zum Lebensbilde des Dichters, Darstellungen von dessen seltenem Verhältnis zu seinem Fürsten und Freunde, und manches aus vertrauten Gesprächen Bewahrte zu einem Ganzen zu verbinden. Ungeachtet der vielen Geschäfte seines Amtes, auch seines Anteils an der Landesvertretung, wozu noch die Zeitaufwände kamen, die er als Maurer, als Vormund, und in hundert Verhältnissen der Freundschaft, des Wohlwollens, weitverbreiteter Bekanntschaft auf sich nahm, ließ ihn doch das Vertrauen in die langerprobte Unermüdlichkeit seiner Natur an der Ausführung dieses Lieblingsvorhabens auch dann noch nicht zweifeln, als bereits die Gewohnheit dieser Geschäfts- und Lebensrüstigkeit mit allmählich häufiger und bedenklicher werdenden Blutwallungen in Konflikt kam. Die hier vorliegende Schrift blieb, schon ausgeführt, mehrere Jahre der Hoffnung wegen liegen, daß, jene Fortsetzung ihr bald zuzugesellen, eine bessere Muße und wiederkehrende Ge-

sundheit gestatten sollten. Aber Kuren, die seine mannigfaltige Tätigkeit immer wieder unterbrach; Reisen, die wohl seinen Geist erfrischten, in der gemütlichen Bewegung aber dem Körper zu wenig Ruhe ließen, entfernten vorübergehend das Gefühl des Übels, ohne es zu heben.

Eine vorgängige und verwandte Beschäftigung mit dem Andenken seines Heros gab ihm die Bearbeitung des Briefwechsels zwischen Goethe und dem Grafen Reinhardt, den er zusammenstellte und mit einer Lebensgeschichte und Charakteristik des Grafen, der auch sein Freund gewesen, einleitete. Da aber seine Vollmacht hierzu und die mit dem Verleger ausgemachte Dreiteilung des Ertrags wohl von Graf Reinhardt dem Sohne, nicht aber von den Erben Goethes anerkannt wurde, mußte das lang aufgehaltene Buch endlich ohne seinen Namen und ohne seine Einleitung erscheinen. Dieser zweite Beweis von der Mündigkeit der Erben Goethes schmerzte ihn weniger als Jahre zuvor der erste, durch welchen sein Plan, daß Goethes Haus mit den Sammlungen vom deutschen Bunde gekauft, zu einem Nationaldenkmal geweiht würde, als er ihn mit dem Aufgebot all seines unablässigen Eifers und seiner vielen günstigen Verbindungen erreicht hatte, vereitelt ward. Glücklicher ging ihm die Bemühung um Herders Ehrenstandbild vonstatten, für dessen Zustandekommen von Müller bei weitem am meisten getan hat; da er nicht nur den ersten Gedanken in den Logen aufs wärmste verbreitete, sondern durch Briefe, Reisen und umsichtige Anstrengung sowohl die bald entstandenen Kollisionen freundlich vermittelte, als auch die Sammlungen nach allen Seiten in Schwung setzte. Die Vollendung aber des Denkmals sollte er nicht mehr sehen.

Sehr leidend und vom Staatsdienst, in dem er beinahe fünfzig Jahre gestanden, zurückgetreten, fand ihn schon das

Jahrhundertfest von Goethes Geburt, dessen Begängnis er nur im Geiste teilen konnte. Der beste Teil seiner Feier des Tags war der Empfang eines Handschreibens seiner Fürstin, welches den Ausdruck des reinen Gefühls von der Bedeutung des Festes an ihn richtete. Am Abend konnte er sich, um die Beleuchtung der Stadt und des Goetheschen Hauses zu sehen, eine Ausfahrt nicht versagen, die ihm vielleicht nachteilig war. Wohl hatte er im vorausliegenden Jahr öfter manche Papiere hervorgenommen und sich vorlesen lassen, die für seine Denkschrift über Goethe gesammelt waren. Aber wäre auch sein Physisches weniger angegriffen gewesen, diese Zeit war für eine solche Arbeit nicht gemacht.

Schon der Sturz der Orleans hatte ihn, der seit so vielen Jahren seine verehrende Anhänglichkeit an die edle Herzogin Helene mit dauerndem Wohlwollen erwidert sah, auch 1841 in Paris bei der ganzen königlichen Familie auszeichnende Aufnahme und Zutrauen gefunden, schmerzlich erschüttert. Und als der Sturm sich über Deutschland verbreitete, konnten einander entgegengesetzte Spannungen einem Manne nicht erspart bleiben, der von jeher ein aufrichtiger Freund des Vaterlandes und bei freisinniger Denkart monarchisch gesinnt, sowohl mit politisch Tätigen verschiedener deutscher Staaten als mit hohen Personen in nahegehenden Beziehungen stand. Mehr als die Unruhen in nächster Nähe, deren Beschwichtigung er erwartete, und die er einmal, als ihn selbst die zwar unerfüllt gebliebene Drohung des Fenstereinwerfens traf, recht heiter belächelte, kränkte ihn der Zustand Berlins und insbesondere eine Zeitlang Besorgnis für die in ihrem Gemahl verletzte Tochter seines Fürsten, die von ihm so innig verehrte Frau Prinzessin von Preußen. Aber auch die damals, wenn immer unter Gefahren und häßlichen Störungen, dem Gesamtvaterland erscheinenden Hoffnungen nahmen

seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch, um so lebhafter, als an der Spitze der Frankfurter Versammlung, von der eine nicht bloß äußere oder scheinbare Beruhigung der Zeitbedürfnisse sich erwarten ließ, seines so langerprobten Freundes trefflicher Sohn, Heinrich von Gagern stand, ein Mann, ihm in jedem Sinne teuer, und allen gerechten Deutschen nach allen Enttäuschungen ein unvergeßlich teurer Name. Auf ähnliche Weise aber enthielten all die für das große Vaterland und in seinen engeren Teilen so rasch und mannigfaltig gedrängten Aufregungen und Kämpfe für ihn noch Anfechtungen persönlicher Art. Hier war die Gegend einer befreundeten Familie mit Gewalt bedroht, dort rang ein werter Bekannter mit hochwachsenden Schwierigkeiten. Andere an anderen Orten, von welchen er Gutes und das Beste gedacht, zeigten sich gleichzeitig in einer Haltungslosigkeit oder Zweideutigkeit, die allen guten Glauben Lügen strafte. Und wenn ihn heute, einer besondern Sorge zur Beruhigung, die Erscheinung teurer Handzüge oder einer verehrten Gestalt freudig rührte, kam morgen, kam vielleicht in der nächsten Stunde eine das sittliche, das Vaterlandsgefühl angreifende Nachricht, Spannung auf Spannung zwischen verhallenden Worten edler Männer, die an der gleichen Beschränktheit und Kernlosigkeit der einander ablösenden Parteien zu Spott wurden. Weder eine Sammlung, um sich in vergangene Stunden und die ruhige Dichtergestalt Goethes zu vertiefen, noch eine Erholung leidender Nerven konnten solche Tage verstatten. Und so endigte den Widerspruch eines an lebendigen Anteil nach allen Seiten und Offenheit für alles Edle gewohnten Gemütes mit immer gehemmteren Kräften und Sinnen ein Krampfanfall, dem ein friedliches Einschlummern folgte, am 21. Oktober 1849.

Friedrich von Müller schied im einundsiebzigsten Jahre; von seinen Brüdern war vor sechs Jahren der jüngste, Ge-

heimer Regierungsrat Müller zu Jena, ihm vorangegangen, der zweite, weimarischer Major a. D., folgte nach wenigen Monaten ihm nach. Nun sollte auch von Müllers einziger Sohn, Geheimer Kammerrat in Weimar, den Vater nicht viel um ein Jahr überleben. Dessen elfjähriger Sohn, der Mutter früh beraubt, ist nun der einzige Sproß des Hauses und die einzige Sorge seiner Großmutter, der Lebensgefährtin von Müllers durch 45 Jahre und treusten Pflegerin seiner letzten Leiden. So nahe Folge der Trauerfälle erklärt, daß die vorliegenden Erinnerungen nicht früher veröffentlicht werden konnten und daß sich nicht mit Sicherheit versprechen, wohl aber hoffen läßt, es werde sich ein Teil der weiter beabsichtigten aus hinterlassenen Aufzeichnungen zusammenstellen lassen. Auch wem die letzteren willkommener gewesen wären, wird diese hier nicht leer an Interesse finden, die ein in sich gerundetes Ganze machen. Nicht bloß geben sie dem Angehörigen Weimars authentische Aufschlüsse über vormalige Zustände des Heimatstaats und Beiträge zur Regierungsgeschichte des verehrungswürdigen Großherzogs Karl August, sondern sie enthalten in besonderer Perspektive ein merkwürdiges Stück unserer Gesamtgeschichte und Erfahrungen deutscher Pathologie in den Unterbindungen, deren Wiederherstellung eben jetzt so empfohlen wird.

Die näheren Freunde des Hingeschiedenen werden gern in seiner eigenen ungesucht lebendigen Darstellung wenigstens einen Teil seiner Lebens- und Amtsgeschichte vergegenwärtigt sehen, die allerdings in ihrer ganzen Dauer und längeren Wirksamkeit nicht der Vergessenheit anheimzufallen verdient. Denn er trat früh in die öffentliche Tätigkeit und zeigte sich für verschiedene Aufgaben der Regierung, deren Glied er wurde, gewandt und ausdauernd. Den 13. April 1779 in Franken auf dem Stammgute der von Egloffsteinschen Reichs-

ritterschaft, Kunreuth, geboren, wo sein Vater der Verwaltung vorstand, in der Engelhardschen Anstalt zu Bayreuth und auf den Hochschulen Erlangen und Göttingen gebildet, kam er im Winter 1801 nach Weimar, dem Herzog durch eine in Göttingen gemachte Übungsarbeit empfohlen, die einen Prozeß im Weimarischen betroffen hatte. Als Assessor bei der Regierung schon nach einem halben Jahre förmlich angestellt, wurde er vom Herzog mit manchen außerordentlichen Aufträgen vermittelnder und ordnender Natur betraut. Nach drei Jahren Regierungsrat und schon (1804) durch Vermählung mit der Begleiterin seines Lebens noch fester an die neue Heimat geknüpft, rief ihn unter anderem nach dem Ableben des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Öls im folgenden Jahr, die Ordnung des Erbschaftsanfalles der Herzogin Amalie nach Schlesien. Wie dann im Herbst 1806 bei der über das Vaterland hereinflutenden Kriegsnot sein freiwilliger Diensteifer und seine mutige Hingebung es waren, die den 27jährigen Mann in eine diplomatische Rolle schwangen, welche sich durch die ganze Kriegsperiode an verschiedenen Orten und Zeitpunkten erneuerte, das erzählt die nachstehende Denkschrift. Schon in den Zwischenzeiten aber dieser letztern Aufgaben nahm er für das Innere des Staats erheblichen Anteil an der Ordnung der Verwaltung und Rechtspflege. 1810 und 11 arbeitete er am Sportelgesetz (dessen umfassendere Neugestaltung 1833 von ihm durchgeführt wurde), an einer bessern Kriminalordnung und an der Hebung des Gemeindewesens durch Abfassung freisinniger Städteordnungen, die er persönlich mit erwärmender Rede einführte. 1815, wo die lange von ihm betriebene Trennung von Rechtspflege und Verwaltung zur Ausführung kam, trat er als Kanzler an die Spitze der Landesjustiz. 1816 brachte er das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für die her-

zoglich sächsischen und fürstlich reußischen Staaten zustande, bei dessen Installierung im Januar 1817 ihn der Großherzog Karl August durch das Komturkreuz seines Hausordens auszeichnete. Viele Sorgfalt wandte von Müller auch auf die Witwengesetze, die 1821 erlassen wurden. Der Landtag, in den er 1835 eintrat, wählte ihn seit 1841 wiederholt zum Vorstande. Der jetzt regierende Fürst ernannte ihn 1843 zum wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz und Großkreuz des Falkenordens. Sei es im staatlich-praktischen Sinne, sei es im geistigen der Bildung und Literatur, im gemütlichen der Geselligkeit und Freundschaft, überall war es das Verbindende und durch Verbindung Menschenleben Erhöhende, worauf Müllers Herzensbedürfnis und entschlossene Tätigkeit, seine aufopfernde Dienstfertigkeit, seine warme Begeisterung und Pietät gerichtet blieb.

Weimar, im Mai 1851.

A. Schöll.

Erster Abschnitt

Oktober und November 1806

Bei dem Ausbruch des unglücklichen Krieges zwischen Preußen und Frankreich im Oktober 1806 wurde dem Herzog Carl August von Sachsen Weimar-Eisenach, der schon seit einer Reihe von Jahren in preußischen Kriegsdiensten stand, die Anführung der preußischen Avantgarde übertragen, die über den Thüringer Wald gegen Franken vorrücken sollte. Schon war sie über Meiningen hinaus vorgedrungen, als am 12. Oktober der Befehl eintraf, so schnell als möglich gegen Weimar zurückzugehen.

Der Herzog traf demgemäß mit seinem Korps am 13. Oktober zu Ilmenau und am 14. abends zu Arnstadt ein, wo er in der Nacht zum 15. den unglücklichen Ausgang der Schlachten von Jena und Auerstedt erfuhr und hierauf sogleich wieder aufbrach, um die Anhöhen hinter Erfurt zu gewinnen.

Am 15. Oktober nachmittags zog Kaiser Napoleon in Weimar ein, höchst aufgebracht gegen Fürst und Land und sehr willens, es dem letztern schwer entgelten zu lassen, daß der Herzog nicht nur gegen ihn als preußischer Heerführer zum Kampfe ausgezogen war, sondern selbst seine eigenen Truppen als Kontingent zur preußischen Armee gestellt hatte.

Schon am Abend des 14. Oktober hatte ein Teil der siegreichen französischen Armee die Stadt Weimar überströmt und bei Einbruch der Nacht zu plündern angefangen. Es entstand Feuersbrunst unfern des Residenzschlosses; eine halbe Straße brannte ab. Den ganzen andern Tag und die folgende Nacht dauerte die Plünderung fort, gar bald gebrach es an Lebensmitteln, und selbst im Schlosse empfand die regierende Herzogin und ihr Hofstaat den drückendsten Mangel, da alle

Vorräte für das kaiserliche Hauptquartier aufgebraucht worden waren. Der Kaiser hatte die Herzogin, die ihn in bescheidener Würde oben an der Schloßtreppe empfing, auffallend kalt behandelt und war sogleich, ohne ihr Rede zu stehen, in seine Zimmer geeilt. Gleichwohl und wie schwer es ihr auch fiel, entschloß sich die Fürstin am 16. Oktober vormittags eine Audienz zu verlangen, die ihr alsbald gewährt wurde. Unerschüttert durch Napoleons Vorwürfe und Drohungen führte sie mit Würde und Nachdruck die Verteidigung ihres Gemahls, schilderte lebhaft ihre und des Landes verzweiflungsvolle Lage und drang auf Einstellung der Plünderung. Ihr standhaftes Ausharren in Weimar, mitten unter den Schrecknissen der nahen Schlacht, ihre ernste großartige Haltung und die ruhige Gediegenheit ihrer Worte imponierten dem Kaiser und gewannen ihm endlich die Versicherung ab, daß, wenn der Herzog binnen 24 Stunden die preußische Armee verlassen, nach Weimar heimkehren und sein Kontingent zurückrufen würde, ihm verziehen und seine Souveränität nicht vernichtet werden solle, was außerdem unwiderruflich beschlossen sei.

Wie war es aber möglich, diese Bedingungen zu erfüllen, da man weder wußte, wo der Herzog sich dermalen befinde, noch irgendein sicheres Mittel zu Gebote stand, ihm Nachricht zuzubringen!

Da traf plötzlich der Oberstleutnant und Flügeladjutant des Königs von Preußen Graf Dönhof als Parlamentär in Weimar ein und der Geheimrat und Oberhofmeister von Wolzogen benutzte sein Erscheinen, um ihm einige flüchtige Zeilen an des Königs Majestät mitzugeben, die des Kaisers Forderungen bezüglich auf den Herzog berichteten und den König beschworen, ihn seiner Dienste zu entbinden und das weimarische Kontingent zurückzusenden.

Kurz nachher ließ Napoleon sich bei der Herzogin zu einem Gegenbesuch anmelden. Er begab sich zu ihr unter feierlichem Vortritt seines ganzen Gefolges und begann sogleich nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen über die allgemeine Lage der politischen Verhältnisse und über die ihm unwillkürlich – wie er versicherte – aufgedrungene Notwendigkeit seines jetzigen Kriegszugs zu sprechen: „Croyez moi, Madame – sagte er unter anderm – il y a une providence, qui dirige tout et dont je ne suis que l'instrument.“ Dann auf die Schwester der Herzogin, auf die verwitwete Frau Markgräfin von Baden übergehend, sprach er seine hohe Achtung für diese Fürstin lebhaft aus und verließ endlich die Herzogin unter den verbindlichsten Äußerungen, jedoch ohne auf die traurigen weimarischen Zustände des Augenblicks näher einzugehen. Der General Rapp hat mir nachmals erzählt, Napoleon habe, als er auf sein Zimmer zurückgekommen, gesagt: „Voilà une femme à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur.“

Am 17. Oktober morgens verließ der Kaiser Weimar, und nur mit Mühe konnte von ihm erlangt werden, daß er die Frist zur Rückkehr des Herzogs noch auf drei Tage ausdehnte.

Zwei treue herzogliche Diener: der Oberforstmeister von Stein und der Forstjunker und Leutnant von Seebach erboten sich, auf gut Glück zu Aufsuchung des Herzogs gegen den Harz hin auszureiten, sie wurden in verschiedenen Richtungen abgesendet, ihr Unternehmen blieb jedoch ohne Erfolg.

Inmitten so angst- und qualvollen Zustandes gereichte es zu einiger Beruhigung, daß der Kaiser bei seiner Abreise von Weimar den Adjutant – Kommandant Dentzel – als Platzkommandanten zurückließ, einen der deutschen Sprache und Sitte völlig kundigen Mann, dessen eifrige Bemühungen

für Wiederherstellung der Ordnung und Minderung des allgemeinen Elendes, das eine dreitägige Plünderung herbeigeführt hatte, höchlich gerühmt werden müssen. Er sah es gern, wenn Mitglieder der Landesbehörden anregend und beirätig in seinem Bureau verweilten, und so geschah es, daß ich – damals einer der jüngsten Regierungsräte – am 17. Oktober abends gerade gegenwärtig war, als ein kleiner, schwärzlicher Mann im schlichten, blauen Oberrocke sich aus der bunten Menge hervordrängte, die den Schreibtisch des Kommandanten umlagerte, und mit freundlicher Stimme um ein Einquartierungsbillett auf das Goethesche Haus „pour Monsieur Dénon“ bat.

„Comment, serait ce pour le célèbre Dénon? Est-il donc içi?“ rief ich alsbald mit Lebhaftigkeit aus. Er war es selbst, wie ich sofort entdeckte, und unsere Bekanntschaft knüpfte sich um so schneller, als jener unwillkürliche Ausruf mir wohl zu einiger Empfehlung bei ihm dienen mochte. Es läßt sich leicht denken, daß Denon bei Goethe die willkommenste Aufnahme fand. Er erzählte, wie er dem kaiserlichen Hauptquartier überall nachzufolgen angewiesen sei, um nach Maßgabe der Ereignisse Zeichnungen zu Denkmünzen aufzunehmen und sein Urteil über eroberte Kunstschätze und deren Auswahl abzugeben. So wolle er denn auch am nächsten Tage nach Erfurt reisen, um den dortigen französischen Gouverneur, General Clarke, seinen Freund und Gönner, zu besuchen und eine Skizze zu einer Medaille in bezug auf die Eroberung von Erfurt zu entwerfen.

Mir war aus meiner akademischen Zeit in Erlangen eine sehr vorteilhafte Meinung von dem General Clarke geblieben; ich erinnerte mich, daß man in Franken in den Jahren 1796 und 1797 seine Humanität und Rechtlichkeit höchlich gerühmt hatte, als ein Mitglied des Kreistages zu Nürnberg, der Ge-

heimrat von Zwanziger, mit ihm zu unterhandeln beauftragt war. Ich äußerte daher den Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen, um vielleicht von ihm Rat und Förderung in unseren Bedrängnissen zu erlangen. Sofort trug Denon mir aufs freundlichste an, ihn nach Erfurt zu begleiten; ich säumte nicht, so erwünschten Vorschlag höhern Orts zu melden, und er wurde um so lieber genehmigt, als man durch mich in Erfurt auch noch einige Nebenzwecke zu erreichen hoffte. Die Herzogin Louise gab mir einige verbindliche Zeilen für den General Clarke mit; Denon hatte ihr persönlich aufgewartet und möglichste Unterstützung meines Auftrags zugesichert. So fuhren wir denn am 18. Oktober des Nachmittags von Weimar ab, gerade als ein dreimaliges Gewehrabfeuern der in der Stadt einquartierten französischen Truppen das feierliche militärische Begräbnis des preußischen Generalleutnants Grafen von Schmettau verkündete, der an seinen in der Auerstedter Schlacht erhaltenen Wunden hier verstorben war.

Wir trafen zu Erfurt den General Clarke noch an der Mittagstafel, und bei der überaus verbindlichen Aufnahme, die meinem Begleiter widerfuhr und sich auch auf mich erstreckte, fand ich mich mitten in dieser mir gänzlich fremden Welt gar bald in eine zwanglose, ja fast behagliche Lage versetzt, indem die stattliche Gestalt und würdige Haltung des Generals und seine feine, anmutige Benehmungsweise notwendig Zutrauen und Sicherheit einflößten. Es war ein Abgesandter des Herzogs von Gotha, Baron von Forster, mit an der Tafel, und die großen Begebenheiten der letzten Tage gaben reichen Stoff zur Unterhaltung. Der General Clarke, der in der Schlacht von Jena immer zu Pferde dicht um den Kaiser gewesen war, erzählte mit dem heitersten Humor von der Welt eine Menge interessanter Anekdoten, die

sich mitten im heftigsten Kampfgewühle zugetragen hatten und die erstaunlichste Ruhe und Gleichmütigkeit Napoleons während so großen Glücksspiels aufs anschaulichste darstellten. Mir – erst vor wenig Stunden dem Anblick all des Elends, das diese Schlacht über uns gebracht, entflohen – ward ganz sonderbar zumute, so furchtbare Ereignisse, deren Erinnerung noch zentnerschwer auf meiner Brust lastete, schon als ein glücklich Überstandenes, Geschichtliches, mit unbefangener Geistesfreiheit, ja mit Witz und Laune betrachtet und behandelt zu sehen, und der reichlich besetzte Nachtisch des Generals mit dem perlenden Champagner machte einen gar wunderlichen Kontrast mit dem Zustande des Mangels und der Entbehrung – den ich im herzoglichen Schlosse zu Weimar in diesen Tagen mit erlebt hatte.

Nach aufgehobener Tafel trug ich mein Anliegen dem General Clarke vor und fand wohlwollende Teilnahme an unseren Bedrängnissen. Er versicherte mich, daß der Herzog mit seinem Korps unangefochten die Richtung über Mühlhausen gegen Göttingen genommen habe, und daß er es für sehr schwierig halte, ihm so schnell sichere Nachricht zuzubringen, als zur Erfüllung der Intention des Kaisers Napoleon notwendig scheine. Überdies könne er nach jener Gegend hin keinen Paß bewilligen. Die Herzogin möge doch lieber unverzüglich jemanden in das noch zu Naumburg befindliche kaiserliche Hauptquartier abordnen; für den Fall, daß mich selbst diese Sendung träfe, wolle er mir einen Paß ausfertigen und mir raten, auf ein Handschreiben der Herzogin an den Kaiser anzutragen, worin um Verlängerung der Frist zur Rückkehr des Herzogs in seinen Staat gebeten würde. Bei der hohen Achtung, welche die Persönlichkeit der Herzogin bereits dem Kaiser abgewonnen, lasse sich gewiß hiervon das Günstigste hoffen.

19. Oktober.

Sogleich am andern Morgen fertigte er mir den versprochenen Paß aus, ermutigte mich nochmals zu dem angeratenen Unternehmen und entließ mich mit den Zusicherungen, alles, was seine Stellung als Gouverneur von Erfurt nur irgend gestatte, zur Erleichterung des weimarischen Landes beitragen zu wollen.

Ich hatte in dem herzoglichen Geleitshause zu Erfurt übernachtet und war höchlich verwundert, daselbst die Kammerfrau der Prinzessin Caroline von Weimar, nachheriger Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, anzutreffen, die am Morgen der Schlacht von Jena ihrer mit der Herzogin Mutter Amalia nach Göttingen fliehenden Gebieterin gefolgt war. Durch einen unglücklichen Zufall mußte der Wagen, worin die Kammerfrau sich befand, unterwegs dicht vor Erfurt zurückbleiben, und als sie endlich in die Stadt kam, war bei schon entstandener allgemeiner Verwirrung und gänzlichem Mangel an Postpferden jede Möglichkeit des weitern Fortkommens abgeschnitten. Nach Übergabe der Stadt an die Franzosen hatte sie in steter Furcht geschwebt, der Pretiosen und Effekten der Prinzessin, die sie sämtlich bei sich hatte, beraubt zu werden, und sich daher in strengster Verborgenheit gehalten.

Unter Begünstigung des Generals Clarke gelang es mir, ihr alsbaldige Heimkehr nach Weimar zu vermitteln, wohin dann auch ich gegen Mittag mit Herrn Denon schon um vieles beruhigter zurückfuhr.

Ich eilte unverzüglich aufs Schloß und erzählte der Herzogin mit Lebhaftigkeit alles, was ich zu Erfurt gesehen und gehört.

In trüben Tagen wird auch der kleinste Lichtstrahl freudig aufgenommen, und so brachte die aus meinen Nachrichten

hervorgehende Wahrscheinlichkeit, daß es mit dem Herzog und seinem Korps besser stehe, als man gedacht, sowie meine Schilderungen der freundlichen Gesinnungen des Generals Clarke, einige Erheiterung in die traurige Stimmung des Hofes. Von einer Absendung an den Kaiser schien jedoch die Herzogin sich wenig Erfolg zu versprechen, denn sie hatte bereits in der Nacht vorher den Baron von Spiegel mit einem Handschreiben an den Kaiser nach Naumburg gesendet, auf welches die verheißene Antwort ausblieb.

20. Oktober.

Des andern Morgens aber eröffnete mir Denon, daß er nach Naumburg abzureisen beschlossen habe, und drang wiederholt in mich, daß ich die gute Gelegenheit, mit ihm ins kaiserliche Hauptquartier zu gelangen, doch ja nicht ungenützt lassen möge, da er mir insbesondere durch seinen vertrauten Gönner, den Ministerstaatssekretär Maret, gar sehr förderlich sein zu können hoffe. Seine Gründe leuchteten mir sehr ein, der Ausflug nach Erfurt hatte mich ermutigt, und so besann ich mich nicht lange, die beiden Geheimräte von Voigt und von Wolzogen mit Denons Vorschlage und meiner Bereitwilligkeit ihn auszuführen bekannt zu machen. Mein Erbieten wurde der Herzogin unverzüglich vorgetragen und genehmigt. Sie versah mich mit einem eigenhändigen Briefe an den Kaiser, das Ministerium fertigte mir schnell eine offene Legitimation aus, und schon um vier Uhr nachmittags saß ich im Wagen, um Herrn Denon nachzueilen, der unterdessen vorausgereist war. Ich glaubte nur auf vierundzwanzig Stunden wegzureisen, und ein alter siebzigjähriger Postillon, der sich nebst zwei abgetriebenen Pferden aus der Plünderung und Zerstörung der ganzen Postanstalt gerettet hatte, sollte mich bis Naumburg und zurück bringen,

da an einen Pferdewechsel auf der Station Auerstedt nicht mehr zu denken war. Mein Weg führte mich bei schon einbrechender Nacht mitten durch das Schlachtfeld von Auerstedt, das noch deutlich durch unbegrabene Leichname, tote Pferde und umhergestreutes Heergerät jeder Gattung gräßlich genug bezeichnet war. In Naumburg angekommen, gelang es mir bald, Denons Quartier auszukundschaften, und ich erfuhr von ihm, daß der Kaiser schon am Morgen nach Halle abgereist sei und daß ich ebenfalls dahin steuern müsse. Bei Denon traf ich einen französischen Offizier vom Generalstabe, Kapitän Lefebre, der eine Mission vom General Clarke nach Leipzig und je nach Umständen weiter ins Hauptquartier hatte. Auf Denons Vorschlag erklärte er sich gern bereit, einen Platz in meinem Wagen anzunehmen und mir über die Hindernisse, die mein Fortkommen ohne Zweifel finden würde, hinwegzuhelfen. Einen treuern, wohlwollendern Freund in der Not habe ich nicht leicht angetroffen, und es ist unsäglich, wie viele Fördernis und wie viele wesentliche Dienstleistungen ich diesem wackern Manne in der Folge noch zu verdanken hatte.

Da ich mich der Gefahr nicht aussetzen konnte, aus Mangel an Postpferden unterwegs liegen zu bleiben, so beschloß ich, meinen alten weimarischen Postillon für die ganze Reise bei mir zu behalten, und fuhr am nächsten Morgen gleichzeitig mit Denon nach Merseburg ab.[1]

21. Oktober.

Wir vernahmen daselbst, daß der Kaiser bereits wieder von Halle weg, nach Dessau sei und von dort nach Witten-

[1] Lefebre besuchte mich später in Jena im Frühjahr 1813 als Oberst eines Kürassierregiments, mit dem er zur großen Armee marschierte. Leider habe ich später nichts mehr von seinem Schicksale erfahren können.

berg ziehen werde. Dies bestimmte uns, die Richtung ebenfalls dahin, jedoch über Leipzig, zu nehmen, wo Denon und mein Begleiter Geschäfte hatten. Erst spät am Abend erreichten wir Leipzig und eilten sogleich aufs Rathaus, um uns Quartierbillette zu verschaffen. Zu meiner nicht geringen Freude fand ich einen guten Bekannten, den ältesten Sohn des Bankiers Frege, an der Spitze des Einquartierungsbureaus, das sich, um der allgemeinen Verwirrung beim übergroßen Andrang durchmarschierender Truppen abzuhelfen, aus den angesehensten Kaufleuten und Honoratioren der Stadt gebildet hatte. Wir wurden sogleich auf das beste untergebracht, und ein zufälliger Blick auf das Datum unsers Quartierbilletts erinnerte meinen Reisegefährten Lefebre, daß heute gerade der Jahrestag der weltberühmten Seeschlacht von Trafalgar sei, die er auf einem französischen Kriegsschiffe von 80 Kanonen mitgemacht hatte und von deren schauderhaften Schrecknissen er mir ein so lebendiges Gemälde entwarf, daß, im Vergleich damit, unsere Erlebnisse nach der Schlacht von Jena gewaltig zurücktraten.

22. Oktober.

Am folgenden Tage, während Denon und Lefebre ihren Geschäften nachgingen, kaufte ich ein drittes Pferd vor meinen Wagen, um nicht in den schlechten Wegen nach Wittenberg steckenzubleiben.

Zwar befand sich meine Kasse, die bloß auf einen Ausflug nach Naumburg berechnet war, bereits erschöpft, aber Bankier Frege verstärkte sie bereitwilligst durch ein Darlehen, und ich sah mich dadurch in den Stand gesetzt, auch noch einige andere Bedürfnisse zu meiner weitern Reise anzuschaffen. Wir kamen an diesem Tage nicht weiter als bis Eulenburg, wo wir, da alles von Soldaten überfüllt war,

am Ende noch froh sein mußten, in der Unterstube eines schlechten Wirtshauses ein Strohlager zu finden. Mich erbaute die gute Laune und heitere Resignation, mit der sich Denon in diese Entbehrungen fügte; wie es denn überhaupt ein Grundzug der bedeutendsten Männer unter den Franzosen jener Epoche war, mit größter Leichtigkeit alles zu genießen, wie alles zu entbehren, je nachdem die Umstände es mit sich brachten. Ein fürchterlicher Sturm wütete in dieser Nacht, jeden Augenblick drohten die heftigsten Windstöße uns das Haus über den Kopf zu stürzen, und die Luft schien wie von einem wilden Heere zischender und heulender Spukgeister erfüllt. Wir konnten nicht einen Augenblick schlafen und Denon erzählte, wie er einst mit Lucian Bonaparte einen ähnlichen Sturm zur See erlebt habe, der diesen entschiedenen Freidenker plötzlich zum Gebet angetrieben habe.

23. Oktober.

Mit Anbruch des Tages abgereist, trafen wir unterwegs auf eine Menge entwurzelter Bäume, abgedeckter Dächer und andere Zerstörungen des nächtlichen Orkans und kurz vor Wittenberg auf ein kursächsisches Kavallerieregiment, das gestern hatte absitzen und seine stattlichen Pferde an unberittene französische Dragoner überlassen müssen. Der tiefste Schmerz über solche Schmach war auf den Gesichtern der braven Krieger zu lesen.

Wir fanden den Kaiser nicht mehr zu Wittenberg, er war etwa vor einer Stunde abgereist und ein Teil seines Gefolges eben im Begriff, ihm nachzueilen.

Mit Freuden gewahrte ich darunter den General Rapp, der schon zu Weimar, trotz seiner rauhen Außenseite, sich mir geneigt und wohlwollend gezeigt hatte. Ich sprach ihn sogleich und erfuhr, daß der Kaiser in vollem Marsche nach

Berlin sei, da sich nirgends einiger Widerstand mehr zeige, und daß sein Hauptquartier diese Nacht in Kroppstedt, drei Stunden hinter Wittenberg, sein werde. Zugleich erzählte er mir, daß man einen Brief des Königs von Preußen an den Geheimrat von Wolzogen zu Weimar aufgefangen, den er selbst dem Kaiser habe übersetzen müssen und worin der König erkläre, daß er den Herzog von Weimar von allen Pflichten gegen Preußen loszähle und zur Rückkehr in sein Land angelegentlichst auffordere. Es ist leicht zu denken, wie sehr diese wichtige Nachricht meine Hoffnungen belebte. Der General Rapp riet mir, unverzüglich nach Kroppstedt abzureisen, um, wo irgend möglich, noch heute Audienz zu erlangen, da der Kaiser ohne Zweifel schon morgen mit dem frühesten aufbrechen werde. Aber es war schwer, diesem Rate zu folgen, da meine Pferde höchst ermattet waren und nicht einmal Futter für sie aufzutreiben stand, überdies wollte auch Denon in Wittenberg übernachten. Ich entschloß mich gleichwohl, mein Heil zu versuchen, Denon gab mir einige Zeilen zur Empfehlung an den Minister Maret mit und mein guter alter Postillon bot alle Kräfte auf, sein müdes Dreigespann noch einmal in Bewegung zu bringen. Ich darf nicht vergessen, daß ich zu Wittenberg auch den alten ehrwürdigen Fürsten Franz von Dessau traf, den langjährigen treuen Freund unsers Herzogs, der den Kaiser bis hierher begleitet hatte. Erst vor zwei Monaten war ich ihm im Bade zu Schandau vorgestellt worden, wohin mich der Herzog von Weimar von Dresden aus mitgenommen hatte, und ich war damals so glücklich gewesen, mit beiden vortrefflichen Fürsten erst auf der Festung Königstein und dann in Schandau einige höchst genußreiche Tage zuzubringen.

Nun, da ich erfüllt von Sorge und Kummer um das Schicksal meines Herzogs den Fürsten von Dessau unter so

traurig veränderten Umständen wiedersah, ward sein Anblick mir dennoch überaus wohltätig; denn sein fester hoher Sinn und alles, was er mir von des Kaisers persönlich gutem und achtungsvollem Benehmen gegen ihn mitzuteilen die Gnade hatte, ermutigte mich ebensosehr, als seine lebhafte Teilnahme an unserm Unglück mein Gemüt erfrischte.

Es war schon Nacht, als ich mit meinem treuen Reisegefährten Lefebre unter dem heftigsten Regen im Hauptquartiere zu Kroppstedt anlangte. Eine Unzahl von Wagen, Munitionskarren und Kriegsfuhrwerk jeder Art war in diesem kleinen Dorfe zusammengedrängt und sperrte gänzlich die mitten durchlaufende Heerstraße. Rings um das Dorf biwakierten die Truppen. Alle Häuser waren geplündert und entweder von den Einwohnern ganz verlassen oder bis zum Dach mit Soldaten angefüllt. An ein Unterkommen für uns war nicht zu denken, wir mußten unsere Kutsche mitten unter jener Wagenburg zurücklassen und bei dichter Finsternis und gräßlichstem Schmutze umhertappen, bis wir auf einen Offizier stießen, der uns einigen Bescheid geben konnte.

Da erfuhren wir denn, daß der Kaiser mit seinem Gefolge das eine ziemliche Strecke seitwärts gelegene Schloß des Gutsbesitzers eingenommen habe, der ganze Generalstab des Majorgenerals Prinzen von Neufchatel aber sich in der Wohnung des Schulmeisters befinde.

Kapitän Lefebre nahm mit mir Abrede, daß ich ihn da aufsuchen solle, sobald ich vom Kaiser entlassen sein würde, und so machte ich mich unverzüglich auf den Weg. Nicht ohne viele Mühe gelangte ich durch die ausgestellten Wachen hindurch zu dem zwischen Teichen und Gräben, gleichsam auf einer Insel liegenden Schlosse. Ich trat in einen langen Korridor zur ebenen Erde ein, der nur sparsam von einigen

Lampen erhellt war, die links und rechts an den Wänden hin die großen Bärenmützen der schlafend auf der Erde hingestreckten kaiserlichen Gardisten gewahren ließen. Leise schlich ich mich hindurch und war ungefähr in die Mitte des Korridors gekommen, als ich in einem besser erhellten Seitenraume rechts mehrere Offiziere in gestickten Uniformen auf einem Strohlager erblickte und von einem kaiserlichen Bedienten angehalten wurde. Er belehrte mich, daß ich dicht vor dem kaiserlichen Schlafzimmer stehe, daß der Kaiser schon zu Bett sei und daß ich wohl tun würde, mich schnell wieder zu entfernen, wenn ich nicht bei dem mindesten Geräusch Gefahr laufen wollte, als verdächtig arretiert zu werden. Ich erwiderte, daß ich Depeschen an den Minister Maret habe und diesen durchaus noch sprechen müsse, worauf jener keinen Anstand nahm, mich vor die Tür seines Zimmers am äußersten Ende des Korridors zu führen.

Der Minister war eben im Begriff ins Bett zu steigen und schon gänzlich entkleidet; doch war er freundlich genug, mich noch anzunehmen, wo ich ihm denn meinen Empfehlungsbrief von Denon überreichte und mein Anliegen vortrug. Er sagte mir, der Kaiser werde schon vor Anbruch des Tages nach Potsdam aufbrechen, und er müsse mir raten, ihm dorthin zu folgen; denn es würde sehr schwer halten, noch vor der Abreise hier Audienz zu bekommen. Dabei bestätigte er mir, was ich bereits von dem General Rapp über ein eingelangtes Schreiben des Königs von Preußen an den Baron von Wolzogen vernommen hatte, mit dem Zusatze, der Kaiser sei mit dem Inhalt dieses Schreibens sehr zufrieden und habe sogleich befohlen, es dem Baron Wolzogen zuzuschicken. Mein Rückzug durch den langen Korridor und die bunten Reihen der schlafenden Krieger ging glücklich vonstatten, aber wie groß war meine Verlegenheit, als ich beim

Heraustreten in den Garten mich von der dichtesten Finsternis umhüllt, und, da ich mich durchaus nicht zu orientieren vermochte, zwischen Hecken, Gräben und Teichen labyrinthisch eingeschlossen fand. Nach langem Umherirren gelang es mir endlich auf einen Wachtposten zu stoßen, der mich zurechtwies, und so erreichte ich höchst ermüdet das Dorf und jene Wagenburg wieder, bei der ich meinen Wagen verlassen hatte.

Mein getreuer Postillon hielt glücklicherweise noch auf derselben Stelle; Kapitän Lefebre war kurz vorher bei ihm gewesen, um nach mir zu fragen, und hatte bestellt, daß ich nur geradezu in die Schulmeisterwohnung gehen sollte, wo ich ihn finden würde.

Dort führte man mich eine dunkle Treppe hinauf in eine Oberstube, auf deren nackten Dielen der ganze Generalstab des Prinzen von Neufchatel schlafend umherlag. Eine halberloschene Lampe erhellte dürftig die kahlen Wände, und Lefebres Beispiele folgend, legte ich mich mitten unter jene schlafenden Unbekannten nieder, mein Portefeuille zum Kopfkissen nehmend.

Trotz der wunderlichen Bilder, die meine Phantasie durchkreuzten, ließ mich doch die Ermüdung bald einschlafen; es dauerte jedoch nicht lange, so erweckte mich ein Geflüster dicht neben mir.

Zwei Offiziere, wahrscheinlich Polen, erzählten sich von geheimen Anstiftungen und Umtrieben in Polen, die, schon lange weit umher verzweigt, jetzt auf den ersten Wink Napoleons zur offenen Empörung gegen Preußen auszubrechen auf dem Punkt seien. Der eine dieser Offiziere war erst ganz kürzlich von einer Mission dahin zurückgekommen und wußte die interessantesten Personalitäten anzugeben. Ich erschrak nicht wenig bei dem Gedanken an die Unannehmlichkeiten, die mir bevorstanden, wenn entdeckt würde, daß ich, als ein

fremder unberufener Schlafgenosse jene wichtigen Geheimnisse erlauscht hätte.

Doch bald wurde es um mich her lauter und sämtliche Offiziere verließen einer nach dem andern im Dunkeln das Zimmer, ohne mich im geringsten zu bemerken. Ich erhob mich nun ebenfalls vom Lager und eilte ins Schloß.

24. Oktober.

Es mochte etwa vier Uhr morgens sein, aber schon war der Kaiser abgereist. Minister Maret ebenfalls. Auf dem Hofe stand der Obermarschall, General Duroc, im lebhaften Wortwechsel begriffen mit dem Besitzer von Kroppstedt, einem Herrn von Leipziger, der in die bittersten Klagen über den ungeheuren Schaden ausbrach, den die während der ganzen Nacht fortgesetzte Plünderung und die Wegnahme all seines Viehes ihm gebracht, allein ziemlich unfreundlich abgefertigt wurde.

Wie ungünstig auch der Moment war, mußte ich doch den Obermarschall ansprechen; er beschied mich nach Potsdam, wenn ich anders, setzte er hinzu, durch die Truppenkolonnen und Artillerieparks, die alle in vollem Marsche dahin seien, durchzukommen mir getraue.

Als ich zu meinem Reisegefährten zurückkam, fand ich ihn beschäftigt, unsern unglücklichen Hauswirt, den Schulmeister, zu trösten, der, je heller es wurde, immer neue Greuel der Verwüstung und Plünderung entdeckte, welche in dieser Nacht nicht einmal die Kirche und die Grabstätten verschont hatte. An ein Frühstück für uns schien nicht zu denken und doch hungerte uns über alle Maßen. Endlich ward im Keller noch ein Rest von Kartoffeln aufgefunden, die uns gleich den köstlichsten Leckerbissen mundeten. Als ich dem ehrlichen Schulmeister einen blanken preußischen Taler dafür in die Hand

drückte, vergoß er Freudentränen, höchlich verwundert, daß in dieser wilden, schonungslosen Zeit noch irgend jemand ans Bezahlen denke. Meinem Postillon war es gelungen, sich von Artilleriefuhrknechten etwas Hafer zu verschaffen, und so konnten wir mit notdürftig erfrischten Rossen unsere Fahrt nach Potsdam antreten.

General Duroc hatte richtig prophezeit; unsägliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, um neben den endlosen Menschen- und Wagenkolonnen im tiefen Sande fortzukommen.

Eine halbe Welt schien auf dem Marsche; Fußvolk und Reiterei von jeder Waffengattung, Munition und Bagage, alles bunt durcheinander, alles frisch und fröhlich, meist scherzend und singend, berauscht von Siegesfreude und der Hoffnung, bald in Berlin zu sein. Die Karabiniers in ihren blauen Kolletts, mit blanken Brustharnischen und blutroten Helmbüschen, stachen besonders schön hervor.

In Treuenbrietzen hielten wir eine Stunde an und der Kommandant verschaffte uns Futter für die Pferde. Auch hier, wie in allen Dörfern, durch die wir kamen, war alles rein ausgeplündert. Spät am Abend erreichten wir Potsdam und wurden bei einer guten, alten Witwe einquartiert, die ganz froh war, so sanftmütige Gäste zugeteilt zu erhalten.

Sonnabend, 25. Oktober.

Am andern Morgen gegen neun Uhr betrat ich, nicht ohne Herzklopfen, das königliche Schloß, das ich im vorigen Frühjahr in fröhlichster Behaglichkeit zum erstenmal besehen hatte. Derselbe alte Kastellan, der mich damals in die ehrwürdigen Gemächer Friedrichs des Großen geführt hatte, wies mich auch diesmal zurecht, als ich nach dem diensttuenden Adjutanten des Kaisers Napoleon fragte. Er brachte mich in

den salon de service zu dem General Mouton[1], einem ernsten, ziemlich starken Manne, schwarz von Haar und Augen, einsilbig und bestimmt, ja fast finster in seinem Wesen, doch bei alledem keineswegs unfreundlich. Dieser versprach mir, mich dem Kaiser zu melden, sobald es irgend tunlich sein würde; einstweilen möge ich nur hier im Saal bleiben. Marschälle, Generäle und Ordonnanzoffiziere kamen und gingen ab und zu in lebhafter Regsamkeit. Ich fand hier den Grafen Ferdinand Waldner (Bruder einer mir befreundeten Hofdame zu Weimar) als Adjutanten des Marschalls Bessieres, der die Kavallerie der kaiserlichen Garde kommandierte. Der Marschall, ein langer, stattlicher Mann, schon etwas ältlich, stach mit seinen schwarzen gepuderten Haaren und langem Zopfe gewaltig gegen die übrigen Heerführer ab, auch war in seinem ganzen Benehmen etwas Altfranzösisches und die feinste Sitte bemerklich.

Mir ward auf einmal sehr unwohl; die große Spannung, in der ich seit meiner Abreise von Weimar gelebt, war durch die ungeduldige Erwartung der kaiserlichen Audienz bis zum heftigsten Brustkrampf gesteigert. Ich suchte durch ein anstoßendes Zimmer in die frische Luft zu kommen. Es war die Garderobe des Kaisers; der bekannte Leibmameluck Rustan mochte meinen Zustand auf meinem Gesichte lesen und sogleich beeilte er sich, mir eau de Cologne und Orangenwasser aus der kaiserlichen Reiseapotheke hilfreich zuzubringen. Nach etwa einer Viertelstunde konnte ich wieder in den Salon zurückkehren und wenig Minuten darauf ließ der Kaiser mich durch den General Mouton in sein Kabinett rufen.

„Sie kommen von Weimar? Was macht die Herzogin?“ redete er mich mit der ruhigsten Miene von der Welt an, die

---

[1] nachmaligem Marschall Graf Lobau.

Hände auf den Rücken geschlagen und mit einer Freundlichkeit im Tone, die mir sogleich Mut und Zuversicht einflößte. „Wir haben in der Tat der Herzogin viel Lärm und Unruhe in ihrem Schlosse gemacht; das tat mir sehr leid, aber im Kriege geht es nicht anders."

Ich überreichte ihm das Schreiben der Herzogin, indem ich versicherte, daß es nur von ihm abhängen würde, sie vollkommen zu beruhigen; insbesondere durch günstige Beschlußfassung über Verlängerung der Frist zur Rückkehr des Herzogs, von dem wir noch immer keine Kunde hätten und nicht einmal sicher sein könnten, daß einer der mehrern ausgeschickten Kuriere ihn getroffen.

„Wie steht es mit der Ruhe und Ordnung in Weimar? Ist sie wieder hergestellt? Tut der Kommandant, den ich dort gelassen, seine Schuldigkeit?"

Ich rühmte die Mannszucht und das wohlwollende Benehmen desselben und drückte zugleich unser lebhaftes Bedauern aus, daß wir, wie ich hier gehört, ihn verlieren sollten, da die Etappenstraße künftig von Erfurt aus über Buttelstedt gehen würde. „Ein Kommandant", setzte ich hinzu, „sei uns doch in Weimar zu Aufrechterhaltung guter Ordnung höchst nötig, und zwar ein solcher, der deutsch spräche."

„Wie steht es mit dem Herzog von Weimar? Kehrt er in sein Land zurück?" fragte der Kaiser.

Ich setzte hierauf näher auseinander, in welchen Richtungen und mit welchen Instruktionen unsere Kuriere nach ihm ausgesandt worden und wie groß unsere Verzweiflung sei, daß wir noch immer keine Nachricht von ihm hätten, ja nicht einmal eine sichere Spur von der Gegend, in welcher er sich befinden möge. Inzwischen hoffe man stündlich, welche zu erlangen, und sobald man in Weimar das Geringste erfahre, würde man es ganz gewiß mir schleunigst mitteilen.

„Nun wohl,“ sagte der Kaiser, „so bleiben Sie denn im Hauptquartier, bis Ihnen Kunde zukommt, und hinterbringen Sie mir dann solche unverzüglich. Wo ist die Großfürstin von Rußland, Ihre Erbprinzessin?“

„Ich weiß es nicht, Sire,“ erwiderte ich, „aber ich hoffe es in Berlin, wo sie durchgereist sein muß, zu erfahren, wenn anders Ew. Majestät zu erlauben geruhen, daß ich mich dahin begebe.“

„Das mögen Sie immerhin,“ versetzte der Kaiser, „und Ihre Erbprinzessin würde auch sehr wohl tun, sofort nach Weimar zurückzukehren.“

Ich nahm hier Gelegenheit, um Pässe zur Rückreise der Herzogin Mutter und des Erbprinzen nach Weimar zu bitten, welche mir sofort bewilligt wurden.

Der Kaiser kam nun nochmals auf seine Anwesenheit in Weimar zurück. „Ihre Herzogin“, sagte er, „hat sich sehr standhaft bewiesen, sie hat meine ganze Achtung gewonnen. Ich begreife, daß unsere rasche Ankunft in Weimar sie in große Bedrängnis setzte. Der Krieg ist ein häßliches Handwerk, ein barbarisches, vandalisches; aber was kann ich dafür? Man zwingt mich dazu wider meinen Willen.“

Nun nahm ich Gelegenheit, die traurige Lage unseres Landes zu schildern und nochmals hervorzuheben, wie not es uns tue, einen braven Kommandanten und namentlich Herrn Dentzel, in Weimar zu behalten.

Der Kaiser schien sich nicht gleich auf ihn zu besinnen und rief den Prinzen von Neufchatel, der in einem anstoßenden Kabinett war, herbei, um Auskunft zu geben. Dieser versicherte, Dentzel sei nach Lützen bestimmt, wir würden aber nach Weimar einen andern wackern Mann als Kommandanten erhalten. Da ich mich aber nicht dabei beruhigte, sondern wiederholt um Dentzels Beibehaltung zu bitten

wagte, so sagte der Kaiser lächelnd zu dem Prinzen: „Nun, sehen Sie zu, wie Sie es einrichten; ich wünsche allerdings, die Herzogin von Weimar zufrieden zu stellen; jedenfalls muß man den Weimaranern einen Kommandanten geben, der gute Ordnung hält und die deutsche Sprache versteht."

Hiermit endigte sich meine erste Audienz. Als ich in den salon de service zurückkam, lud der Obermarschall Duroc mich ein, an seiner Tafel mit zu speisen. Die Marschälle Lannes, Davoust und Bessieres, der General Rapp, der Minister Maret und viele andere Generäle waren von der Gesellschaft. Herr Maret hatte die Güte, mich aufs freundlichste zu begrüßen und an seine Seite zu nehmen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und heiter, die neuesten Kriegsbegebenheiten lieferten reichlichen Stoff. Der General Belliard, Chef des Generalstabs des Großherzogs von Berg, erzählte viel Interessantes aus Magdeburg, wo er vorgestern als Parlamentär gewesen, und man konnte aus seinen Äußerungen wohl schließen, daß diese Festung sich nicht lange halten würde.

Sodann ward die erst diesen Morgen überraschend schnell erfolgte Übergabe der Festung Spandau besprochen und mancher Witz auf Kosten des preußischen Generals gemacht, der darin kommandiert hatte.

General Rapp führte mich dem Grafen von Frohberg, königlich bayerischem Oberforstmeister, zu, der dem Kaiser von Bamberg aus als guide gefolgt war. Ich erinnerte mich, ihn schon in Weimar gesehen und mit seiner Schwester Melanie, einer geist- und talentvollen Dame und großen Verehrerin des Herzogs von Weimar, vor einigen Jahren bei der Familie von Stein zu Völkershausen viele vergnügte Tage verlebt zu haben. Es ist dieselbe Madame de Montjoie, welche später viele Jahre zu Paris als Hofdame der

Mad. Adelaide, Schwester des Königs Louis Philipp, lebte. Als ich sie im Jahre 1841 zu Neuilly wiedersah, bewahrte sie noch eine lebhafte Erinnerung jener Zeiten.

So wurde ich denn mit dem kaiserlichen Gefolge immer bekannter und dadurch um vieles unbefangener. Man riet mir, nachmittags den Prinzen von Neufchatel um die Ausfertigung der mir verheißenen Pässe zu bitten, aber erst gegen Abend gelang es mir, bei ihm vorgelassen zu werden.

Es ist schwer, den wunderlichen Eindruck wiederzugeben, den die originelle Weise, wie in seinem Bureau die Geschäfte verhandelt wurden, auf mich machte. Eine Menge junger Adjutanten, meist in Husarenuniformen, bewegte sich behaglich hin und her, so lustig und wohlgemut, als sei von ernsten Zwecken gar nicht die Rede. Gegen sie stach die kleine, gedrängte Figur, das strenge, fast mürrische Gesicht des schon ältlichen Prinzen, dessen ganzer Kopf etwas Antikes, Bronzeartiges hatte, auffallend ab. Er rief bald diesem, bald jenem eine lakonische Frage zu, oder erteilte ihm mit kurzen, raschen Worten einen Auftrag zu einer augenblicklichen Mission. Mit Blitzesschnelle schickte man sich zu dessen Befolgung an und verschwand, nicht selten mit einer humoristischen Äußerung, so schnell, als wäre man nie dagewesen. Jede Order, wie kurz und präzis und mit wie trockner, fast verdrießlicher Miene sie auch erteilt wurde, hatte doch einen Zusatz von gemütlicher Laune und individuellem Wohlwollen. Der Prinz ging mit der größten Leichtigkeit von einem Gegenstande zum andern über, doch hatte er immer das Ansehn zerstreut zu sein. Seine Entschließungen und Anordnungen schienen, wie Funken eines Feuersteins, immer erst durch äußern Anschlag geweckt werden zu müssen, aber dann auch augenblicklich mit größter Sicherheit hervorzuspringen. Dabei trug mitten in der größten Geschäftigkeit sein Äußeres immer das Gepräge der tiefsten Ruhe.

Schon eine ganze Weile war ich auf diese Weise Zeuge mannigfacher Expeditionen gewesen, als er nun erst auf mich zukam, um mein Anliegen zu vernehmen. „Der Kaiser", war seine Antwort, „hat mir noch nichts von den Pässen gesagt, die Sie verlangen; schreiben Sie mir darüber bis morgen früh, so kann ich seine Befehle einholen. Was Ihren Kommandanten in Weimar betrifft, so sprechen Sie mit dem General Hastrel, dem Chef meines Generalstabs, der insbesondere die Kommandantenlisten führt, er wird sehen, was sich für Sie tun läßt."

Ich eilte in mein Quartier, um mein Memoire an den Majorgeneral aufzusetzen, und suchte sodann den General Hastrel auf. Dieser würdige Mann, der mit einem schlichten Äußern das menschenfreundlichste Herz verband, sagte mir ganz aufrichtig, daß über Herrn Dentzel bereits anderweit disponiert sei und daß alle meine Bemühungen, ihn in Weimar zu erhalten, vergebens sein würden. Alles, was er für mich tun könne, bestehe darin, daß er Dentzel noch einige Tage länger bei uns lassen wolle, bis sich ein recht passender Offizier an seine Stelle finden würde; denn derjenige, der jetzt nach Weimar bestimmt gewesen, spreche kein Wort Deutsch und würde uns schwerlich sehr zusagen.

Noch am selbigen Abend erfuhr ich von dem Grafen Frohberg, daß ein Abgesandter des Herzogs von Braunschweig zu Wittenberg gewesen, aber von dem Kaiser aufs schlechteste behandelt worden sei. Napoleon habe ihm geradezu gesagt, daß er einen preußischen General Braunschweig, aber keinen Herzog von Braunschweig mehr anerkenne. Jener Abgesandte, Oberkammerherr von Münchhausen, sei in größter Verzweiflung abgereist, und ich dürfe mir daher um so mehr Glück wünschen, daß der Kaiser mich so freundlich aufgenommen. Herr von Münchhausen habe auch erzählt, daß der Herzog

von Weimar am 20. Oktober mit seinem Korps durch Braunschweig gezogen sei und seine Richtung gegen Stendal genommen zu haben scheine.

Sonntag, 26. Oktober.

Am andern Morgen hielt der Kaiser Revue über seine Garde, die im Garten dicht hinter dem Schlosse aufmarschiert war. Nach Beendigung dieser Revue gelang es mir, den Prinzen von Neufchatel wieder zu sprechen; aber statt der gehofften Beschlußfassung auf mein Memoire kündigte er mir an, das Hauptquartier werde soeben nach Charlottenburg verlegt und ich möge mich dort, von Berlin aus, morgen melden. Ich fuhr also mit Kapitän Lefebre alsbald nach Berlin ab. Eine Totenstille herrschte in dieser Stadt, die ein Teil des Armeekorps des Marschall Davoust besetzt hatte. Alle Einwohner waren in größter Spannung, niemand wagte sich aus den Häusern. Ich nahm meine Wohnung in der Stadt Rom, wo ich schon voriges Frühjahr gewohnt hatte.

Am andern Morgen fuhr ich zeitig nach Charlottenburg, wo soeben der Marquis de Lucchesini und der General Zastrow mit Friedensvorschlägen des Königs von Preußen angekommen waren. Der Prinz von Neufchatel wohnte im Erdgeschoß in den Zimmern des Königs, die Adjutanten zeigten mir eine Menge kleiner, militärischer Puppen, die in den Uniformen der verschiedenen Regimenter der preußischen Armee auf den Wandtischen aufgestellt waren, und unterließen nicht, spöttische Witzeleien darüber anzubringen. Als der Prinz von Neufchatel endlich erschien, sagte er mir: „der Kaiser habe noch immer keinen Befehl zur Ausfertigung der mir versprochenen Pässe erteilt, und er könne ihn auch jetzt nicht daran erinnern.“ In meiner Verzweiflung hierüber nahm ich mir vor, dem Kaiser selbst aufzupassen, wenn

er, wie es hieß, ausreiten würde. Ich ging die Treppe hinauf und kam in einen langen Saal, in welchem einige Bedienten einen kleinen Tisch zum Frühstück für den Erbgroßherzog von Baden bereiteten und in welchem ich einen jungen preußischen Husarenoffizier sehr trübsinnig in einer Fenstervertiefung stehen sah. Dieser gab sich mir als Prinz von Hessen-Philippsthal zu erkennen und erzählte, daß er erst gestern abend, einige Meilen von hier, gefangen und jetzt hierher gebracht worden sei. Indem trat der Erbgroßherzog von Baden mit seinem Adjutanten, dem Hauptmann, nachherigen badenschen General, von Grollmann, herein. Ich benutzte diesen günstigen Zufall, mich diesem Prinzen vorzustellen, der sehr erfreut schien, durch mich gute Kunde von dem Befinden seiner Frau Tante, der Herzogin von Weimar, zu erhalten, und sich aufs freundlichste ins Gespräch mit mir einließ, auch den Prinzen von Philippsthal und mich sofort zu seinem Frühstück einlud. Auf einmal entstand großer Lärm im Schloßhof, die reitenden Grenadiere und Chasseurs der Garde in ihren glänzenden Uniformen zogen in Parade auf, eine Menge reichgeschmückter Reitpferde und darunter der kleine, arabische Schimmel des Kaisers, wurden vorgeführt, und man verkündete, daß Napoleon feierlich in Berlin einziehen wolle. Ich eilte in den Hof hinab und suchte mich durch das Gedränge hindurchzuarbeiten, als ich plötzlich auf Herrn von Rauch, Major im preußischen Generalstab, stieß, den ich voriges Frühjahr zu Berlin in einer fröhlichen Gesellschaft im Tiergarten hatte kennen lernen. Er war jetzt mit dem General Zastrow vor wenig Stunden aus dem Hauptquartier des Königs hier angekommen und teilte mir aufs freundschaftlichste die für mich höchst interessante Nachricht mit, daß der König vor einigen Tagen einen Feldjäger auf Umwegen an den Herzog von Weimar geschickt habe, der

ihm die Entlassung aus dem preußischen Dienst und den bestimmten Befehl überbringe, das Kommando seines Korps sofort an den nachältesten General zu übergeben. Man kann leicht denken, wie sehr mich diese Nachricht, mitten in dem Wirrwar des Augenblicks, erfreute. Herr von Rauch sagte mir ferner, daß die Friedensunterhandlungen schon sehr weit vorgerückt seien und ein Waffenstillstand sich jede Stunde erwarten ließe.

Während wir sprachen, kam der General Zastrow aus der Audienz vom Kaiser zurück und einen Moment darauf sahen wir Napoleon sich zu Pferde schwingen, und von allen seinen Adjutanten und vielen anderen Offizieren umgeben, an der Spitze seiner Gardekavallerie den Triumphzug nach Berlin beginnen.

Nicht ohne Rührung schied ich von Herrn von Rauch[1] und warf mich eilig in meinen Wagen, um durch die herannahenden Truppenmassen nicht von der Straße nach Berlin abgeschnitten zu werden. So dicht an den kaiserlichen Prunkzug angeschlossen, mochten meine abgemagerten Pferde, mein alter, eingeschrumpfter Postillon und meine staubige Kalesche wohl grell genug dagegen abstechen; daher denn auch ein paar auf- und absprengende Husaren der Garde sich zum öftern bemühten, mein Fuhrwerk aus der Reihe hinauszudrängen und es selbst an flachen Säbelhieben auf meinen Postillon nicht fehlen ließen. Doch dieser behauptete sich tapfer in der einmal gewonnenen Richtung, während es mir jedesmal gelang, durch einige kecke Phrasen aus dem Wagen heraus die Angreifenden wieder zu beschwichtigen. So zog ich denn im eigentlichsten Sinne mit Napoleon zugleich in Berlin ein. Es war das schönste Wetter von der Welt; der

[1] Nachmals General der Infanterie und Kriegsminister.

unabsehliche Raum vom Brandenburger Tor bis zum Schlosse auf beiden Seiten der Linden mit allen Waffengattungen angefüllt, von tausendfachem Widerstrahle der Gewehre, Adler, Helme, Küraſſe durchblitzt, vom stolzen Siegesmarsch der Trompeten, Trommeln und Janitscharenmusik durchbraust, gab allerdings ein höchst imposantes Schauspiel.

Ich begab mich sogleich auf das Schloß, erkundete die Einteilung der Wohnungen und traf noch vor abends den General Rapp auf seinem Zimmer. Er gab mir zu verstehen, daß die Spannung, in der sich der Kaiser hinsichtlich der Richtung und der Operationen des vom Herzog von Weimar angeführten Armeekorps befinde, wohl an dem Verzug schuld sein möge, den die Ausfertigung der mir versprochenen Päſſe erlitt, und riet mir daher, sobald ich etwas Zuverlässiges erfahren könnte, es sogleich dem Kaiser zu hinterbringen.

28. Oktober.

Des andern Morgens suchte ich den mecklenburg-schwerinschen Gesandten, Oberhofmeister von Lützow, auf, den ich im letzten Frühjahr in Berlin kennen gelernt hatte und dem weimarischen Hofe sehr ergeben wußte. Dieser rechtschaffene und wohlwollende Mann bewies mir sofort die lebhafteste Teilnahme und ein Vertrauen, das mich ungemein ermunterte. Er hatte unsere Erbprinzessin, die Großfürstin Marie, auf ihrer Flucht durch Berlin gesprochen und von ihr eine ansehnliche Summe, ich glaube 6000 Taler, anvertraut erhalten, um darüber nach Umständen im Interesse des weimarischen Hofes zu verfügen. So waren denn die Geldbedürfnisse meines sich verlängernden Aufenthaltes gedeckt und die Möglichkeit begründet, bei der zu hoffenden Hierherkunft des Erbprinzen und des Herzogs ihnen jede Geldverlegenheit zu ersparen.

Sodann teilte Herr von Lützow mir noch mit, daß unsere Erbprinzessin von hier aus den Weg nach Schleswig und nicht, wie verlauten wollte, nach Stettin oder Danzig eingeschlagen und daß sie den entschiedenen Wunsch geäußert habe, bald nach Weimar zurückkehren zu können.

Am Abend desselben Tages suchte ich meinen Freund, den Kapitän Lefebre auf, der jetzt im Bureau des Stadtkommandanten, General Hulin, arbeitete. Er stellte mich sogleich dem General vor, einem langen, baumstarken, schon bejahrten Manne, der ein höchst kriegerisches imposantes Ansehn hatte. Nach der Idee, die ich mir von ihm aus seiner Mitwirkung bei der Hinrichtung des Herzogs von Enghien gebildet hatte, war ich nicht wenig verwundert, ihn überaus mild und freundlich gegen mich zu finden. Er verstattete mir freien Eintritt in sein Bureau zu jeder Stunde, um mich bei den daselbst unaufhörlich eintreffenden preußischen Offizieren nach dem Herzog von Weimar und seinem Korps zu erkundigen und vielleicht dadurch meinem Zwecke näher zu kommen. Zugleich bewilligte er mir die Erlaubnis, Estaffetten nach Weimar absenden zu dürfen, was mir von großer Wichtigkeit war, da ich von dorther weder die geringste Kunde bis jetzt erhalten, noch auch gewiß sein konnte, daß meine Meldungen dahin richtig eingetroffen seien. Schon im Heraustreten vom General begegnete ich einem preußischen Offizier, dessen Uniform mich schließen ließ, daß er zum Armeekorps meines Fürsten gehört habe.

Und so war es auch. Er hatte den Herzog von Weimar am 20. Oktober zu Braunschweig verlassen und erzählte, daß sich derselbe über Stendal mit dem Fürsten Hohenlohe habe vereinigen oder im Notfall nach Harburg ziehen wollen. Dieser Offizier hatte auch auf seiner Reise zum Hohenloheschen Korps, auf welcher er zuletzt gefangen wurde, jenen Feldjäger

getroffen, der vom König von Preußen an den Herzog mit der Aufforderung, das Kommando niederzulegen und in sein Land zurückzukehren, abgeschickt worden war; er bezweifelte aber, daß dieser Feldjäger den Herzog getroffen haben könne, weil der Weg zu ihm schon abgeschnitten gewesen. Dieser letztere Umstand schien mir vorzüglich wichtig genug, um dem Kaiser hinterbracht zu werden, auch gedachte ich bei dessen Meldung den Kaiser an die mir versprochenen Pässe zu erinnern.

29. Oktober.

Ich ging daher des andern Morgens auf das Schloß und ließ mich dreist beim Kaiser melden. Während ich im Vorzimmer wartete, machte ich die Bekanntschaft des Oberkammerherrn, Grafen von Bose und des Obristen und Generaladjutanten von Bronikowsky aus Dresden, die der Kurfürst an Napoleon abgesendet hatte. Graf Bose, ein langer, stattlicher Mann, von feierlichen, etwas breiten Formen, schien sehr erfreut, durch mich einiges nähere über das Schicksal der weimarischen Herrschaften zu hören, um die der Kurfürst, wie er mich versicherte, sehr bekümmert sei.

Auch die zwölf Männer, die der Kaiser aus den geachtetsten Bürgern Berlins zu Repräsentanten der ganzen Stadt und zu einem Comité administratif hatte erwählen lassen, harrten im Vorzimmer auf Audienz. Zelter, damals noch Maurermeister, der Freund unsres Goethe, war darunter. Sein schlichtes, besonnenes Wesen, seine ruhige, feste Haltung mitten in diesem Wirbel von Bedrängnissen und Nöten, waren ganz dieselben wie in glücklicheren Tagen und erbauten mich wahrhaft.

Nach einigen Stunden wurde ich in das Kabinett des Kaisers geführt. Er hörte ganz freundlich meine Erzählungen

der Nachrichten an, die ich von dem preußischen Offizier vernommen und aus denen ich den Schluß zu ziehen bemüht war, daß der Herzog von Weimar weder das Schreiben des Königs von Preußen, noch unsere Meldungen von Weimar aus empfangen haben könne.

„Der Herzog", antwortete er, „ist vom Marschall Soult dergestalt umstellt, daß er weder über die Elbe kommen, noch sonst entrinnen kann. Ich erwarte jeden Augenblick die Nachricht von seiner Gefangennehmung und werde sie Ihnen mitteilen lassen, damit Sie alsdann zu ihm reisen können."

Eine solche Eröffnung war natürlich nicht sehr geeignet mich zu beruhigen.

„Diese Gefangenschaft", sagte ich, „würde das unglücklichste Ereignis für uns sein; denn sie würde dem Herzog das Verdienst entziehen, freiwillig aus den Reihen der Feinde Eurer Majestät getreten zu sein. Und doch, wie konnte er mit Ehren von einem ihm anvertrauten Korps entfliehen, wenn er weder das Schreiben des Königs von Preußen, noch unsere weimarischen Meldungen über Eurer Majestät Willensmeinung empfangen hat? Sie sind zu gerecht, Sire, und zu großmütig, um ihm und der Herzogin und unserm unglücklichen Lande jenen so grausamen Zufall entgelten zu lassen." „Ich kann nichts dafür," erwiderte der Kaiser. „Wie die Sachen jetzt stehen, muß man vor allem die Gefangenschaft des Herzogs abwarten. Dann wollen wir weiter sehen."

Ich brachte nun die mir versprochenen Pässe für den Erbprinzen und für die Herzogin Mutter in Anregung.

„Sprechen Sie darüber mit Berthier," versetzte Napoleon, indem er hinaus in das Vorzimmer eilte und sich von da mit seinem ganzen Gefolge zu der Kurprinzessin von Hessen, Schwester des Königs von Preußen, begab, die in einem hintern Flügel des Schlosses, voll Vertrauen auf die Neu-

tralität ihres Schwiegervaters wohnen geblieben war und ganz kurz darauf die gewaltsame Vertreibung des Kurfürsten erfahren mußte. So war es mir nun nur allzu klar, daß die nahe Hoffnung auf des Herzogs Gefangenschaft den Kaiser in seinen günstigen Gesinnungen schwankend gemacht hatte. Welche düstern Besorgnisse mußten sich mir aufdringen!

Ich eilte, den Grafen Bose in seinem Quartier aufzusuchen, noch ehe er abreiste. Er hatte die Güte, einen Brief von mir nach Weimar zur schnellen und sichern Besorgung mitzunehmen, in welchem ich meine Verlegenheit meldete, auf schleunige Hierherreise des Geheimrats von Wolzogen antrug, so wie auf die des Erbprinzen, falls er vielleicht sich indessen schon in Weimar eingefunden haben sollte, und jedenfalls um neue Instruktionen bat. Bei dem Graf Bose traf ich den General Dombrowsky, denselben, der sich schon unter Cosziusko einen Namen erworben hatte und in der Folge in Polen eine so bedeutende Rolle spielte. Er war eben aus Neapel gekommen, auf Napoleons Einladung, der sich seiner bei der schon vorbereiteten Insurrektion in Polen zu bedienen gedachte. In seinem gestickten Hofrocke und nach der jovialen und gemütlichen Weise seines Benehmens hätte ich ihn eher für einen Hofmann, als für einen so tapfern Krieger und enthusiastischen Patrioten gehalten. Er erzählte höchst interessante Einzelheiten über den Zustand der Dinge in Neapel, über die Annehmlichkeit des dortigen Klimas und über die Leichtigkeit, dort Krieg zu führen, da die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens, fast ohne alle Bearbeitung, immer reichen Überfluß an Lebensmitteln gewähre. Die Freundlichkeit seiner Unterhaltung, seine und der beiden biedern Sachsen herzliche Teilnahme an meinem Kummer, heiterten mich ungemein auf, und noch oft habe ich in der Folge, zu Posen und Warschau, mich tätiger Beweise seines Wohlwollens erfreut.

Als ich in meinen Gasthof zurückkam, traf ich den Bankier Frege von Leipzig, der soeben mit den Herren Dufour-Feronce, Gruner und Blümner angekommen war, um als Deputierte das Interesse dieser wichtigen Handelsstadt bei dem Kaiser zu vertreten. Mit ihnen waren als Abgeordnete der Akademie der Astronom Himburg und der berühmte Rechtsgelehrte, Hofgerichtsassessor und Professor Erhard eingetroffen. Durch Frege wurde ich schnell mit diesen wackern Männern näher bekannt; gemeinsames Bedrängnis schloß uns vertraulich aneinander. Sie waren verlegen, wie und wo sie sich anmelden sollten, um recht bald zur Audienz zu gelangen.

30. Oktober.

Ich führte sie am andern Morgen zum General Rapp, der sich ihrer aufs tätigste annahm und ihnen schon am zweiten Tage die gewünschte Audienz verschaffte. Auch nachher hatte ich noch oft Gelegenheit, ihnen förderlich zu sein, und sie sind mir stets dankbar zugetan geblieben. Der General Rapp zeigte mir einen ganzen Korb Briefe, teils aus Leipzig, teils dahin gerichtet, die man auf verschiedenen Posten aufgefangen hatte. „Ich habe sie“, sagte er, „auf Befehl des Kaisers in politischer Hinsicht durchsuchen müssen, nun aber möchte ich sie gern in treue Hände bringen, da viele wichtige Wechsel und kaufmännische Anweisungen darunter sind, deren Verlust großen Nachteil bringen könnte.“ Ich schlug ihm vor, sie dem Bankier Frege anzuvertrauen, der als ein ebenso redlicher als verständiger Mann gewiß am besten damit gebahren würde. Dies geschah und Frege ward dadurch in den Stand gesetzt, nicht nur eine große Anzahl dritter Personen durch Übermachung der sie treffenden Briefe ungemein zu verbinden, sondern er fand auch für sein eigenes Haus reichliche Ausbeute.

Herr Denon, der sich mehrere Tage zu Potsdam verweilt und dort gleich eine Menge Kunstsachen für die Pariser Museen ausgesucht hatte, war inzwischen ebenfalls in Berlin angekommen und fuhr fort, sich meiner freundlichst anzunehmen.

31. Oktober.

Er brachte mich zu dem Minister, Staatssekretär Maret, von dem ich erfuhr, daß der Kaiser den jungen Mounier, Auditeur des Staatsrates, als Intendanten nach Weimar gesandt habe, bis unsere politischen Verhältnisse sich mehr aufgeklärt haben würden. Insofern die liebenswürdige Persönlichkeit dieses jungen Mannes und seine Anhänglichkeit an Weimar aus früheren Zeiten her[1] uns ein Gegengewicht gegen die unerschwinglichen Anforderungen des Herrn Villain zu Naumburg, dem die Generalintendanz über sämtliche herzogliche und fürstliche Lande in Thüringen übertragen war, hoffen ließ, konnte diese Ernennung allerdings sehr erwünscht scheinen; auf der andern Seite aber fand ich durch sie meine Besorgnis bestätigt, daß die Anerkennung der politischen Existenz des weimarischen Hauses noch keineswegs für so ausgemacht zu halten sei, als ich mir früher nach meiner ersten Audienz in Potsdam geschmeichelt hatte.

Die am 28. Oktober zu Prenzlau erfolgte Kapitulation des Fürsten von Hohenlohe war nunmehr zu Berlin be-

---

[1] Er war daselbst in dem Institute zu Belvedere erzogen worden, das sein Vater, der berühmte Präsident der Nationalversammlung, während seiner Emigration für junge Engländer errichtet hatte. Mounier der Sohn wurde in der Folge Kabinettssekretär Napoleons und starb als Pair von Frankreich im Jahre 1844 allgemein wegen seines edlen Charakters und ausgezeichneten Geschäftstalentes hochgeachtet und beklagt.

kannt geworden und hatte, wie ein furchtbarer Donnerschlag, alle Gemüter betäubt. Schon kamen ganze Scharen gefangener preußischer Offiziere bei dem Kommandanten, General Hulin an, unter denen ich viele gute Bekannte, teils von meinem Aufenthalte in Schlesien her, teils aus dem Lager um Weimar vor der Schlacht bei Jena, fand, aber keiner konnte mir sichere Kunde über den Herzog von Weimar und sein Korps erteilen.

Auch der Prinz August von Preußen war unter den Gefangenen und hatte die Erlaubnis erhalten, auf sein Ehrenwort in Berlin zu bleiben.

1. November.

Ich verfiel auf den Gedanken, nicht nur ihm, sondern auch seiner Frau Mutter, der Prinzessin Ferdinand, Großtante unserer Erbprinzessin, aufzuwarten, um vielleicht sowohl über letztere, als über den Herzog von Weimar nähere Kunde zu bekommen. Prinz August konnte mir nur schwankende Vermutungen mitteilen; die Prinzessin Ferdinand aber, die mich überhaupt sehr gnädig aufnahm, erzählte mir, mit lebhafter Teilnahme an unseren weimarischen Schicksalen, daß unsere Erbprinzessin-Großfürstin noch ganz kurz vor ihrer Abreise von Berlin nach Schleswig bei ihr gewesen und mit Tränen in den Augen versichert habe, wie sie nichts sehnlicher wünsche, als nur recht bald nach Weimar zurückkehren zu können. Sie hielt es daher für ausgemacht, daß, wenn ich die nötigen Pässe vom Kaiser auswirken könnte, diese Rückkehr alsobald statthaben würde. Die ausgezeichnete Achtung, die der Kaiser ihrem Gemahl, dem Prinzen Ferdinand, erwiesen, der verbindliche Besuch, den er ihr selbst gemacht, die Vergünstigung, die er ihrem Sohne, dem Prinzen August, widerfahren lassen, alles dieses hatte die Prinzessin Ferdi-

nand sehr für Napoleon eingenommen und an seine Geneigtheit zu einem baldigen Frieden glauben machen. So schmeichelte sie sich denn auch, daß eine schleunige Zurückkunft der Großfürstin nach Weimar unseren Angelegenheiten gar sehr förderlich sein, ja, vielleicht der erste Schritt zu einer friedlichen Ausgleichung mit Rußland werden würde. Ich ging mit Lebhaftigkeit auf diese Vorstellungsweise ein und stieg dadurch nicht wenig in ihrer Gunst. Mitten unter den Tränen, die meine Erzählungen über die näheren Umstände vom Tode ihres Sohnes, des Prinzen Louis Ferdinand, bei Saalfeld und des Generals Schmettau zu Weimar ihr entlockten, überließ sie sich doch den täuschendsten Hoffnungen auf einen baldigen und glücklichen Frieden.

Am 1. November traf der General Clarke von Erfurt ein, den der Kaiser zum Generalgouverneur von Berlin und den preußischen Provinzen am rechten Ufer der Elbe ernannt hatte. Er erzählte mir, daß er kurz vor seiner Abreise Pässe nach Weimar für den Erbprinzen übermacht habe, der zu Hamburg sein solle; weiter aber wußte er mir keine Aufklärung zu geben. Meine Unruhe stieg aufs höchste, denn noch immer hatte ich keine Zeile Nachricht von Weimar.

2. November.

Am 2. November abends langte der Kammerjunker von Kettenburg aus Schwerin bei Herrn von Lützow ein, von dem ich erfuhr, daß unsere Frau Erbprinzessin-Großfürstin vor kurzem in Wismar gewesen, dort den Erbprinzen von Schwerin gesprochen und sich in Lübeck mit ihrem Gemahl habe vereinigen wollen, um nach Weimar zurückzukehren. Er erzählte ferner, daß der Herzog von Weimar vor drei Tagen sein preußisches Armeekorps verlassen und in Güstrow

angekommen sei, wo er 2000 Taler aufgenommen habe, um weiterzureisen. Wohin aber? ob nach Hamburg oder Weimar? konnte er mir nicht angeben.

3. November.

Ich eilte mit dieser Nachricht zum General Rapp, ließ sie dem Kaiser hinterbringen und aufs dringendste um die versprochenen Pässe bitten. Allein während dem war der Prinz von Benevent, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in Berlin eingetroffen, die politischen Geschäfte nahmen nun einen regelmäßigen Gang und es schien vor allen Dingen nötig, Audienz bei ihm zu suchen. Dies war keine leichte Aufgabe, denn der Prinz wollte durchaus für niemanden sichtbar sein und nahm nicht einmal die Gesandten der mit Frankreich verbündeten Höfe an. Indes interessierten sich General Rapp und Obermarschall Duroc, der erst jetzt von seiner Sendung ins preußische Hauptquartier zurückgekommen war, aufs tätigste für mein Anliegen und rieten mir, am nächsten Vormittag, den vierten November im Vorzimmer des Kaisers den Augenblick wahrzunehmen, wo der Minister aus dem Kabinett des Kaisers herauskommen würde. Ich fand mich um 10 Uhr des Morgens ein und harrte in höchster Spannung fünf tödliche Stunden, die Blicke unverrückt auf die Tür des kaiserlichen Kabinetts geheftet. Was meine Qual noch vermehrte, war, daß Rapp und Duroc während dem, wie es ihre Geschäfte mit sich brachten, ab- und zugingen, und daß es mithin sich leicht treffen konnte, daß keiner von beiden zugegen sei, wenn der Prinz endlich herauskäme. Ich hatte soviel von dem kalten einsilbigen Wesen dieses Staatsmannes, von seinem scharfen, schneidenden Ton, von seiner ganzen wunderbaren Sinnesart gehört, daß das Bild, welches ich mir von ihm zusammensetzte, nichts

weniger als beruhigend war. Endlich öffnete sich das Kabinett und ein ältlicher, ziemlich starker Mann, mittlerer Länge, im gestickten, altfranzösischen Hofrocke und weiß gepuderten Haaren, hinkte gravitätisch heraus. Sein bleiches Gesicht, fast ohne alle Regung oder hervorstechenden Zug, schien wie ein dichter Vorhang vor die Seele gezogen, die kleinen graulichen Augen verrieten nicht den geringsten Ausdruck, nur um den feinen Mund zog sich ein leises, ernst-ironisches Lächeln. Der General Rapp stellte mich alsobald ihm vor und bewirkte, daß er mich in einer Stunde zu sich in sein Hotel unter den Linden beschied.

In gespanntester Stimmung fand ich mich ein und die Unterredung begann damit, daß er mich zu einer gedrängten Übersicht unserer politischen Stellung unmittelbar vor der Schlacht bei Jena und aller unserer Schritte und Begebnisse seitdem aufforderte. Es kam mir vor, als ob die etwa viertelstündige Darstellung unserer Angelegenheiten, die ich hierauf gab, ihm nicht mißfallen habe. Er hörte mir in ruhigster Aufmerksamkeit zu, während er – um sich das Stehen zu erleichtern – das eine Knie auf einen Stuhl setzte und diesen hin- und herschob. Als ich ausgeredet hatte, sagte er mir mit feierlichem Ernst und mit fast unbewegten Lippen:

„Der Kaiser ist durch das ganze Benehmen des Herzogs von Weimar beim Ausbruche des jetzigen Krieges, ganz besonders aber durch die Stellung eines Kontingents zur preußischen Armee und Übernahme eines Kommandos bei derselben tief verletzt worden (grièvement blessé), so daß er sich kaum hat entschließen können, die daraus abfließenden schlimmen Folgen in bezug auf die fernere politische Existenz des Herzogtums Weimar zurückzuhalten. Wenn es dennoch geschehen, so ist dies lediglich der hohen Achtung zuzuschreiben, welche einesteils die Herzogin von Weimar durch ihr standhaft edles

Betragen dem Kaiser eingeflößt hat, und welche andernteils Se. Majestät dem großherzoglich badenschen Hause, namentlich der Frau Markgräfin von Baden, widmet. Wenn Se. Majestät Sich für das Schicksal von Weimar zu interessieren und es zu begünstigen geneigt sind – was jedoch zu keinem bestimmten Entschluß noch gereift ist –, so hat man es lediglich jenen beiden Rücksichten und keinen andern in der Welt zu verdanken. Der Kaiser hat mir dieses mehrmalen wiederholt, indem er mit mir über Ihre Mission, mein Herr! und über Ihre verschiedenen Anträge gesprochen, und ich bin ausdrücklich beauftragt, Ihnen hiervon offizielle Eröffnung zu tun." Ich erwiderte, „daß es mir zweifach beruhigend sei, zu vernehmen, wie der Kaiser dem erhabenen Charakter der Herzogin Gerechtigkeit widerfahren lasse und wie seine geneigten Gesinnungen gegen das großherzoglich badensche Haus zu einem neuen Stützpunkt seines Wohlwollens gegen uns zu werden versprächen. Das Benehmen unsers Herzogs sei kein freiwilliges, willkürliches gewesen, die Gesetze der Ehre hätten es ihm vorgezeichnet und ich sei überzeugt, daß Se. Majestät auch ihm ihre Achtung, zumal bei näherer Kenntnis seines Charakters, nicht würde versagen können. Es richte mich überhaupt die zuversichtliche Hoffnung auf, daß ein Land, für welches Se. Majestät sich einmal gnädigst zu interessieren geruht hätten, schon dadurch für gesichert in seiner politischen Existenz zu achten wäre."

„Ich bin noch nicht berechtigt, die Absichten Sr. Majestät zu enthüllen," antwortete hierauf der Minister, „aber ich werde mich sehr freuen, wenn ich sie als mild und beruhigend ankünden darf."

„Wegen der Pässe, die Sie wünschen, will ich noch diesen Abend mit dem Kaiser sprechen."

Hiermit endigte sich diese Unterredung, in deren Ver-

lauf der Prinz von Benevent seine sehr ernste und feierliche Haltung doch immerhin mit einiger Freundlichkeit und einem gewissen behaglichen Wohlwollen gepaart hatte, das meinerseits weder Befangenheit noch Verlegenheit aufkommen ließ. Noch nie war ich in dem Fall gewesen, französisch in so gemessener, streng gebundener Rede sprechen zu müssen, allein ich befand mich in einer Art Exaltation, die über die Schwierigkeit dessen, was man unternimmt, nicht zu klarem Bewußtsein kommen läßt.

Noch in derselben Nacht traf der Kammerjunker Baron von Spiegel (jetziger Oberhofmarschall) als Kurier von Weimar bei mir ein und brachte mir die ersten Nachrichten von Weimar seit meiner Abreise. Und welche frohen, welche interessanten Nachrichten! Herr von Spiegel, der am 19. Oktober von Weimar auf gut Glück abgeschickt worden war, den Herzog aufzusuchen und ihm die Äußerungen des Kaisers über seine Rückkehr zu hinterbringen, hatte unsern Fürsten endlich, nach langem und gefährlichem Umherirren am 25. in Wolfenbüttel getroffen, hatte ihn über Königsluttern nach Stendal und dann bei seinem mitten unter den Angriffen der Franzosen glücklich bewerkstelligten Übergang über die Elbe bis Havelberg begleitet und war von da am 27. mit einem Schreiben des Herzogs an die Herzogin nach Weimar zurückgesendet worden. Dieses Schreiben fertigte mir jetzt die Herzogin mit einem eigenhändigen Briefe von ihr an den Kaiser zu, um beides unverzüglich zu übergeben. Das Schreiben des Herzogs ist in jeder Hinsicht zu merkwürdig, als daß ich es nicht seinem ganzen Inhalte nach hier einrücken sollte.

„A. S. A. S. Madame
la Duchesse regnante
de Weimar.

Havelberg, 27. Oct. 1806.

Monsieur de Spiegel m'a atteint avant-hier. Un détachement des corps, que je commandais, avait pris la route de Hameln, il a suivi celle-là, croyant m'y trouver et c'est cet incident-là et plusieurs autres qui l'ont induit en erreur et ont été la cause de ce qu'il ma trouvé si tard.

J'ai expédié le capitaine de Bose, au service de Saxe, au roi de Prusse, pour supplier Sa Majesté, de renvoyer toute suite mon bataillon à Weimar et j'ai adressé mes voeux au roi, pour qu'il décidât, si avec honneur je pouvais quitter Son service à présent, ou non.

J'attends journellement la réponse. Vous savez, que je n'ai eu dans le dernier temps aucune influence à Berlin, que l'on ne m'y aimait point et que j'aurais quitté le service Prussien cet été, si les loix de l'honneur ne m'avaient pas forcé de suivre l'armée à cette guerre-ci.

Il y a vingt ans que j'y sers. Je ne pouvais m'en détacher sans un blâme et la persuasion d'avoir fait son devoir et une réputation pure c'est la seule consolation véritable, qui ne nous quitte jamais, si le malheur nous dérobe les agrémens de l'existence.

Il m'est connu, que l'empereur honore le soldat, qui fait son métier avec zèle; il ne pourra donc jamais me mépriser. Sa volonté suprême décidera du sort de ma famille et de mon pays.

Il est à espérer que la haute clémence de sa Majesté Impériale inspirera à ce monarque-vainqueur des sentimens équitables par rapport â Notre Saxe. Elle est dans Ses mains.

Je désire qu'il s'adoucisse et que Sa Majesté Impériale m'accorde Son estime.

Par rapport à ce que Vous avez fait pour Weimar, avec quelle constance et avec quel courage Vous avez supporté les adversités, il n'y a qu'une voix là-dessus: Votre propre conscience seule peut Vous en récompenser complètement. Vous Vous êtes faite une réputation digne des temps passés! Que la providence Vous bénisse et Vous fasse jouir du fruit de Vos bonnes actions!

Je n'écris à personne qu'à Vous. Dites tout cela verbalement à Voigt et à Wolzogen. Je fais passer Mr. de Spiegel par Hambourg pour y intimer à mon fils ainé, de s'en retourner auprès de Vous; je crois qu'il doit être dans cette ville.

Il y a déjà quelques jours que j'ai écrit à Hinzenstern, de s'en retourner à Weimar avec Bernard.

Adieu, ma bonne amie. Que Vous soyez heureuse, comme Vous le méritez.

C. A. Duc de Weimar."

Es war also gewiß, daß der Herzog, als er den Baron von Spiegel abfertigte, das Schreiben des Königs von Preußen, worin ihn dieser von allen Verpflichtungen gegen ihn losgab und zur Niederlegung des Kommandos aufforderte, noch nicht erhalten hatte. Nichtsdestoweniger hatte er durch Absendung eines Offiziers an den König einen unzweideutigen Beweis gegeben, wie er sich von der preußischen Sache zu trennen und dem Willen des Kaisers nachzukommen bereit sei, sobald nur die Ehre es verstatte. Daß der Herzog sich wirklich von der Armee entfernt habe, ging freilich daraus noch nicht hervor, und auch zu Weimar wußte man nichts davon; aber die Aussage des Herrn von Kettenburg, daß

der Herzog zu Güstrow angekommen, füllte diese Lücke glücklicherweise aus, und es ließ sich mit Zuversicht annehmen, daß das Schreiben des Königs kurz nach Baron Spiegels Abreise dem Herzog zugekommen sein und seinen Abgang von der Armee zur Folge gehabt haben müsse. Und so konnte die Gesinnung, die der Brief des Herzogs an seine Gemahlin ausdrückte, dem Kaiser in um so günstigerem Lichte dargestellt werden, als sie noch eine freiwillige, nicht schon durch das Entlassungsschreiben des Königs eine unwillkürliche war. Unter solchen Betrachtungen, wie unter wechselseitigen Erzählungen unserer bestandenen Abenteuer, verfloß die Nacht.

5. November.

Sogleich am Morgen wurde Herrn von Lützow trauliche Mitteilung gemacht, Rat gepflogen und sodann aufs Schloß zum General Rapp geeilt.

Wir wurden zum Warten in das Vorzimmer beschieden. Nach einer Weile fand der Erbgroßherzog von Baden sich daselbst ein. Erfreut über das, was ich ihm von Weimar und von den auf seine Frau Mutter bezüglichen Äußerungen des Prinzen von Benevent erzählen konnte, lud er mich für den nächsten Tag zu sich ein. Auch der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt erschien im Vorzimmer, der als ein damals blutjunger Herr von sechzehn Jahren soeben angekommen war, dem Kaiser zum erstenmal vorgestellt werden und dann die Kampagne mitmachen sollte. Sein Begleiter, der Obrist von Morranville, war mit unserm Kammerherrn von Pappenheim sehr wohl bekannt, und so knüpfte sich um so leichter vertrauliche Unterredung an. Jene beiden Prinzen wurden nach einigen Stunden, einer nach dem andern, zum Kaiser eingeführt und bald darauf wieder entlassen;

aber meine Stunde wollte noch immer nicht schlagen. Der Oberkammerherr Graf Bose aus Dresden, der eben von da wieder angelangt war, sollte nun erst noch sein Kreditiv übergeben; er richtete mir viel Freundliches von dem Kurfürsten an die weimarischen Herrschaften aus. Deputationen aus allen Orten und Enden waren auf diesen Vormittag zur Audienz bestellt. Zum erstenmal erblickte ich jetzt den Generalintendanten der Armee, Daru, einen kleinen untersetzten Mann von rabenschwarzen Haaren und Augen und der frischesten Gesichtsfarbe, der, sein inhaltreiches Portefeuille unter dem Arm, raschen Schritts und feurig schroffen Blickes durch die Reihen der Wartenden hindurcheilte.

Um meine Verzweiflung voll zu machen, langte auch noch ein Ordonnanzoffizier, der Graf Turenne, mit wichtigen Depeschen an, den Napoleon vor einigen Tagen mit einer geheimen Sendung beauftragt hatte. Schwerlich aber wäre in irgend einem andern kaiserlichen oder königlichen Vorzimmer so ungezwungene und lebhafte Unterhaltung vergönnt gewesen.

Der General Dombrowsky, die kaiserlichen Generaladjutanten Rapp, Mouton, Bertrand und der Obermarschall Duroc gingen ab und zu, sprachen über die Neuigkeiten des Tags bald mit humoristischer Laune, bald mit lakonischem Ernste, so daß ich mich wohl aufs interessanteste unterhalten finden mochte, hätte nur die innere Ungeduld mich nicht verzehrt.

Endlich kam der ersehnte Moment; ich wurde in das kaiserliche Kabinett gerufen, in dessen Mitte Napoleon in der schlichten grünen Chasseuruniform, den Hut unter dem Arm, in ziemlich trotziger Stellung stand, etwas weiter zurück der Prinz von Benevent.

Hatte ich bei meinen beiden früheren Audienzen mich des

freundlichsten Empfangs zu erfreuen gehabt, so wurde ich jetzt durch die Heftigkeit überrascht, mit welcher der Kaiser mir die bittersten Vorwürfe über das Benehmen des Herzogs, meines Herrn, entgegenrief. Ich beeilte mich, das Schreiben der Herzogin zu übergeben und zu bemerken, daß der angefügte Originalbrief des Herzogs an seine Gemahlin (von welchem ich alsbald eine Kopie dem Prinzen von Benevent zustellte) wohl ein besseres Licht über jenes Benehmen verbreiten möchte. Der Kaiser überblickte diese Papiere nur äußerst flüchtig und fuhr fort, mir die Stellung eines weimarischen Truppenkontingents an Preußen und die vom Herzog persönlich übernommenen Kriegsdienste mit Ungestüm vorzuwerfen.

Vergebens machte ich alles dasjenige geltend, was zur Entschuldigung dieser Verhältnisse dienen konnte, und bat wiederholt aufs dringendste, den Inhalt des Schreibens der Herzogin und seine Beilage näher zu würdigen.

„Mein Herr Rat!“ – sagte der Kaiser zu mir – „ich bin zu alt, um auf Worte zu bauen, ich halte mich an Tatsachen. Weiß Ihr Herzog wohl, daß ich ihn billig der Regierung entsetzen sollte? Wenn ich gleichwohl dies bis jetzt noch nicht getan, so liegt die Ursache bloß in meinem Wohlwollen für die Frau Herzogin und darin, daß ich, gastlich in ihrem Schlosse aufgenommen, einer Fürstin, die schon so viel gelitten, gern noch größern Schmerz ersparen wollte. Sie, mein Herr! bemühen sich zwar, Ihren Herzog zu entschuldigen; das ist Ihre Pflicht und Sie tun ganz recht daran; aber auch mir ist es Pflicht, Fürsten, die so gegen mich handeln, wie der Ihrige, ohne weiteres abzusetzen. Wenn man nicht mehr als ein paar hundert Mann aufstellen kann, so muß man sich ruhig verhalten; nicht einmal der Herzog von Braunschweig, der Verbissenste meiner Feinde, hat ein Trup-

penkontingent an Preußen gestellt“ (hier sah er den Prinzen von Benevent fragend an); „der Herzog von Gotha hat es sich nicht im Traume einfallen lassen, aber ich weiß schon, man hat dem Ehrgeiz Ihres Herzogs durch ein Kommando geschmeichelt und so das Netz um sein Haupt gesponnen. Es ist fürwahr jetzt die beste Zeit, seine Staaten im Nu zu verlieren. Sie sehen, wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen. Wie diesen Hut“ – hier warf er ihn zornig zur Erde – „will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich, es mit Ihrem Fürsten ebenso zu machen!“

„Beim Himmel! wenn man nicht wenigstens hunderttausend Mann und eine gute Anzahl Kanonen hat, soll man sich nicht unterstehen, mir den Krieg machen zu wollen. Und diese Preußen hatten wohl soviel und mehr: was hat es ihnen geholfen? Ich habe sie zerstreut, wie Spreu im Winde, ich habe sie niedergeschmettert und sie werden fürwahr sich nicht mehr aufrichten. Und was will ich denn? Führe ich den Krieg nur zur Lust? Hat man nicht durch höhnische Herausforderung mich dazu gezwungen?“

„Wäre Ihr Herzog klug gewesen, so hätte er sich ganz ruhig halten, sich an den Rheinbund anschließen sollen; ich hätte ihn, wohl gar mit Vorteil, darin aufgenommen, und es würde jetzt ganz anders mit ihm stehen.“

„Sire,“ fiel ich ein, als er einen Augenblick zu toben aufhörte, „wie hätte der Herzog von Weimar sich an den Rheinbund anschließen können, zu welchem ihm auch nicht die leiseste Aufforderung zukam, dessen Abschluß ihm erst kund wurde, als die preußischen Armeen schon ganz Sachsen in kriegerischer Haltung überzogen? Von Friedrichs des

Zweiten, seines Großoheims, Zeiten her war das politische Verhältnis unsers kleinen Staates eng an Preußens Politik angeknüpft, wie es geographische Lage, Religions- und Familienverwandtschaft und die ganze Natur des preußischen Übergewichts in Norddeutschland mit sich brachten; schon lange war der Herzog preußischer General gewesen, ehe die leiseste Spannung zwischen Preußen und Frankreich, die man ja immer für natürliche Alliierte hielt, bemerklich wurde; jetzt wo sie, überraschend hervorgetreten, plötzlich zu unseligem Krieg ausbrach, wie konnte da der Herzog früherm Bündnis und seiner ritterlichen Ehre untreu werden? Und hätte nicht Preußen in solcher Krisis ihn und sein Land alsobald feindlich behandeln müssen?"

„Ei was" – rief der Kaiser noch immer höchst zornig – „die nahe Verwandtschaft Rußlands mit Weimar hätte es wohl nicht dazu kommen lassen; in dieser Verwandtschaft mußte der Herzog, wenn ihn nicht eigene Leidenschaft gegen mich verblendete, die sicherste Schutzwehr gegen alle Gefahr und gegen alle Übel finden, die ihm von Preußen her irgend drohen konnten. Aber nein, sein Ehrgeiz überwog, er wollte eine Rolle spielen, nun mag er dafür büßen, da er seine Familie und sein Land ins größte Elend gestürzt hat."

„Wohlan," entgegnete ich im leidenschaftlichsten Eifer, „Eure Majestät können gerade daraus abnehmen, welch ein guter und edler Fürst unser Herzog sein muß, daß noch jetzt, nachdem wir die unglücklichen Opfer dieser unvermeidlichen Verbindung mit Preußen geworden, wir dennoch alle, seine Untertanen und Diener, willig Blut und Leben daran setzen wollen, um nur unsern Fürsten und ihn uns zu erhalten!"

„Mit meinem Kopfe möchte ich dafür bürgen, daß Euer Majestät den Herzog Ihrer ganzen Achtung wert finden werden, sobald Sie ihn näher kennen lernen. Wohl hätten viel-

leicht auch wir in dem Rheinbunde eine sichere Stütze und Garantie unserer politischen Existenz finden mögen, aber gebieterische Pflichten hemmten die Freiheit jeder desfallsigen Äußerung."

„Kaum hatten die ersten preußischen Rüstungen begonnen, als der König in einem eigenhändigen Briefe den Herzog aufforderte, sich, gleich dem Kurfürsten von Sachsen, an ihn anzuschließen. Wie konnte der Herzog, der wohl früher die preußischen Kriegsdienste zu verlassen gewünscht hatte, jetzt seinen Abschied fordern, ohne feig und treulos zu erscheinen? Und wie können Sie, Sire! der Sie die Ehrenlegion erschaffen haben, einen Fürsten darum verdammen, daß er die Gesetze der Ehre unverbrüchlich befolgt hat? Eure Majestät sehen doch, daß der Herzog der Partei, die er einmal, wenn auch unwillkürlich, ergriff, treu zu bleiben weiß, solange die Ehre es fordert; von einem solchen Fürsten können auch Eure Majestät, wenn jene früheren Verbindungen einmal gelöst sind, nur die treueste Ergebenheit und das loyalste Benehmen erwarten."

„Nun gut" – versetzte Napoleon in milderem Tone – „ich sehe wohl, daß Sie ein guter Advokat sind. Wo ist Ihr Herzog in diesem Augenblick?"

„In Güstrow war er zuletzt," antwortete ich, „soviel ich durch einen mecklenburgischen Edelmann, den Baron von Kettenburg erfahren habe."

„Warum aber kommt er nicht hierher?" fiel der Kaiser ein.

„Weil er Euer Majestät Befehle und die nötigen Pässe zu seiner Hieherreise erst abwarten muß," entgegnete ich.

Hierauf wendete sich der Kaiser zu dem Prinzen von Benevent mit den Worten:

„Wohlan! so mögen denn die Pässe ausgefertigt werden, die der Herr Rat hier verlangt, und zwar für alle Glieder

der herzoglichen Familie, auch für die Großfürstin-Erbprinzessin; man soll ihr überall unterwegs mit der Auszeichnung begegnen, die ihr hoher Rang erheischt; aber" – hier sprach er mich wieder mit feierlichem Nachdruck an – „aber machen Sie es Ihrem Herzog recht einleuchtend (faites lui bien sentir), daß er sein Land und seine politische Existenz einzig und allein der hohen Achtung, ja der innigen Freundschaft verdankt, die ich für seine Gemahlin, die Frau Herzogin, gefaßt habe, und dann auch den freundschaftlichen Gesinnungen und der Anhänglichkeit, die ich für ihre würdige Schwester, die Frau Markgräfin, hege, sowie für das gesamte badensche Haus. Dieses vortreffliche Schwesterpaar sollte allen Fürstenhäusern in Europa zum Beispiel und zur Nacheiferung dienen, und alles, was ich für Weimar noch irgend tun werde, wird ganz allein aus Rücksicht für sie geschehen."

Hiermit endigte diese denkwürdige Audienz und in ziemlicher Erschöpfung eilte ich ins Vorzimmer zurück, wo Herr von Spiegel in peinlichster Unruhe meiner wartete. Ich beschloß, den Hofbedienten, den ich bei mir hatte, als Kurier nach Weimar zu senden, um schnell und sicher ausführliche Meldung dahin zu bringen, und verwandte einen guten Teil der Nacht zu Entwerfung meiner Berichte.

Als ich am andern Morgen zu dem Erbgroßherzog von Baden kam, erzählte mir dieser, daß er gestern abend mit dem Kaiser gespeist und von ihm viel Freundliches über unsere Angelegenheiten und meine gestrige Audienz vernommen habe. Er bezeigte mir seine lebhafte Freude über die günstige Wendung unserer Angelegenheiten und beklagte nur, daß alle Verwendungen, die er und seine Mutter für das Haus Braunschweig eifrigst versucht hätten, eines gleich glücklichen Erfolges gänzlich ermangelten.

6. November.

Des Nachmittags wurde ich wieder aufs Schloß gerufen und empfing hier aus der Hand des Obermarschalls Duroc ein Antwortschreiben des Kaisers an die Herzogin, welches die Aufschrift hatte:

„A ma Cousine, la Grande-Duchesse
de Saxe-Weimar.“

„Zu Weimar?“ fragte ich, eine Verwechselung mit der Frau Großfürstin-Erbprinzessin oder sonst einen Irrtum besorgend.

„Allerdings zu Weimar,“ war die Antwort, und so fand ich denn reichlichen Anlaß, mich mannigfachen Kombinationen und Vermutungen über die gesteigerte Titulatur unserer verehrten Fürstin hinzugeben. Man versicherte mir zugleich, daß die Ausfertigung der erforderlichen Pässe gemessenst anbefohlen sei und daß der Kaiser unsere Angelegenheiten für beendigt und die Souveränität des Herzogs von Weimar für anerkannt erklärt habe. Sowohl Duroc als die anwesenden Generaladjutanten beglückwünschten mich deshalb. General Rapp führte mich auf sein Zimmer, wo er mir erzählte, daß der Kaiser erst heute nach nochmaliger Besprechung mit dem Prinzen von Benevent sich definitiv zu unsern Gunsten entschieden habe, und daß Se. Majestät mit der Art und Weise, wie ich meine Mission erfüllt, ganz zufrieden geschienen hätten.

Er fügte hinzu, wie sehr es ihn freue, seine Verehrung für das herzogliche Haus durch tätige Mitwirkung zur Förderung meiner Angelegenheiten haben darlegen zu können.

Und in der Tat hat dieser Mann noch oftmals in der Folge bewiesen, wie sehr ihm diese Versicherung vom Herzen gegangen.

Wer war nun froher als ich? Aus den trübsten Besorgnissen, aus quälender Ungewißheit sah ich mich plötzlich in beruhigende Gewißheit über das Schicksal des weimarischen Landes und meines hochverehrten Fürstenhauses versetzt und von manchem neuen Strahl von Hoffnung umleuchtet. Heftige Kämpfe, drangvolle Stunden und Tage hatte ich bestanden und – dies sagte mir mein Bewußtsein – mit Mut und Treue bestanden; in einer mir gänzlich neuen fremden Welt hatte ein günstiger Stern mich glücklich geleitet, und noch günstigere Erfolge glaubte ich von der baldigen persönlichen Erscheinung des Herzogs am kaiserlichen Hofe und von der Rückkehr unserer Frau Erbprinzessin-Großfürstin hoffen zu dürfen.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als obige Vorgänge – sowohl nach Weimar, als an den Herzog – treulich zu berichten. Den letzteren eiligst aufzusuchen, übernahm der Baron von Spiegel, konnte ihn jedoch erst nach mehrfachem Umherirren in Schleswig treffen, wo damals die Frau Erbprinzessin-Großfürstin sich aufhielt. Ich meldete ihr gleichfalls das Vorgegangene durch Herrn von Spiegel, bei Übersendung der kaiserlichen Pässe.

In meiner Depesche nach Weimar beantragte ich dringend, daß der Erbprinz möglichst bald mit dem Geheimrat von Wolzogen nach Berlin kommen möge, um dem Kaiser aufzuwarten, je ungewisser es sei, ob und wann der Herzog selbst eintreffen könnte. Man wollte jedoch in Weimar diesen meinen Antrag nicht genugsam motiviert finden, auch war der Erbprinz von der Reise, die er kurz vor der Schlacht bei Jena nach Niedersachsen unternommen, erst vor wenig Tagen zurückgekommen und von all der Sorge und Unruhe der letzten traurigen Wochen noch äußerst ergriffen.

Zu meinem großen Verdruß brachte jener Kurier, welcher

meine lebhafte Freude über das Ergebnis der letzten Audienz bei dem Kaiser an mir bemerkt hatte und daraus allerlei abenteuerliche Hoffnungen ableitete, zu Weimar die albernsten Gerüchte von einer uns noch bevorstehenden Landesvergrößerung in Umlauf, die nun freilich mit einem gleichzeitig von dem französischen Intendanten Villain zu Naumburg eingetroffenen Dekrete, nach welchem der Kaiser dem weimarischen Lande 2,200,000 Fr. Kontribution auflegte und es als pays conquis betrachtete, den grellsten Kontrast bildeten.

Ich erhielt Befehl, über dieses Ansinnen Aufklärung zu verschaffen und die dringendsten Vorstellungen dagegen zu machen. Man wies mich an den Generalintendanten der Armee, Daru, den schon der allgemeine Ruf als einen äußerst strengen und harten Mann bezeichnete. Wie sehr fand ich das bestätigt! Vergebens schilderte ich ihm mit den lebhaftesten Farben die Not und Erschöpfung unsers Landes, vergebens die Unmöglichkeit, eine so große Kontribution aufzubringen, zumal bei der durch die ausgestandene Plünderung herbeigeführten Kreditlosigkeit. Die uns auferlegte Kontribution, äußerte er, sei ja nur einem Jahresbetrag der Kameral- und Steuerrevenuen des weimarischen Landes gleich und weniger könne man prinzipmäßig gar nicht anfordern. Nicht darauf, was wir leisten zu können glaubten, sondern darauf, was der Kaiser von uns fordere, komme es an; ihm sei es Pflicht, die Befehle des Kaisers pünktlich zu vollziehen, ohne weder rechts noch links zu blicken. Und als ich ihm insbesondere die Unerschwinglichkeit der von der Stadt Jena verlangten großen Fleischlieferung für das dort errichtete französische Lazarett vorstellte und hinzufügte, daß selbst die dasigen Professoren dem empfindlichsten Mangel ausgesetzt seien, erwiderte er: „Mais je ne vois donc pas du tout la nécessité, que ces messieurs mangent de la viande.“

So schied ich denn ohne den geringsten Trost von ihm. Die mir freundlicher gesinnten Franzosen Maret, Rapp, Denon, suchten mich durch Hinweisung auf die nahe Ankunft des Herzogs zu beruhigen; erst von dieser werde eine mildere Beschlußfassung des Kaisers hinsichtlich unserer Kontribution abhängen und ich möge daher nur alles aufbieten, um jene Hieherkunft zu beschleunigen. Aber die Tage verstrichen mir in qualvoller Erwartung, fast jeder derselben brachte mir neue Lamentationen von Weimar, und keiner die geringste Nachricht von meinem Fürsten.

Erst am 15. November meldete mir Herr von Spiegel aus Hamburg, daß er nach langem Umherirren den Herzog in Schleswig getroffen und daß derselbe nun ehestens von Hamburg aus in Berlin eintreffen wolle. Dasselbe verkündete mir am 19. November ein Brief des Hofmarschalls von Egloffstein (der den Herzog in die Kampagne begleitet hatte), aber ebenfalls ohne nähere Bestimmung des Tags. Mit jeder Stunde stieg meine Unruhe und kaum wußte ich das lange Ausbleiben des Herzogs, das den Franzosen mehr und mehr auffiel, genugsam zu entschuldigen.

Dazu kam, daß man jeden Augenblick die Abreise des Kaisers zu seiner inzwischen nach Polen vorgedrungenen Armee erwartete, und ich daher fürchten mußte, der Herzog werde ihn gar nicht mehr treffen. Am 20. abends langte infolge meiner erneuten dringenden Anträge unser Erbprinz in Berlin ein, aber nicht, wie ich gebeten und gehofft hatte, in Begleitung des Geheimrats von Wolzogen, sondern in der des Kammerherrn von Pappenheim. Der Prinz von Benevent und die Generäle Clarke und Rapp unterstützten meine Bemühungen, dem Erbprinzen sogleich Audienz zu verschaffen, auf das freundlichste, allein Napoleon war ge-

reizt durch das lange Ausbleiben des Herzogs und wollte erst dessen Ankunft erwarten.

Endlich am späten Abend des 23. November erfolgte sie. Vergebens würde ich die Empfindungen zu schildern versuchen, die mich bei diesem so lang ersehnten Wiedersehen meines geliebten Fürsten erfüllten. Der Herzog bezeugte mir alsobald seine Zufriedenheit mit meinem bisherigen Verhalten und lehnte aufs huldreichste jede Entschuldigung ab, die ich ihm darüber machen wollte, daß ich, um bei den französischen Behörden leichtern Zutritt zu erhalten und meiner Mission mehr Ansehen zu verschaffen, mich eigenmächtig mit der weimarischen Hofuniform bekleidet hatte. Die halbe Nacht verfloß unter Erzählung und Schilderung alles dessen, was sich zu Weimar in den ersten Tagen nach der Schlacht von Jena zugetragen und was ich hier in Berlin erlebt und beobachtet hatte. Voll freudiger Hoffnung eilte ich am andern Morgen aufs Schloß, um die Ankunft des Herzogs zu melden, aber die Bestimmung des Kaisers über die von mir im Namen des Herzogs erbetene Audienz ließ sich den ganzen Tag über vergebens erwarten und am nächstfolgenden Morgen mußten wir zu nicht geringer Überraschung erfahren, daß er in der Nacht noch – angeblich nach Küstrin – abgereist sei.

Der Prinz von Benevent und der Generalgouverneur Clarke, die dem Herzog alsbald aufwarteten, suchten ihn zwar auf alle Weise zu beruhigen, indem sie das Benehmen des Kaisers als unwillkürlich durch die höhere Notwendigkeit schneller Abreise geboten darstellten, auch zu seiner baldigen Wiederkehr Hoffnung machten. Es blieb jedoch kaum möglich, zu verkennen, daß lediglich die Empfindlichkeit des Kaisers über die verzögerte Hieherkunft des Herzogs die wahre Ursache der versagten Audienz war. Ein ähnliches Mißgeschick traf den Kurfürsten von Sachsen, der zwar schon unter-

wegs nach Berlin die Abreise des Kaisers erfahren, jedoch gleichwohl seine Reise fortgesetzt hatte. Der Herzog sandte mich sogleich zu ihm, um die Stunde zu vernehmen, in der er ihm aufwarten könnte; ich ward von diesem ehrwürdigen Fürsten aufs wohlwollendste empfangen und mußte ihm genauen Bericht über unsere Erlebnisse und jetzigen Verhältnisse abstatten. Beide Fürsten besuchten sich hierauf wechselseitig und mögen wohl traulicher als je Empfindungen und Ansichten über die neuesten großen Zeitereignisse ausgetauscht haben.

Zweiter Abschnitt

November 1806 bis Juli 1807

Berlin war um jene Zeit immer voll der falschesten, zum Teil abenteuerlichsten Gerüchte; bald sollten die Friedenspräliminarien mit Preußen bereits unterzeichnet sein, bald die französische Armee ungeheure Verluste erlitten haben und Napoleon sich in der mißlichsten Lage befinden. Der Haß gegen denselben wurde durch die unwürdigen Ausfälle in den Armeebulletins und im „Telegraphen“ gegen den König und die allgeliebte Königin Louise, täglich gesteigert und es galt für Patriotismus, allen Nachrichten, die den Franzosen nachteilig waren, alsobald Glauben zu schenken. Ich erinnere mich, daß mein Arzt, der wackre Dr. Böhme, eines Morgens mit der geheimnisvollen Eröffnung in mein Zimmer trat, daß in der letzten Nacht die Leiche Murats, des Großherzogs von Berg, angekommen und in tiefster Stille in der Domkirche beigesetzt worden sei. Gleichzeitig habe er aus sicherer Quelle vernommen, daß Napoleon gefährlich verwundet worden in kurzem hier durch nach Paris zurücktransportiert werden solle. Es hielt schwer, ihm einige Zweifel an diesen Kunden beizubringen. Gleichwohl war dieser Arzt übrigens ein sehr verständiger, ruhiger und gemäßigter Mann, der mir bei meiner lebhaften Unruhe und Aufregung, die mir oft Brustkrämpfe zuzog, jederzeit wohlmeinend predigte: „vis tranquilla facit, quod violenta nequit“.

Mitten unter dem Wirrwarr und den Bedrängnissen jener Tage waren mir nicht selten zufällige Begegnisse ungemein wohltuend. So traf ich eines Abends spät am Eingang des Hotels des Prinzen von Benevent einen ältlichen Mann von würdigem Ansehen, der über den soeben vom Portier empfangenen Bescheid, daß der Prinz durchaus nicht zu

sprechen sei, sich ganz verzweiflungsvoll geberdete. Ich redete ihn an und erfuhr, daß er der Senator Rodde[1] von Lübeck und soeben von dort angelangt sei, um über die Plünderung Lübecks Beschwerde zu führen und um Linderung des dortigen unbeschreiblichen Notstandes zu bitten. Als ich ihm Teilnahme bezeigte und ihn sofort zu einem Vertrauten des Prinzen von Benevent führte, der ihm für den andern Morgen Audienz zu verschaffen versprach, ward er so gerührt, daß er Tränen des Dankes vergoß. Auch den kurz nachher eingetroffenen Gesandten von Hamburg und Bremen, den Senatoren Doormann und Gröning, glückte es mir nützliche und wohlwollende Bekanntschaften zu Förderung ihrer Anliegen zu verschaffen, und sie haben mir stets in der Folge ein dankbares Andenken bewahrt.

Eines Abends, als ich in der Stadt Rom einem hamburgischen Abgeordneten Soltau gegenüber saß, der zufällig meinen Namen hörte, fragte er mich, ob ich etwa ein Sohn des weimarischen Gesandten sei, der den hanseatischen Geschäftsträgern so eifrige und nützliche Dienste geleistet habe?

Auch manchem gefangenen preußischen Offizier konnte ich durch meine gute Bekanntschaft mit den Generalen Clarke und Hulin bedeutende Erleichterung ihrer Lage verschaffen.

Der Verdruß, den der Herzog über die schnelle Abreise des Kaisers empfand, war um so bitterer, als auch die Hoffnung eines nahen Friedens, mit der man sich immer noch schmeichelte, mehr und mehr verschwand.

Ich hatte inzwischen bei einem Diner des Kommandanten von Berlin, General Hulin, die Bekanntschaft des Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen und seines Begleiters,

---

[1] Er war der Gatte der berühmten gelehrten Tochter Schlözers in Göttingen.

des Majors Baron Fischler von Treuenfels gemacht und der letztere führte mich bei dem Staatsrat Labesnardière ein, dem Chef der ersten Division im auswärtigen Departement, der bei dem Prinzen von Benevent in großem Ansehen stand. Einen auffallenderen Kontrast, als dieser Mann mit allen übrigen französischen Hof- und Geschäftsmännern bildete, kann man sich kaum denken. Von langer hagerer Gestalt, schwarzen, ungeordneten Haaren und bleichem, länglichem Gesicht, aus dem ein Paar große schwarze Augen hinter einer mächtigen Brille lebhaft hervorblitzten, deutete schon sein schlichter, ja nachlässiger Anzug an, wie wenig er sich um Äußerlichkeiten bekümmere.

Er erschien niemals in den Abendzirkeln des Ministers, sah es aber ganz gern, wenn man ihn in seinem kleinen Familienkreise, der aus einer unverheirateten Schwester und einem jungen, ihm verwandten Arzte bestand, aufsuchte, wo er dann mit Personen, die ihm gemütlich zusagten, aufs zwangloseste verkehrte. Übrigens lebte er so zurückgezogen und wußte sich so unbemerkt zu machen, daß er sich rühmen konnte, bis jetzt noch niemals dem Kaiser Napoleon nahe gekommen zu sein, dessen Charakter er wenig schätzte.

„Je ne me soucie pas du tout de voir cet homme ou de parler avec lui,“

sagte er mir einstmals in Posen.

Er war voll scharfen Verstandes und ungemein belesen, vorzüglich auch in italienischen und englischen Dichtern, oft sarkastischen Humors, aber auch voll warmen Rechtsgefühls, voll Wahrheitsliebe und Bonhommie, liebte mehr geistreich zu plaudern, als eigentlich zu arbeiten und beurteilte mit beißender Ironie die Persönlichkeiten und Vorkommenheiten des Tages. Oft war man höchst überrascht über seine Freimütigkeit und philosophischen Zynismus.

„Ich danke", pflegte er zu sagen, „die Unabhängigkeit meiner Meinung der Zurückgezogenheit, in der ich lebe, und meinem gänzlichen Verzicht auf äußern Glanz."

Baron Fischler, der ihn schon länger kannte, war sehr gut bei ihm angeschrieben, und auch mir gelang es gar bald, seiner Zuneigung, ja seines Vertrauens mich zu erfreuen.

Wenn er mir öfters Stellen aus Molière, Ariost oder Shakespeare rezitierte, so mußte ich ihm dagegen von Goethe oder Wieland erzählen oder auch von unsern Herzoginnen Amalia und Louise, die er höchlich verehrte, und seine Teilnahme an Weimars jetzigen Bedrängnissen nahm mehr und mehr zu, je bekannter er mit unseren Persönlichkeiten wurde. Er vertraute mir bald, daß an keine Zurückkunft des Kaisers nach Berlin zu denken sei, daß Herr Talleyrand ihm ehester Tage nach Posen folgen werde, und daß ich wohl tun würde, mich auch dahin auf den Weg zu machen. Gleicher Meinung waren die Herren von Dalberg und von Gagern, der erste damals badenscher, der andere nassauischer Gesandte am französischen Hofe. Jener war dem Herzog von Weimar, der von jeher mit seiner ganzen Familie in vertrauten Verhältnissen stand, als heiterer und witziger Gesellschafter und gewandter Diplomat schon länger bekannt; zu dem zweiten führte mich mein guter Genius, und sein wohlwollendes Gemüt ließ ihn gar bald sich meiner aufs freundschaftlichste annehmen.

Als nun auch Herr Talleyrand mir versicherte, der Kaiser erwarte, daß ich ihm nach Posen folge, drangen jene beiden Männer in den Herzog, mich sofort mit ausreichender Vollmacht zu versehen und mit einem Handschreiben an den Kaiser nach Posen abzusenden, wohin sie ebenfalls abgehen würden. Sie rieten zugleich, mich mit einem höhern Titel

und mit dem Adel auszustatten, und so war ich denn nicht wenig überrascht, als der Herzog mir ein Konzept zur Ausfertigung in die Hand gab, in welchem ich als Geheimer Regierungsrat von Müller aufgeführt war.

Ich erlaubte mir dem Ausdruck meines dankbaren Gefühls die Bemerkung beizufügen, daß es mir wehe tun würde, wenn zwei ältere, verdienstvolle Regierungsräte und Kollegen von mir nicht gleichzeitig avancieren sollten, worauf der Herzog erwiderte, das werde sich finden, sobald er nach Weimar zurückkehre.

Währenddem langte der regierende Herzog Franz von Mecklenburg-Schwerin, den Napoleon plötzlich aus seinem Lande hatte vertreiben lassen, in Berlin an und suchte bei dem ihm so nahe befreundeten Herzog von Weimar Trost und Rat. Seinem Gesandten, Baron von Lützow, gelang es nirgends, bei den französischen Behörden auch nur Zutritt zu erlangen. Ich habe schon oben bemerkt, wie umsichtig und wohlwollend dieser würdige Mann mich bisher in meinen traurigen Angelegenheiten unterstützt, beraten und gefördert hatte; nun wurde umgewandt ich aufgefordert, für ihn bei den französischen Behörden mich zu verwenden. Denn der Grimm des Kaisers gegen Mecklenburg war gerade damals so groß, daß Herr Talleyrand sich nicht getraute, den vertriebenen Fürsten bei sich zu empfangen, noch auch nur dem Baron Lützow eine Audienz zu gewähren.

Ich konnte jedoch letzteren dem Staatsrat Labesnardière zuführen, der ihm möglichst Trost zusprach und anriet, daß er zugleich mit mir nach Posen reisen und dort warten möge, bis der Kaiser ihn vielleicht vor sich lassen würde. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ging alsbald darauf ein; da aber die erforderlichen Veranstaltungen und die Instruierung des Herrn von Lützow noch einiger Überlegung

bedurften, so ließ er mich noch spät in der Nacht vor meiner Abreise zu sich kommen und beehrte mich mit dem Auftrag, einstweilen in Posen Einleitung zu einem guten Empfang des Herrn von Lützow zu treffen. Dem letzteren sollte dessen Neffe, der Kammerjunker von Rantzow, mitgegeben werden, und so knüpfte sich zwischen diesem und mir ein näheres Verhältnis, was im Laufe der Zeit zum treuesten Lebensbunde gedieh.

Es ist dies derselbe Baron Rantzow, der späterhin sich um die verwitwete Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin und um die Prinzessin Helene, jetzige Herzogin von Orleans, durch treue Anhänglichkeit, Mut und Klugheit so überaus große Verdienste erwarb.

Ich reiste am 4. Dezember nach Posen ab, begleitet von meinem jüngern Bruder, damals angehendem Advokaten, der mir zum Sekretär dienen sollte. Aber es war keine leichte Aufgabe, auf der gewöhnlichen Postroute fortzukommen. Mit jeder Meile weiterer Entfernung von Berlin häufte sich der Zusammendrang der im Marsch begriffenen Armeekolonnen und besonders der Artillerie- und Bagagetrains. Postpferde waren nur mit größter Schwierigkeit und nach oft langem Aufenthalte zu bekommen, die Wirtshäuser überall überfüllt oder ausgeleert, großer Mangel an Lebensmitteln häufig fühlbar. Doch kämpfte ich mich bis Meseritz durch, dort aber, wo das Zusammenströmen der Kriegsleute jeder Art und die Verwirrung grenzenlos war, und wo selbst Kuriere sich halbe Tage lang keine Pferde verschaffen konnten, ward es mir einleuchtend, daß auf der gebahnten Straße durchaus kein weiteres Fortkommen für mich sei. Ich entschloß mich also, über Tirschtigel, Neustadt und Neu-Tomischel quer durchs Land mein Heil zu versuchen, kaufte mir fünf kleine polnische Pferde, nahm einen polnischen Juden, der in der Gegend

wohl bekannt war, als Kutscher in Dienst und begann so auf gut Glück meinen abenteuerlichen Zug.

Mit einem Paß vom Generalgouverneur Clarke in Berlin versehen, fortwährend in Uniform und militärisch bewaffnet, requirierte ich, als ein ins kaiserliche Hauptquartier Beorderter, überall, wo welche aufzutreiben war, die nötige Furage und zehrte von den Vorräten an Lebensmitteln, die ich fürsorglich von Berlin mitgenommen hatte. Die Wege waren abscheulich und des Nachts an ein Unterkommen gar nicht zu denken. Glücklicherweise traf ich am zweiten Tage zwei Adjutanten des Marschalls Ney, die gleich mir mühselig nach Posen steuerten. Durch diese wurde mein Fortkommen bedeutend erleichtert. Wir quartierten uns am nächsten Abend in ein ansehnliches Landschloß ein, dessen Besitzer sich zwar entfernt, jedoch Betten, Küche und Keller zurückgelassen hatte.

Es fand sich, daß dieser Besitzer der Vater eines liebenswürdigen jungen Edelmanns, Baron von Milensky war, mit dem ich zu Erlangen studiert hatte, und der Kastellan des Schlosses fand sich bewogen, uns desto besser zu bewirten.

Die Unterhaltung mit jenen beiden Adjutanten wurde bald sehr belebt und interessant. Sie erzählten viel von ihren Kriegsabenteuern in Italien, in Österreich und am Rheine und ließen mich nähere Blicke in die Einzelheiten ihres viel bewegten Lebens voll Strapazen, Aufopferung und Gefahren tun, besonders aber auch in den bewunderungswürdigen Organismus der französischen Armee und in ihre enthusiastische Anhänglichkeit an Napoleon. Endlich am Morgen des 10. Dezembers trafen wir zu Posen ein, das wir von fremden Gästen aller Art überfüllt fanden.

Der französische Kommandant wies mir zwar ein ganzes, recht stattliches Haus nebst Garten in einer freundlichen Straße

der Vorstadt an, allein es fand sich durchaus von Bewohnern und fast allen Meubles leer, weil der Besitzer, ein polnischer Kastellan, entflohen war.

Ich mußte mich also mit den notwendigsten Bedürfnissen, so gut es gehen wollte, selbst versehen, bei deren Einkauf und Anschaffung mein polnischer Jude mir beste Dienste leistete. Dem Feuerungsbedürfnis war aber doch nicht anders abzuhelfen, als durch die Planken des Gartens und einiges in den Ställen aufgefundene Gerümpel. Schon am Abend desselben Tages machte ich dem Prinzen von Benevent meine Aufwartung und konnte mich näher mit Labesnardière besprechen.

Ich erfuhr vorläufig, daß der Kaiser gesonnen sei, die sämtlichen fünf herzoglichen Häuser mittels eines und desselben Akts in den Rheinbund aufzunehmen, und darin, nach Verhältnis der Bevölkerung, 1800 Mann Kontingent von Gotha und 1200 Mann einschließlich 200 Mann Kavallerie und 6 Kanonen, von Weimar als Kontingent stipulieren zu lassen; vorher aber müsse ein förmlicher Friedenstraktat mit Weimar geschlossen werden, in welchem uns eine Kontribution von 2,200,000 Franken auferlegt werden würde.

So sehr ich über diese enorme Forderung erschrak, so konnte ich mir doch nicht als möglich denken, daß man einem ausgeplünderten Lande im vollen Ernste eine so unerschwingliche Anforderung stellen würde. Ich bot daher am andern Tage alles auf, um richtigere Ansichten über unsere Lage und unsere Kräfte herbeizuführen. Inzwischen erhielt ich aus Weimar Depeschen, welche mir auch noch furchtbare Requisitionen von Naturalien von seiten der französischen Kriegskommissäre ankündigten und dabei die bittersten Beschwerden über die bei dem großen Lazarett zu Jena vorgekommenen Mißbräuche enthielten. Sofort eilte ich zu dem General-

intendanten Daru, den ich in einem lebhaften Wortwechsel mit dem Marschall Lefebre wegen Mangels an Lebensmitteln und Fürsorge für das Armeekorps des letzteren antraf, und der dadurch verstimmt war, ehe ich noch meinen Vortrag beginnen konnte. Doch hörte er ihn ruhig an, bestritt aber heftig, daß er die Kriegskommissäre zu allen angegebenen Details der Requisitionen ermächtigt habe und daß bei dem Lazarett zu Jena so große Überfüllung und Mißbräuche stattgefunden haben könnten. Auf der Stelle schlug er seine Listen und Rapports nach, und als ich mich dadurch keineswegs befriedigt fand, diktierte er in größter Hast drei höchst heroische Verordnungen an die Kriegskommissäre und Rezeveurs zu Jena, Naumburg und Erfurt, die er augenblicklich noch in meiner Gegenwart expedierte.

Jene Herren verteidigten sich natürlich aufs möglichste, und als sich in der Folge ergab, daß allerdings einige kleine Einzelheiten meiner Beschwerden, auf dem Grunde der mir von Weimar und Jena zugegangenen Notizen, nicht vollkommen richtig, ja in einigen Punkten etwas übertrieben waren, so blieb Herrn Daru davon eine so große Empfindlichkeit zurück, daß er sie späterhin bei einem noch viel wichtigeren Anlaß sowohl der Sache, als mir persönlich auf das bitterste entgelten ließ.

Es war eigentümlich bei diesem starren Manne, daß er brieflich weit höflicher und milder war als im mündlichen Verkehr, bei welchem man an dem Übersetzer des Horaz wenig Horazische Urbanität bemerkte. Er ging vielmehr, wie eine abgeschossene Kanonenkugel, lediglich auf sein Ziel los.

Am 12. Dezember morgens vertraute mir der kursächsische Bevollmächtigte, Graf Bose, daß er am Abend vorher den Friedenstraktat zwischen seinem Kurfürsten und dem Kaiser zu unterzeichnen sich bewogen gesehen, obschon die volle Leistung

der auferlegten Kontribution habe bewilligt werden müssen, und daß Sachsen nunmehr als Königreich anerkannt werden solle. Er fügte hinzu, daß er leider sich überzeugt habe, wie auch für Weimar an keine Minderung der Kontribution zu denken sei und daß er mir sehr raten müsse, mich in das Unabänderliche zu fügen und nur auf einen schnellen Abschluß zu bringen, weil der Kaiser in den allerersten Tagen zur Armee abreisen werde.

Bei meinen teilnehmenden, inzwischen ebenfalls in Posen eingetroffenen Freunden Gagern und Dalberg fand ich ganz dieselbe Ansicht, und Labesnardière beteuerte mir, daß jeder weitere Schritt zu Minderung der Kontribution ganz vergeblich sein und nur den Kaiser noch mehr erbittern würde. Er gehe von dem einmal festgesetzten Prinzip durchaus nicht ab, daß jedes bisher feindlich behandelte Land den Frieden durch das Opfer einer vollen statistisch abgeschätzten Jahresrevenue erkaufen müsse.

Das Einzige, was ich etwa erringen könnte, wäre eine Herabsetzung des Militärkontingents. Man verhehlte mir dabei nicht, daß zwei Umstände auf die Stimmung des Kaisers gegen uns sehr nachteilig einwirkten; einmal, daß der Herzog von Weimar nicht persönlich nach Posen gekommen, und dann, daß die Frau Erbprinzessin-Großfürstin von Rußland die kaiserlichen Päſſe zur Rückkehr nach Weimar nicht angenommen, ja nach den neuesten Nachrichten von Schleswig nach Kopenhagen zu gehen im Begriffe stehe, um von da nach Petersburg zu reisen.

Die Verstimmung des Kaisers hing mit dem Fehlschlagen seiner Absicht, durch die Frau Großfürstin eine Annäherung an Rußland zu ermitteln, ein Wunsch, den ich schon in Berlin deutlich wahrgenommen, zusammen. Da Weimar sich darauf nicht einließ, so bediente man sich späterhin des mecklen-

burgischen Gesandten, Baron Lützow, und fertigte demselben in Warschau Pässe nach Petersburg aus; allein diese Mission scheiterte gänzlich an den damaligen Ansichten des Petersburger Hofes.

Am Vormittag des 13. Dezember erhielt ich endlich Audienz bei dem Kaiser, welcher die Audienzen der Herren von Dalberg und von Gagern, sowie die des inzwischen angekommenen gothaischen Gesandten, Baron von Studnitz, unmittelbar vorangingen.

Napoleon empfing mich nicht eben unfreundlich, las das von mir überreichte Handschreiben des Herzogs, tat mir einige Fragen nach dem Befinden der Herzogin und hörte meine Vorstellungen ruhig an, ohne jedoch sich darüber auszulassen, vielmehr verwies er mich lediglich an den General Duroc, dem er Vollmacht geben werde.

Am Abend sagte mir Herr Talleyrand, daß diese Vollmachten soeben ausgefertigt worden seien, und am andern Nachmittage erhielt ich ein Billett von Duroc mit der Einladung, mich alsbald mit den übrigen Ministern der herzoglich sächsischen Höfe zu ihm zu verfügen.

Es war aber außer Herrn von Studnitz noch niemand weiter angekommen. Ich holte diesen in meinem Wagen ab, und es kann einen Begriff von dem erbärmlichen Zustand der damals noch ungepflasterten Straßen Posens geben, daß wir mitten auf dem Wege in einem tiefen Loche stecken blieben und genötigt waren, auszusteigen und im tiefsten Schmutze zu Fuß weiter zu wandeln.

Der General Duroc war ein schöner, noch ziemlich junger Mann, eher klein als groß, von angenehmer und feiner Gesichtsbildung, dunkeln Augen und Haaren.

Seine Manieren hatten etwas Einfaches, Natürliches und Entgegenkommendes.

Da ich ihn schon von Potsdam und Berlin her kannte, so fand ich mich ihm gegenüber um so zwangloser. Er hatte zu meiner Freude zugestimmt, daß Herr von Gagern unseren Verhandlungen gleichsam als Vermittler beiwohnte.

„Meine Herren," redete er uns an, „Sie wünschen gewiß Ihre Angelegenheiten so schnell als möglich geordnet zu sehen. Nun gut, das kann leicht geschehen, wenn wir nicht unnütze Worte machen. Hier lege ich Ihnen zuerst Kopie der Urkunde vor, durch welche der Kurfürst, jetzt König von Sachsen, dem Rheinbunde beitritt. Sie werden schwerlich gegen Form und Inhalt derselben etwas zu erinnern finden. Alle Punkte gehen ganz von selbst aus der Natur der Sache hervor bis auf den der Bestimmung des Kontingents, über welchen wir uns ausführlich besprechen müssen, namentlich fürchte ich nicht, daß der vierte Artikel, der die Gleichstellung der bürgerlichen und politischen Rechte der Katholiken mit denen der Protestanten ausspricht, bei Ihnen Anstoß finden werde, da die sächsischen Staaten von jeher als tolerant bekannt sind."

Wir konnten dem beipflichten, erinnerten jedoch, bezüglich auf Anraten des Herrn von Gagern, daß der Besitzstand der protestantischen Kirchengüter ausdrücklich gesichert werden müsse, worauf Duroc sogleich den Artikel 4 nach unseren Wünschen ergänzte. Über den Kontingentspunkt aber wurde die Diskussion sehr lebhaft. Duroc meinte, ein Prozent der Bevölkerung zur Basis anzunehmen, sei gewiß nicht unbillig.

Demnach solle Gotha 1800 und Weimar 1200 Mann zu stellen übernehmen und so im Verhältnis die übrigen herzoglichen Höfe.

Wir remonstrierten aus allen Kräften und es gelang endlich mit 1100 Mann für Gotha und 800 Mann für Weimar durchzukommen.

Als nun die Formation der fünf herzoglichen Kontingente in ein Regiment bestimmt werden mußte, trat Duroc mit der Behauptung hervor: da Gotha das bei weitem stärkste Kontingent stelle, so sei es auch ganz natürlich, daß das Kommando und die Inspektion des Regiments Gotha zugesprochen werde. Mir aber leuchtete augenblicklich ein, daß es sich hier von einer Lebensfrage handle, die notwendig auch auf das Rangverhältnis Einfluß äußern werde, ein Punkt, in welchem nachzugeben für Weimar ganz unmöglich sei, ohne alle hergebrachten Begriffe und geschichtlichen Verhältnisse aufzugeben.

Ich bot also mit großer Lebhaftigkeit alle möglichen Gründe gegen dieses Ansinnen auf.

Ich setzte namentlich auseinander, daß die größere Bevölkerung und der größere geographische Umfang der gotha-altenburgischen Lande bloß daher komme, daß bei den Erbteilungen im 17. Jahrhundert zwischen den beiden Brüdern Herzog Wilhelm und Herzog Ernst dem Frommen, letzterer klüglich die damals bevölkerteren und an Revenüen einträglicheren Distrikte an Weimar überlassen, dagegen aber mehr Waldboden auf seinen Teil zu bringen gewußt habe, der in der Folge durch Anbau und Kultur einen weit größeren Wert und größere Bevölkerung gewonnen habe, während doch die Absicht gewesen, daß beiden Brüdern ganz gleiche Teile in jeder Hinsicht zugewendet werden sollten. Dabei entschlüpfte mir die Äußerung: Herzog Ernst von Gotha sei nicht nur der Fromme, sondern auch der Schlauere gewesen. Herr von Stubnitz nahm dies sehr übel auf und glaubte in dieser Äußerung eine Beleidigung des Andenkens des Herzogs Ernst zu finden, eine Interpretation meiner Worte, die ich nicht zugeben konnte, die mir aber doch späterhin von Gotha aus vielen Verdruß zugezogen hat.

Endlich wurde auf Vermittelung des Herrn von Gagern der fast bis zur wechselseitigen Erbitterung fortgesetzte Streit vorerst dahin beigelegt: daß Kommando und Inspektion des Regiments zwischen Weimar und Gotha abwechseln sollte, wobei jedoch Duroc erklärte, daß der Kaiser eine solche Fassung schwerlich genehmigen werde. Nun kam es an die Redaktion des Friedenstraktats. Ich suchte denselben ganz abzulehnen, da es mir seltsam vorkomme, zwischen einer so großen Macht wie Frankreich und dem kleinen Weimar von einem Friedenstraktat sprechen zu wollen, je weniger Weimar jemals an eine Kriegserklärung gedacht und schon durch die Zulassung zum Rheinbund eine friedliche Stellung hinlänglich beurkundet sei.

Allein Duroc erklärte, daß von einem förmlichen Friedensvertrag durchaus nicht abgegangen werden könne und darin für Weimar die vollkommenste Anerkennung seiner Souveränetät liege. Die zwei öffentlichen Artikel des Friedensvertrages waren ganz unbedenklich, je einfacher sie waren, aber jetzt trat der gefürchtete geheime Artikel hervor, daß Weimar eine Kontribution von 2,200,000 Franken leisten solle und zwar so, daß ein Dritteil davon 14 Tage nach Auswechselung der Ratifikation des Traktats bar geleistet, die andern zwei Dritteile aber in Wechseln, zahlbar in jedem der drei nächsten Monate, je zum dritten Teil abgewährt würden.

Meine dringenden Vorstellungen konnten nur so viel bewirken, daß General Duroc dem Kaiser nochmals Vortrag zu tun versprach.

Ich eilte nun zu dem Prinzen von Benevent und beschwor ihn, dem Kaiser die gänzliche Unmöglichkeit vorzustellen, so unerschwingliche Leistungen zu übernehmen. Bei der vollsten eigenen Überzeugung von dieser Unmöglichkeit war meine Lage um so mißlicher, ja verzweiflungsvoll, als

der Herzog von Weimar sich so harte Bedingungen gar nicht als möglich gedacht und mir für einen so extremen Fall nicht die geringste Instruktion erteilt hatte. Die Aufregung, in der ich war, erregte Teilnahme. Der Prinz von Benevent und Labesnardière bemühten sich, mir am andern Tage (15. Dezember) auseinanderzusetzen, daß ich unrecht hätte, die Sache allzu tragisch anzusehen. Man würde uns keineswegs rücksichtslos bedrängen, an den Buchstaben des geheimen Artikels keineswegs festhalten. Der Artikel sei lediglich nach denselben Formeln gefaßt, die schon längerher bei ähnlichen Friedensschlüssen eingeführt und namentlich auch dem Traktate mit dem Königreiche Sachsen zugrunde gelegt worden. Die politischen Konjekturen seien jetzt gerade in beständigem Wechsel begriffen, könnten sehr bald sich günstiger für Weimar gestalten; jedenfalls werde es bei dem Frieden mit Rußland, der doch allzulang nicht ausbleiben könnte, leicht fallen, über die Kontribution hinwegzukommen. Es komme jetzt alles nur darauf an, schnell und ungesäumt zum Abschluß des Friedenstraktats zu gelangen, weil nur von diesem Augenblicke an die Souveränität der herzoglichen Familie gerettet sein und jede Einmischung der französischen Agenten in die Landesverwaltung, sowie jede weitere Kontribution aufhören werde. Weimar möge dann immerhin von Zeit zu Zeit Befristung der Zahlungen nachsuchen, die billiger Weise gar nicht versagt werden könnten und würden. Durch längere Verweigerung meiner Unterschrift des Traktats würde der Kaiser nur noch mehr erbittert, was bei der Nähe seiner Abreise zur Armee um so gefährlicher sei. Was hingegen die Streitfrage mit Gotha über den Rang, das Kommando und die Inspektion des gemeinschaftlichen Kontingents betreffe, so werde der Prinz sich lebhaft für Weimar verwenden.

Währenddem waren die herzoglich meiningenschen und hildburghäuser Gesandten von Erfa und von Lichtenstein endlich eingetroffen, von Koburg aber niemand.

Abends acht Uhr verfügten wir uns wieder zu dem General Duroc in das königliche Schloß.

Er eröffnete uns, daß der Kaiser hinsichtlich des Kontingents sowohl die besprochene Minderung desselben, als auch das Abwechseln des Kommandos und der Inspektion zwischen Weimar und Gotha, und daß Weimar seinen bisherigen Rang behalte, genehmigt habe, hingegen müsse es bei der bestimmten Kontribution lediglich verbleiben. Nun aber stellte sich dem Abschluß der Beitrittsakte der sächsischen Häuser zum Rheinbund die bedeutende Schwierigkeit entgegen, daß kein Abgesandter von Koburg erschienen war.

Ich kannte den Grund dieses Ausbleibens gar wohl, da der zu der Absendung bestimmte Baron Dankelmann mir sehr befreundet und in Berlin bei mir gewesen war.

Der regierende Herzog von Koburg war nämlich soeben gestorben und der Erbprinz war bei der preußischen Armee gewesen und soviel man wußte, jetzt in Rußland, daher denn dem Baron Dankelmann keine Vollmachten hatten ausgefertigt werden können. Es erschien mir von größter Wichtigkeit, die Bewandtnis nicht zu berühren, und ich war keck genug, mich zu Unterzeichnung des Traktats im Namen Koburgs anzuerbieten, indem mir genau bekannt sei, daß ein koburgischer Abgesandter unterwegs, den nur zufällige Umstände anfgehalten haben könnten, und für dessen Bereitwilligkeit zur Unterzeichnung der Beitrittsakte ich bürgen wolle.

Bei keiner andern Nation hätte man wohl diese Bürgschaft angenommen, Duroc aber, der nicht im geringsten pedantisch war und überdies die ganze Sache gern schnell

beendigt sah, weil er schon wußte, noch in dieser Nacht abreisen zu müssen, zeigte sich willfährig, und so wurde das Konzept der Beitrittsakte sogleich von uns allen signiert und ihre Reinschrift noch um 10 Uhr abends vollzogen, wie nicht minder von mir der Friedenstraktat mit dem unseligen geheimen Artikel, der mir fast den Eindruck eines Todesurteils machte. Noch um Mitternacht bestürmte ich Herrn Talleyrand um schleunige Ratifikation, ehe der Kaiser abreise. Und so blitzschnell wurde in den französischen Bureaux expediert, daß, obschon der Kaiser wirklich bereits um 4 Uhr in der Nacht abreiste, mir doch schon am frühen Morgen des 16. Dezember die beiden Urkunden mit Napoleons Unterschrift versehen und in den kostbarsten Einbänden ausgeliefert wurden.

Die große Aufregung der letzten Tage und die Erkältung, der ich in meiner unbehaglichen Wohnung ausgesetzt war, zogen mir einen Anfall von Darmgicht zu, der jedoch schnell vorüberging, so daß ich bereits am 18. Dezember den Rückweg nach Berlin antreten konnte.

Vorher noch übergab ich eine ausführliche Denkschrift über die Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit des 34. Artikels der Rheinbundsakte auf die weimarische Gerechtsame in fremden Staaten, denn ich hatte allerdings große Besorgnis, daß bei der höchst zweideutigen Fassung jenes Artikels eine einseitige und willkürliche Auslegung desselben uns große Gefahr drohe. Dies war insbesondere in bezug auf das uralte thüringische Geleitsrecht zu Erfurt, auf die landeshoheitlichen Ansprüche Weimars auf die Grafschaft Blankenhain, welche letztere als eine Zubehör zu der bisher preußischen Provinz Erfurt betrachtet werden wollte, und auf die steuer- und oberlehnsherrlichen Rechte über die fürstlich schwarzburgische Herrschaft Arnstadt der Fall.

Was diesen letzten Punkt betrifft, so riet mir der uns

wohlwollende Staatsrat Labesnardière, daß ich gleich nach meiner Heimkehr und noch ehe die fürstlich schwarzburgischen Häuser ihre Zulassung zum Rheinbund erwirkt hätten, ein gütiges Abkommen mit ihnen ermitteln möge, da außerdem die fragliche Aufnahme in den Rheinbund erschwert werden könnte. Denn auch der königlich sächsische Gesandte habe schon ähnliche Rechtsverhältnisse seines Hofes auf einem Teile des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen angemeldet.

Meine Rückreise nach Berlin war weit minder schwierig, als es die Herreise gewesen, und ich konnte die Ruhe im Wagen benutzen, um die neue Gestaltung unserer weimarischen Verhältnisse und deren nächste Folgen nach allen Seiten zu überlegen. Da sprang mir denn ins Auge, daß dem trüben, ja trostlosen Eindruck, welchen der geheime Artikel des Friedensvertrags auf den Herzog und alle seine Angehörigen machen würde, nur dadurch einiges Gegengewicht verschafft werden könnte, wenn ich zugleich diejenigen Vorteile anschaulich machte, welche aus einer schleunigen Geltendmachung der aus dem 25. und 34. Artikel des Rheinbundes für Weimar entspringenden Rechte der Souveränität über die bisherigen fürstlich taxisschen Postal-Gerechtsame im weimarischen Gebiet, und über die darin liegenden, oder wenigstens teilweise enklavierten reichsritterschaftlichen Besitzungen hervorgingen. Zugleich drang sich mir die Überzeugung auf, daß der jetzige zu außerordentlichen Anstrengungen auffordernde Moment benutzt werden müsse, um verschiedene innere Landesangelegenheiten sofort nach den neuen Verhältnissen zu ordnen, einigen längst gefühlten Bedürfnissen abzuhelfen und der ganzen Staatsverwaltung einen frischen Aufschwung zu geben.

Alles, was ich in den letzten zwei Monaten erlebt hatte,

die ungeheuern Bewegungen, die vor meinen Augen vorgegangen, die nähere Bekanntschaft, ja mitunter Vertrautheit mit Staatsmännern, die in die Richtung der neuesten Weltbegebnisse eingeweiht waren, und selbst die Erinnerung an die nicht geringen Gefahren und Schwierigkeiten, die ich überstanden hatte — alles dies erhöhte meinen jugendlichen Mut und flößte mir eine gewisse Zuversicht ein, die bei dem Bewußtsein festen redlichen Wollens vor keiner weitern Schwierigkeit zurückbebte.

Ich traf am Abend des 21. Dezember in Berlin ein, fand aber den Herzog ungemein niedergeschlagen und gebeugt. Er hielt die in dem geheimen Artikel übernommene Kontribution für durchaus unerschwinglich und den Wohlstand seines Landes so gut wie vernichtet. Seine stets gehegte Abneigung gegen Napoleon war durch die neuesten Ereignisse ungemein gesteigert.

Bis um 3 Uhr in der Nacht mußte ich ganz allein mit ihm in der langen Zimmerreihe des Hotels, welches er bewohnte, auf- und abgehen und bis zur physischen Erschöpfung alles aufbieten, um teils das Vorgegangene näher zu erläutern, teils seine düstern Vorstellungen von der nächsten Zukunft einigermaßen zu mildern. Am andern Tage legte ich ihm einen Aufsatz vor, den ich über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln aufgesetzt hatte. Er umfaßte 44 Punkte. Mein Eifer gewann des Herzogs Beifall und die Prüfung und Beschlußfassung über diese Punkte regte seine ganze Tatkraft auf.

Es war ein großes Glück, daß während meiner Abwesenheit ein vertrauter Kreis der ausgezeichnetsten und von dem Herzog hochgeschätzten Männer sich um ihn versammelt hatte und fast täglich bei ihm speiste. Alexander von Humboldt, Johannes Müller, der würdige preußische Minister des Berg-

baues und Hüttenwesens Graf von Rheden, Iffland, der Chemiker Klaproth und andere Notabilitäten Berlins bildeten diesen Kreis, der erfrischend und erheiternd einwirkte.

Die Familien des Fürsten Hatzfeld und des bayerischen Gesandten Chevalier de Bray, sowie die liebenswürdige Gemahlin des Ministers Grafen Rheden boten alles auf, die Abende des verehrten Fürsten durch trauliche Unterhaltung zu erheitern. So mochte denn das trübe Bild der nächsten Vergangenheit und Zukunft einigermaßen in den Hintergrund treten, und mein Antrag, sich persönlich nach Warschau zu begeben, um dem Kaiser aufzuwarten und seine Mißstimmung gegen Weimar möglichst zu beseitigen, fand guten Eingang. Der Herzog beschloß, sobald die Ratifikationen der Traktate ausgewechselt sein würden, mich auf einige Tage nach Weimar zu senden, um mit der Herzogin und dem Ministerium die dringendsten Maßregeln zu besprechen und namentlich auch die in jenem meinen Aufsatze angeregten Punkte näher zu erläutern und zu beraten, und ich darf wohl sagen, daß der Herzog in jenem Zeitpunkte mich seines vollsten Vertrauens würdigte. Am 23. Dezember sollte nachts 10 Uhr bei dem General-Gouverneur Clarke die Auswechselung der Ratifikation unseres Friedensvertrags stattfinden (die der Beitrittsakte zum Rheinbund mußte verschoben werden, weil noch nicht alle Gesandte der übrigen herzoglichen Höfe von Posen zurück waren). Allein Clarke ließ mich durch einen seiner Adjutanten ersuchen, in seinem Kabinett zu verweilen und mich einstweilen mit den neuesten Zeitungen zu unterhalten, weil ihm plötzlich eine sehr wichtige Expedition vorgekommen. Bald darauf vernahm ich ein lebhaftes Hin- und Hergehen von Militär- und anderen Personen und überhaupt in dem ganzen Teile des königlichen Schlosses, den Clarke bewohnte, die unruhigste Bewegung.

Erst nach Mitternacht wurde mir mitgeteilt, wie man Verdacht geschöpft, daß die diesen Abend von Königsberg zurückgekommene Staatsrätin Hufeland viele heimliche und für das französische Interesse gefährliche Briefschaften und Aufträge mitgebracht, daher sie arretiert und jene Papiere ihr abgenommen worden.

Der Inhalt dieser Papiere führe die Notwendigkeit herbei, den kriegsgefangenen Prinzen August von Preußen, dem aus besonderer Vergünstigung bisher der Aufenthalt in Berlin bei seinen Eltern verstattet gewesen, noch in dieser Nacht von hier weg und nach Frankreich zu bringen. So konnte ich erst tief in der Nacht mein Geschäft mit dem General Clarke vollziehen. Eine Stunde später reiste ich nach Weimar ab und traf schon im Posthause zu Potsdam den Prinzen August von Preußen, der nun freilich über den ganzen Vorfall und seine Transportierung in das Innere von Frankreich nicht wenig betreten war.

Ohngeachtet möglichster Eile konnte ich doch bei dem damaligen Zustand der Straßen erst am 25. Dezember nachmittags in Weimar eintreffen.

Der Herzog hatte eine Bekanntmachung der eingetretenen politischen Veränderungen genehmigt, worin er seinen Dienern und Untertanen lebhaften Dank für alle Treue und Anhänglichkeit, die sie in den letzten traurigen Monaten bewährt hatten, aussprach.

Alsobald abgedruckt und im Lande verbreitet, erregte diese Bekanntmachung große Freude und Beruhigung, und allenthalben gab sich die Liebe zu dem hochverehrten Fürsten auf die rührendste Weise kund. Inzwischen konnte es kaum fehlen, daß das Resultat meiner Verhandlungen nicht überall günstig beurteilt wurde.

Niemand hatte geglaubt, daß uns im Friedensschlusse

eine so hohe Kontribution auferlegt werden würde. Man schien hie und da zu meinen, daß ich zu nachgiebig gegen die französischen Anforderungen gewesen, überhaupt von dem Glanz der französischen Zustände geblendet sei. Die wahre Lage der Verhältnisse kannte man nicht genug oder verkannte sie. Das schnelle Avancement und die Erhebung in den Adelstand eines noch so jungen Dieners, zumal eines Ausländers, ohne alles Vorwissen des Ministeriums, hatte Aufsehen, mitunter auch wohl Mißgunst erregt, doch war es mir beruhigend, daß dies gerade bei meinen beiden älteren Kollegen, die sich für den Augenblick verletzt halten konnten, keineswegs der Fall war.

Auch der altberühmte verdienstvolle Minister Voigt behandelte mich mit dem gewohnten Wohlwollen. Dagegen vermochte der Geheimrat von Wolzogen seine Verstimmung nur mit Mühe zu verbergen.

Er war es, der bisher die auswärtigen Verhältnisse Weimars zumeist geleitet, namentlich alle Verhandlungen mit dem Petersburger Hof geführt hatte, bei welchem er sehr in Gunst und Ansehen stand. Seine Welterfahrung und seine diplomatische Gewandtheit hätten ihn allerdings zu der Mission in das französische Hauptquartier am geeignetsten gemacht. Allein Herr von Wolzogen war einer von jenen Männern, die bei großem Verstand und vieler Schlauheit doch oft allzuviel berechnen und aus angeborener Neigung, alle Lebensverhältnisse aufs feinste und umsichtigste zu behandeln, doch mitunter in den wichtigsten Fällen raschen Entschlusses ermangeln und von dem schnellen Wechsel der Umstände überflügelt werden.

Dabei war er bequem und liebte selten, seine Meinung entschieden herauszusagen oder sich voranzustellen, um sich nirgends zu kompromittieren.

Er hatte meine Absendung nach Naumburg geschehen lassen, weil er meinte, sie würde zu keinem besondern Resultate führen und nur ein paar Tage dauern. Als nachmals diese meine Absendung durch unvermutete Gunst der Umstände einen wichtigeren Charakter bekam und ich mehrmals von Berlin aus auf seine Hinreise drang, namentlich zur Begleitung des Erbprinzen, war er nicht dazu zu bewegen. Teils fürchtete er seine russischen Verhältnisse zu gefährden, teils mochte er erwarten, daß der Herzog gleich nach seinem Eintreffen in Berlin ihn dahin berufen und allenthalben zu Rate ziehen würde.

Daß der Herzog dies nicht getan, daß er sich lediglich meiner bedient hatte, war ihm empfindlich und wohl noch mehr dies, daß ich, der ich nicht die Ehre hatte, ein Glied des Ministeriums zu sein, nun zu den wichtigsten Verhandlungen mit demselben Auftrag erhielt. Dazu kam, daß meine Berichte nach Weimar mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit abgefaßt waren und daß ich alle mir im Interesse des Dienstes vorkommenden Gegenstände, ohne immer ausdrücklichen Auftrag zu haben, mit gleichem Eifer in den Kreis meiner Tätigkeit zog.

Unter diesen Umständen wurde die Absicht, die der Herzog bei meiner momentanen Zurücksendung nach Weimar gehegt hatte, mehr oder weniger durchkreuzt, und um sie doch einigermaßen zu erreichen, sendete ich einen Kurier an den Herzog, um die Erlaubnis einzuholen, daß ich noch einige Tage länger in Weimar verweilen dürfe. Ich erhielt sie, der Herzog fertigte mir unterm 30. Dezember ein Schreiben an den Fürsten Primas Großherzog von Frankfurt zu, welches der Erbprinz auf seiner Reise nach Mainz zur Kaiserin von Frankreich in Begleitung des Herrn von Wolzogen überreichen sollte.

Er erlaubte mir ferner, da mein Bruder seiner Berufsgeschäfte wegen nicht länger bei mir bleiben konnte – den damaligen Hofmarschallamtssekretär Conta[1] als Legationssekretär mit mir nach Warschau zu nehmen, und eröffnete mir zugleich, daß die Auswechselung der Beitrittsakte zum Rheinbund bei dem Generalgouverneur Clarke durch den zum Kammerherrn ernannten Baron von Spiegel bewirkt worden sei und daß er dem General Clarke den Auftrag gegeben, bei dem Kaiser anzufragen, ob ihm die Hinkunft des Herzogs nach Warschau genehm sein würde.

Die einzelnen Punkte der Beratung, die der Herzog mir aufgetragen hatte, wurden am 30. und 31. Dezember in zwei Ministerialsitzungen vorgetragen und erörtert, demgemäß die Besitznahme des Postregals, die der enklavierten reichsritterschaftlichen Besitzungen alsbald angeordnet, nicht weniger die Sequestration der im Inlande liegenden Pertinentien Erfurtischer Klöster und Stiftungen vorbereitet. Auch wurde die Absendung des Prinzen Bernhard und eines bevollmächtigten Gesandten nach Dresden, sowie mehrere andere angenblicklich notwendige und zweckmäßige Maßregeln beschlossen.

Aber die von mir in Antrag gebrachte Besitznahme der bisher – infolge eines alten Interimistikums zwischen Mainz und Weimar – von Kursachsen in Weimars Namen ausgeübten Landeshoheit über die Grafschaft Blankenhain wurde von dem Ministerium zwar als rechtlich begründet angesehen, jedoch, weil man sich ganz sicher stellen wollte, desfalls erst noch besonderer schriftlicher Befehl des Herzogs gewünscht. Dagegen fand man meine Vorschläge zu einem schleunigen Abkommen mit dem fürstlich schwarzburgischen

---

[1] Spätern Präsidenten der Landesdirektion (z. E. 1850).

Hause wegen der diesseitigen Ansprüche auf die Herrschaft Arnstadt angemessen und unbedenklich. Es gelang mir auch, mit dem dortigen Kanzler von Kettelhod aus Rudolstadt, den ich ungesäumt nach Weimar eingeladen hatte, noch am 31. Dezember eine Übereinkunft dahin zu schließen, daß Schwarzburg gegen den weimarischen Verzicht auf besagte Rechte, sobald es zum Rheinbund gelassen würde, das Doppelte der bisher auf 3500 Tlr. fixierten arnstädtischen Steuer, also 7000 Tlr. durch Abtretung von Land und Leuten nach genauem Anschlag der Revenüen zu leisten versprach.

So konnte ich denn am 4. Januar 1807 nach Berlin mit dem Bewußtsein zurückreisen, durch meinen kurzen Aufenthalt in Weimar den Wünschen meines Fürsten, wenigstens soviel es an mir war, entsprochen zu haben.

Ich traf den Herzog in einer weit heiterern Stimmung, als ich ihn verlassen hatte. Er hatte sich die Lage der Sachen ruhiger überdacht und manches in milderem Lichte zu betrachten angefangen. Meine Berichte über das, was zu Weimar geschehen und nicht geschehen war, insbesondere meine Vorträge über die Ansichten des Ministeriums hinsichtlich der beratenen Punkte, gaben seiner Tätigkeit und seiner Überlegung reichen Stoff. Gar manche dieser Punkte konnten, der Natur der Sache nach, damals nicht weiter verfolgt werden, allein der Herzog verlor sie nie aus dem Gesicht und setzte sie trotz mancher Schwierigkeiten späterhin durch. Es genüge, hier nur das Institut der Kriminalgerichte und des Oberappellationsgerichts zu erwähnen. Die ganzen Vormittage mußte ich mit ihm angestrengt arbeiten, seine Beschlüsse niederschreiben und dann in Form von ihm gezeichneter Protokolle für das Ministerium in Weimar ausfertigen, nebenher noch meinerseits ausführliche Meldungen an den Minister von Voigt abgehen lassen, eine Instruktion für die

weimarische Mission nach Dresden aufsetzen, die Anschaffung der Dosen und Ringe zu den schicklichen Geschenken betreiben, mit dem Generalgouverneur Clarke fortwährend mündlich verhandeln und mit einer Menge Personen korrespondieren, wozu stets ein großer Teil der Nacht mit verwendet wurde.

Dabei war es aber schlimm, daß der Herzog sich der Hoffnung zu sehr hingab, es sei mit der uns auferlegten Kontribution nicht so ernstlich gemeint und es würden wenigstens alle bisherigen Naturallieferungen nach Geldanschlag in Aufrechnung angenommen werden. Weder das Ministerium zu Weimar noch ich teilten diese Ansicht, obgleich nach den von Herrn Talleyrand und andern einflußreichen Personen mir mündlich erteilten Zusicherungen wohl anzunehmen stand, daß, wenn wir nur erst durch Anzahlung des ersten Dritteils guten Willen zeigten, strenge Beitreibung größerer Summen nicht eintreten würde.

Aber schon am 11. Januar erhielt General Clarke ein Handschreiben des Kaisers mit der Anfrage, ob Weimar Anstalt zur Abführung des ersten Dritteils der Kontribution mache? Nun wurde die Sache mit größtem Eifer betrieben und wirklich bis zum 15. Januar das volle Dritteil der Kontribution an den Receveurgeneral Laboullerie zu Berlin abgewährt, dessen schnelle Aufbringung nicht ohne große Schwierigkeit war.

Die Korrespondenz nach Weimar über die Maßregeln zu Zwangsanleihen im Lande und die Negotiation von andern Anleihen bei den Bankiers beschäftigten den Herzog unausgesetzt, wie nicht weniger die Verabredungen über Einteilung und Ordnung des Militärkontingents, wobei der Herzog sich des wohlmeinenden und einsichtigen Rats des Generals Clarke und seines ersten Adjutanten, des Oberst-

leutenants Gründler, bediente. Um jene Zeit machten uns auch die gegen Ende Dezember 1806 im Kurhessischen, zum Teil an der Grenze unseres eisenachschen Landes ausgebrochenen Unruhen und Bauernaufstände große Sorge. General Clarke vertraute mir, daß der französische Gouverneur von Kassel einberichtet habe, man bemerke Verzweigungen dieser Aufstände bis in das eisenachsche Gebiet. Es war auch wohl zu fürchten, daß dort bei der gereizten Stimmung des Landvolks die hessischen Aufstände sich leicht weiter verbreiten würden, was uns bei Napoleon sehr großen Nachteil bringen konnte. Ich schickte sogleich eine Estafette nach Weimar, von dort wurde schleunigst eine abmahnende Proklamation an die eisenachschen Untertanen erlassen und alle möglichen sonstigen Maßregeln getroffen. Glücklicherweise wurde im Hessischen der Aufstand bald gedämpft. Mitten unter so vielseitigen und dringenden Geschäften des Augenblicks richtete der großartige Sinn des Herzogs sich auch auf Benutzung der Zeitumstände zu Befestigung unserer literarischen Zustände. Auf Humboldts Anraten kam es zur Sprache, Goethe zum Kanzler der Universität Jena mit ausgedehnter Vollmacht zu ernennen, und da Johannes Müller sich damals, wo sein preußischer Gehalt ausblieb, in der mißlichsten Lage befand, so wurde ich beauftragt, mit ihm darüber zu verhandeln, daß er als Staatsrat, jedoch mit fast gänzlicher Freiheit von allen laufenden Geschäften, in weimarische Dienste trete.

Es gelang mir auch, ein eventuelles Übereinkommen mit ihm zustande zu bringen, das nur noch von seiner Entlassung aus preußischem Dienst abhängig gemacht wurde. Johannes Müller datierte das Billett, worin er meine Anerbietungen annahm, gerade vom Jahrestage der Schlacht von Ragoz in der Schweiz (1446).

Leider scheiterte in der Folge dieses Übereinkommen, als Napoleon in ihn drang, das Staatssekretariat in dem neugeschaffenen Königreich Westfalen zu übernehmen. Wieviel ruhigere und schönere Tage würde er erlebt haben, wenn er dieser Versuchung zu widerstehen vermocht hätte?

Einen seltsamen Vorfall jener Tage kann ich nicht unerwähnt lassen. Es traf sich, während der Herzog einstmals mit jenem auserlesenen Kreise Berlins bei Tafel saß, daß der bei Prenzlau kriegsgefangene Obrist von Massenbach sich anmelden ließ.

Seine Erscheinung war dem Herzog unangenehm, doch nahm er ihn an. Als aber bald nachher Massenbach von der Schlacht bei Jena anfing und sein Benehmen dabei rechtfertigen wollte, vermochte der Herzog nicht sein kritisches Urteil über diese unselige Schlacht zurückzuhalten. Jener wollte theoretisch taktische und strategische Gründe dagegen anführen, da überlief den Herzog der Unmut so sehr, daß er ihm die bittersten Vorwürfe über sein ganzes Verhalten machte, wodurch Massenbach so außer sich geriet, daß er aufsprang und mit Zurücklassung seines Hutes davonlief.

Späterhin, im Jahre 1808, erlaubte er sich in der Vorrede zu einem Bande seiner Memoiren heftige Ausfälle gegen den Herzog; ich war gerade in Berlin anwesend und wurde beauftragt, ihn aufzusuchen und zur Rede zu setzen; es gelang mir aber niemals, ihn zu treffen.

Um jene Zeit gab der königlich bayrische Gesandte Chevalier de Bray zu Berlin täglich nach dem Theater offenes Haus, wo sich denn nicht nur alles, was zur diplomatischen Welt gehörte, sondern auch noch viele andere Personen der höheren Gesellschaft zusammenfanden. Ich machte dort viele interessante Bekanntschaften, von denen mehrere mir viele Jahre hindurch sehr nützlich wurden. Ich will nur den ge-

lehrten spanischen Gesandten Don Pardo de Figueroa, in dessen geistreicher Gesellschaft ich nachmals manchen frohen Mittag genoß, den damals kaiserlich österreichischen Geschäftsträger Baron Binder von Kriegelstein und den Grafen Bombelles hier nennen, der auch späterhin mit seiner kunstliebenden, in mimischen Darstellungen und Gesang ausgezeichneten Gemahlin, gebornen Ida Brun, mir 1829 in Florenz und 1837 in Bern die freundschaftlichste Zuneigung betätigte.

Eigentümlich war es in diesen Abendzirkeln, daß bei der elegantesten Ausstattung des Lokals durchaus nichts als schöne Borsdorfer Äpfel auf zierlichen Porzellantellern serviert wurden, wie denn auch bei der Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit der Unterhaltung nirgends das Bedürfnis materiellen Genusses aufkommen konnte.

Iffland, der dem Herzog ungemein ergeben war, beeiferte sich immer, im Theater nur Lieblingsstücke desselben geben zu lassen, und es war höchst unterrichtend und anziehend, ihn nun am andern Mittag über den Charakter seiner eigenen Rollen, besonders in Shakespeareschen Stücken, sprechen zu hören. Auch die berühmte Unzelmann, nachherige Bethmann, den alten Unzelmann und die verwitwete Fleck sah ich damals in ihren bedeutendsten Rollen, und so fehlte es, mitten unter den wichtigsten Sorgen und Geschäftsanstrengungen, doch nicht an manchen heiteren und erfrischenden Genüssen. Doch ich greife den Hauptfaden meiner Erzählung wieder auf.

Da die Antwort auf die Anfrage, ob der Kaiser des Herzogs Hinkunft nach Warschau genehmige, noch immer ausblieb, so beschloß der Herzog, daß ich einstweilen mit einem Handschreiben von ihm an den Kaiser und, mit ausgedehnter Vollmacht versehen, nach Warschau vorauseilen und mir dort

aufs dringendste Audienz erbitten sollte, während der Herzog in Berlin blieb. Ich reiste also den 17. Januar ab. Diese Reise mitten im Winter und wiederum bei oft unbahnbaren Straßen war ebenfalls ziemlich mühselig.

Einstmals blieb ich mitten in der Nacht in den tiefen Löchern eines Waldweges stecken. Der Postillon setzte sich auf die Vorderpferde, um von dem nächsten Orte Vorspann herbeizuholen.

Da aber der nächste Ort einige Stunden entfernt war, so mußte ich zehn Stunden im peinlichsten Zustande aushalten, bis es am andern Morgen durch endlich aufgetriebenen Vorspann gelang, meinen Wagen wieder flott zu machen.

Dasselbe war, wie ich nachher erfuhr, auch dem Prinzen von Benevent und dem königlich württembergischen Minister, Grafen von Winzingerode, nur in etwas geringerem Grade, begegnet. Da die meisten Posthalter weder Deutsch noch Französisch verstanden, so kann man sich denken, wie mühselig auch in dieser Hinsicht das Fortkommen war. Endlich, am 22. Januar mittags, langte ich in Warschau an und fand in dem Hotel de Wilna ein mir um so zusagenderes Quartier, als in demselben auch mehrere mir schon befreundete deutsche Abgeordnete wohnten, namentlich der würzburgische Gesandte, Graf Reigersberg, der sächsische Geheime Finanzrat von Ferber, der Obristleutnant, nachherige General Funk, der koburgische Abgeordnete, Baron Dankelmann, der Bankier Frege aus Leipzig, der Bankier Kaiser aus Basel und mehrere andere Deutsche.

Tags darauf meldete ich mich schriftlich bei Herrn Talleyrand an und wurde sofort zu einer Unterredung mit ihm und zur Mittagstafel eingeladen. Seine erste Frage war, wie es komme, daß der Herzog noch nicht hier eintreffe? Ich erwiderte – wie es denn auch der Wahrheit gemäß war –,

daß der Herzog nicht ganz wohl sei, auch noch immer auf die von dem General Clarke gestellte Anfrage Antwort erwarte. Herr Talleyrand entgegnete:

„Il s'agit d'une démarche de sentiment et non pas d'affaires; c'est pourquoi on ne peut pas répondre expressément à de telles demandes, mais certainement le Duc ferait très bien de venir."

Noch am nämlichen Abend erfuhr ich, daß die Herren von Gagern und von Lützow von hier aus unterm 8. und 10. Januar dem Herzog geschrieben und ihm die Hierherreise dringend angeraten hatten. Sogleich am 24. Januar meldete ich dies dem Herzog; allein schon am 26. Januar empfing ich ein Schreiben von ihm aus Berlin vom 19. Januar, welchem die Originalbriefe dieser Männer beilagen. In dem Gagernschen Briefe hieß es wörtlich:

„Au fait que V. A. S. se propose de venir ici, il n'y a pas d'obstacle, il ne Lui faut pas d'autre agrément spécial, et plutôt Elle arrivera, mieux Elle sera reçue."

Gleichwohl schrieb der Herzog: „Ich halte es für konsequent, eine direkte Antwort des Kaisers abzuwarten, und ich werde den 22. Januar über Dresden nach Weimar zurückkehren, wohin dringende Geschäfte mich rufen."

„Sollte mein Erscheinen in Warschau absolut nötig sein, so kann ich ja immer noch von dort aus dahin reisen."

„Wäre meine Gegenwart am kaiserlichen Hofe zu etwas Reellem nützlich, und sollte ich nicht bloß Cour dort machen, so bedeutet die weitere Distance von 30 Meilen gar nichts. Was die Geschäfte betrifft, die werden Sie am besten machen, denn Sie können besser wie ich vom Erlaß eines Teils der Kontribution reden 2c."

Ich stellte hierauf unterm 28. Januar dem Herzog nochmals aufs dringendste vor, wie zweckmäßig, ja absolut not=

wendig sein Hierherkommen erscheine und wie alle ihm treu ergebenen Personen, namentlich auch der Erbgroßherzog von Baden und der regierende Fürst von Waldeck, in dieser Ansicht übereinstimmten.

Der Kaiser habe sich mehrfach darüber geäußert und scheine überhaupt jetzt günstiger für Weimar gestimmt; die mir schon zugesagt gewesene Audienz habe er jedoch bis zur Ankunft des Herzogs verschoben.

Ich konnte noch hinzufügen, daß das loyale und vorsichtige Benehmen der weimarischen Regierung bei den kurhessischen Unruhen und die Reise des Erbprinzen zu der Kaiserin von Frankreich den besten Eindruck gemacht und daß Herr Talleyrand mir gesagt habe:

„J'ai bien cru qu'il plairait à l'Imqeratrice; c'est un jeune prince parfaitement aimable."

Unterdessen hatte ich mich bemüht, für den Herzog eine anständige Wohnung im Hotel de Prusse, wo auch der Kronprinz von Bayern wohnte, zu ermitteln; aber auf einmal kam der Adjutantgeneral Dentzel zu mir, derselbe, der unser erster Kommandant in Weimar gewesen und jetzt Stadtkommandant in Warschau war, und meldete, daß er angewiesen sei, mir für den Herzog ein Hotel auszusuchen, und daß er soeben ein recht passendes gefunden habe, was er mir zeigen wolle. Unstreitig war dies ein unzweideutiger Beweis, wie sehr man die Ankunft des Herzogs wünsche und erwarte.

Ich hoffte von Tag zu Tag darauf mit größter Sehnsucht, überzeugt – wie ich es nach alledem, was vorgekommen, sein mußte –, daß unsere Angelegenheiten dadurch eine weit günstigere Wendung nehmen würden.

Inzwischen war mir von dem Ministerium in Weimar mitgeteilt worden, daß von Erfurt aus eine große Naturalienrequisition auf Weimar ausgeschrieben worden, die

auf 950 000 Francs Geldwert anzuschlagen sei. Da sich der Generalintendant Daru nicht treffen ließ, so brachte ich meine Beschwerde bei Herrn Talleyrand an, und dieser bestärkte mich in meiner Ansicht, daß der geheime Friedensartikel uns von aller und jeder unentgeltlichen Leistung, außer der stipulierten Geldkontribution, durchaus freispreche.

Ich schrieb also nach Weimar, daß man sich auf nichts einlassen und standhaft jede Requisition ablehnen möge. Zwei Tage darauf gelang es mir, auch von Daru selbst die Anerkennung obigen Prinzips und einen entsprechenden Befehl an den Kriegskommissär Lemarquant zu erwirken. Auch mißbilligte er die uns gestellte Anforderung von Tafelgeldern und von Fouragerationen für die blessierten französischen Offiziere, bestand aber dagegen auf pünktlicher Einhaltung der Kontributionszahlungen. Ich konnte jedoch auf dem Grunde jener vertraulichen Äußerungen des Herrn Talleyrand mit Sicherheit annehmen, daß, wenn wir nur, bei bereits berichtigtem ersten Dritteil der Kontribution, noch bis Mitte Februar eine mäßige Summe einzahlten und wegen des Restes des zweiten Dritteils einige vorläufige Verhandlungen mit dem (uns sehr freundlich gesinnten) Generalrezeveur Labouillerie zu Berlin anknüpften, zu keinen Zwangsmaßregeln gegen uns geschritten werden wolle.

Der General Rapp, der sich schon früher in Berlin und Posen so freundschaftlich gegen mich erwiesen hatte, lag um jene Zeit zu Warschau krank darnieder, infolge der Blessur, die er in dem Gefecht bei Pultusk erhalten hatte. Ich besuchte ihn fast täglich und erlangte durch ihn manchen Vorteil; namentlich gab er mir zwei offene Schreiben an den französischen Kommandanten zu Jena und den Kriegskommissär zu Erfurt, um im Notfall davon Gebrauch zu machen.

In diesen beiden Schreiben wies er auf die Gesetzwidrigkeit ihrer Anforderung von Tafelgeldern usw. eindringlich hin und drohte mit einer Anzeige an den Kaiser.

Der Majorgeneral, Prinz von Neufchatel, erwies sich nicht weniger freundlich.

Es befanden sich damals zu Weimar einige und zwanzig in den Schlachten bei Jena und Auerstädt mehr oder weniger blessierte preußische Offiziere, deren Unterhalt uns natürlich ziemlich belästigte. Sie alle wünschten sehnlichst, auf ihr Ehrenwort in ihre Heimat entlassen zu werden. Ich hatte mich deshalb bei dem General Clarke verwendet, dieser aber getraute sich nicht, die nötige Autorisation zu erteilen. Nun gelang es mir, sie bei dem Prinzen von Neufchatel, wenigstens für einen Teil dieser Offiziere, zu erwirken. Unter ihnen befand sich der nachherige General der Infanterie und preußische Kriegsminister von Boyen, der damals noch Hauptmann war. Ich bewahre noch jetzt sein mir zugekommenes Bittschreiben als Reliquie auf.

In dem beigelegenen chirurgischen Attestat war gesagt, daß Herr von Boyen, da die ihm tief in der linken Lende sitzende Flintenkugel nicht herausgebracht werden konnte, durchaus für invalide zu achten sei.

Wie glücklich, daß dieser Ausspruch sich in der Folge nicht bestätigt hat, vielmehr der würdige Mann noch lange seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten vermochte!

Höchst interessant und angenehm zugleich war es für mich, daß ich ein für allemal zur Mittagstafel des Prinzen von Benevent eingeladen ward. Die Stammgäste waren die Herren von Dalberg und von Gagern, der fürstlich primatische Gesandte Graf von Beust, der österreichische General Baron Vincent – ein ebenso kluger und feiner, als dabei

schlichter und heiterer Mann, – sodann der Baron Batowski. Dazu kamen mitunter noch zwei bis drei ausnahmsweise Geladene.

Die Unterhaltung, sowohl bei Tisch als in der darauf folgenden Stunde, war stets ungemein belebt und anziehend, besonders durch die witzigen und geistreichen Äußerungen des Prinzen, der jeden Gegenstand mit wenig Worten in ein überraschendes und eigentümliches Licht zu setzen wußte. Es herrschte die höchste Zwanglosigkeit, jeder Gast trug nach Kräften zur gemeinsamen Erheiterung, gleichsam zu einem geistigen Picknick bei.

Der Prinz gefiel sich oft, nach Tische einzelne Szenen und Situationen seines früheren Lebens in England und Amerika mit lebhaften Farben zu schildern, oder auch an diesen oder jenen Gast eine Frage über literarische oder soziale Gegenstände zu richten, die alsdann oft zu lebhafter Diskussion Anlaß gab. So erinnere ich mich, daß er uns einstmals auf einen alten Kammerdiener aufmerksam machte, der den Kaffee servierte. Ich glaube, er hieß Christoph. „Diesem Manne", sagte er, „verdanke ich mein Leben und meine jetzige Existenz in Europa; darum behalte ich ihn auch immer bei, ob er mich gleich von Zeit zu Zeit mit seinen Rechnungen ausnehmend übervorteilt. Als es mir nämlich in England und Amerika nicht ganz nach Wunsch ging, faßte ich den Entschluß, nach Ostindien und zunächst nach Kalkutta zu reisen. Ich hatte mir die besten Empfehlungen dahin verschafft, mich in Baltimore auf einem guten Schiffe eingemietet und eröffnete es nun am Vorabend der Abreise meinem Diener." „„Das ist unmöglich, mein Herr,"" erwiderte dieser, „„ich kann durchaus nicht zugeben, daß Sie so schnell abreisen, denn ich habe erst gestern abend alle Ihre Wäsche der Wäscherin gegeben und bekomme sie unter zwei bis drei Tagen nicht zurück.""

„Ich lachte anfangs über diesen Einwurf; er kam mir aber doch wie ein Wink des Schicksals vor. Das Schiff konnte nicht länger auf mich warten; ein anderer Franzose, der mit mir aus England gekommen war, bat mich, ihm, wenn ich zurückbliebe, meine Empfehlungsbriefe abzutreten. Ich tat es; il est allé à Calcutta à ma place, et ma foi, il y est mort à ma place!"

Von mir verlangte der Prinz immerfort aufs neue, daß ich ihm von Wieland erzählen und die Einrichtung der Akademie beschreiben sollte, welche die Herzogin Mutter Amalia zu Weimar gestiftet habe. Er konnte sich nämlich gar nicht denken, daß ein solches Zusammenleben großartiger Dichter und Schriftsteller, wie es rings um die Herzogin Mutter aufs anmutigste stattgefunden, ohne einen förmlich konstituierten Verein, ohne organische Gesetze und Vorschriften möglich gewesen und ganz wie von selbst, bloß durch die magnetische Anziehungskraft einer kunstliebenden und liebenswürdigen Fürstin und den einfachen Kontakt edler Naturen entstanden sei. So oft ich auch dies ihm anschaulich zu machen suchte, so kam er doch immer wieder auf seine Fragen zurück. Wieland rühmte er vorzüglich als den Verfasser des Socrate en délire.

Ich hatte nie von einem solchen Werke Wielands gehört, bis ich endlich herausbrachte, daß Wielands Diogenes von Sinope gemeint sei, der unter jenem Titel ins Französische übersetzt war. Auch über Gegenstände der Industrie und der Geschichte liebte er oftmals sich ausführlich zu besprechen, wie es denn z. B. einstmals zu einem langen Streit zwischen ihm, dem General Vincent und Herrn von Gagern über die Charaktere des Tacitus, des Seneca und Cato des Älteren kam.

Solche Gespräche nach Tafel wurden oftmals durch seine

Sekretäre unterbrochen, die ihm eine Depesche oder den Entwurf eines Schreibens vorlegten.

Er fertigte sie rasch und – wie es überhaupt seine Virtuosität war – mit wenigen, aber höchst präzisen Worten ab und nahm dann gleich wieder den Faden der Unterhaltung auf.

Zu den interessantesten Bekanntschaften, die ich in diesen Abendkreisen machte, gehört auch der Staatssekretär des Königreichs Italien, Aldini. Er war ein überaus wissenschaftlich gebildeter, feiner und zartsinniger Mann, der an den literarischen Zuständen Weimars lebhaften Anteil nahm. Ich verdankte ihm eine große, überaus schöne Medaille, die zu Ehren des Kaisers Napoleon kürzlich zu Mailand geprägt worden war.

Ebenso anziehend war die nähere Bekanntschaft mit dem preußischen Geheimrat von Dohm, dem früheren Gesandten in vielen wichtigen deutschen Angelegenheiten und publizistischen Schriftsteller. Er war damals als Deputierter des Eichsfeldes und anderer angrenzenden Distrikte in Warschau und genoß auch bei den französischen Behörden viele Achtung.

Um jene Zeit kam eine türkische und bald nachher auch eine persische Ambassade in Warschau an.

Ich und mehrere andere Personen des diplomatischen Korps waren gegenwärtig, als sie ihre Antrittsbesuche bei Talleyrand machten, die durch das fremde Kostüm und die damals noch sehr abstechenden Sitten und Gebräuche dieser Orientalen, zumal auch bei Tische, höchst ergötzlich waren.

Am 28. Januar erfuhr ich, daß der Kaiser allerehestens zur Armee abreisen würde. Ich bot daher alles auf, um ihm das Schreiben des Herzogs, welches ich von Berlin mithatte, noch am nämlichen Tage in die Hände zu bringen.

Dies gelang auch und der Kaiser antwortete schon tags darauf:

„Mon Cousin, en rétablissant la paix entre nous, j'ai désiré Vous donner des gages durables de mon amitié et Vos états ont été admis dans la confédération du Rhin. Vous reconnaitrez dans cette mesure l'intention, où je suis de protéger toujours Vos intérêts, et la part que je prends à Votre prospérité. Je prie Votre Altesse d'en recevoir les nouvelles assurances, ainsi que celle de mon attachement et de mon estime.

Varsovie, le 29. Janvier 1807. — Votre bon Cousin Napoléon.“

Der Kaiser überging also gerade den für den Augenblick wichtigsten Punkt in dem Schreiben des Herzogs, nämlich den, ob er dessen Hinkunft nach Warschau genehmige.

Leider bekam ich erst später von diesem Schreiben Kunde, denn es wurde unmittelbar aus dem kaiserlichen Kabinett einem Kurier mitgegeben, dieser aber unterwegs von einer preußischen Streifpartie aufgefangen.

Der Herzog erhielt es erst lange nachher, so daß er nicht früher, als am 7. März, darauf zu antworten imstande war. In meinem Berichte vom 30. Januar konnte ich daher nur melden, daß der Kaiser das Handschreiben des Herzogs freundlich aufgenommen und des ehesten darauf zu antworten versprochen habe.

Ich war nach allem Vorhergegangenen berechtigt, hinzuzufügen, daß er den Herzog ohne Zweifel mit Vergnügen in Warschau sehen würde. Aber gleich nach Abgang dieses meines Berichts erfuhr ich, daß der Kaiser soeben zur Armee abgereist sei.

Man suchte allgemein glauben zu machen, der Kaiser würde in wenig Tagen wiederkehren; allein schon am 10. Februar traf die Nachricht von der blutigen Schlacht bei Eilau ein.

Duroc, der diesmal nicht, wie gewöhnlich, den Kaiser begleitet hatte, verkündete sofort, daß ein großer Sieg erfochten sei. Es verlautete jedoch gar bald, daß die Schlacht einen sehr zweifelhaften Ausgang gehabt und die französische Armee außerordentliche Verluste erlitten habe.

An dem Benehmen der französischen Behörden war deutlich zu erkennen, daß sie sich in großer Unruhe befanden.

Aus Dresden bekam ich Nachricht von dem Herzog, daß er am 29. Januar von dort nach Weimar abreisen werde; meine dringende Depesche vom 24. Januar hatte er damals noch nicht empfangen. Ich konnte daher noch stündlich auf seine Ankunft in Warschau hoffen, aber statt dessen erhielt ich am 14. Februar einen Kurier aus Weimar, mit zwei Schreiben des Herzogs vom 4. und 6. Februar, die meine Hoffnungen gänzlich niederschlugen. In dem ersten sagte der Herzog: da er noch immer keine bestimmte Antwort vom Kaiser selbst auf seine Anfragen erhalten, so könne weder mein noch aller anderen Personen Urteil und Andringen, die er aus meinem Bericht vom 24. Januar ersehen, ihn zu der Reise bestimmen. Überdies sei er noch immer nicht ganz wohl und leide namentlich sehr an einem Ohrgeschwür.

In dem zweiten hieß es: meine Depesche vom 30. Januar sei soeben eingetroffen, und da der Herzog daraus erst eine bestimmte Äußerung des Kaisers, ihn gern in Warschau zu sehen, entnommen, so würde er – obschon noch immer nicht ganz wohl – den 7. Februar nach Berlin abgehen und von dort am 11. weiter nach Warschau reisen. Der Herzog fügte noch hinzu, daß keine Privatmeinung irgendeiner Art ihn hätte bewegen können, einen Schritt zu tun, der gewagt gewesen wäre, solange der Kaiser sich nicht bestimmt dafür erklärt gehabt hätte.

Man kann leicht denken, wie schmerzlich mir das Aus-

bleiben des Herzogs fiel, da ich gleich darauf noch erfuhr, daß er, sobald ihm zu Berlin Kunde von der Schlacht bei Eilau zugekommen, wieder nach Weimar zurückgekehrt sei.

Wie hätte ich nach allem, was die Herren Talleyrand, Duroc und andere mit den Ansichten und Gesinnungen des Kaisers Vertrautesten mir beteuerten, zweifeln können, daß die Ankunft des Herzogs und sein persönliches Benehmen mit dem Kaiser von dem vorteilhaftesten Einfluß auf unsere Kontributionsangelegenheit sein würde, auch abgesehen von so vielen anderen noch wichtigeren Folgen? Es lag gar zu klar am Tage, daß Napoleon sich der Vermittelung des Herzogs zu einer Annäherung an Rußland und zur Einleitung von Friedensverhandlungen bedienen wolle. Wenn er auch vermied, auf die von dem General Clarke geschehene Anfrage, ob der Herzog nach Warschau kommen solle, direkt zu antworten, und wenn er gleich noch in seinem neuesten, übrigens sehr verbindlichen Schreiben vom 29. Januar diesen Punkt übergangen hatte, so ließ sich doch gar nicht denken, daß jene seine Vertrautesten sich wiederholt und so dringend gegen mich darüber ausgesprochen, ja täglich und fast ängstlich nach der Ankunft des Herzogs sich erkundigt hätten, ohne daß der Kaiser alles dies gewußt und genehmigt habe.

Es kam hinzu, daß Napoleon, der schon über die geringe Eile, mit welcher der Herzog von Hamburg zu ihm nach Berlin gereist war, höchst empfindlich gewesen, aus seinem Gesichtspunkte und nach seiner Sinnesart wohl erwarten mochte, daß der Herzog gleich nach dem Frieden von Posen es sich zur Pflicht machen würde, ihn in Warschau aufzusuchen und die durch jene Zögerung in Berlin verfehlte persönliche Bekanntschaft nachzuholen.

Darauf zielten unverkennbar jene Worte Talleyrands bei meiner Ankunft in Warschau:

„Il s'agit d'une démarche de sentiment et non pas d'affaires, c'est pourquoi on ne peut pas répondre exprèssement à de telles demandes, mais certainement le Duc ferait très bien de venir."

Eine ausdrückliche Aufforderung an den Herzog aber, nach Warschau zu kommen, mußte die Politik des Kaisers vermeiden, um nicht vorzeitig seine auf die Annäherung an Rußland gerichtete Absicht zu verraten. Es ist hoch wahrscheinlich, daß umgewandt der Herzog so schwer an die Warschauer Reise ging, gerade weil er sich den Absichten des Kaisers entziehen wollte. Dazu kam seine persönliche Abneigung gegen Napoleon und der Gedanke, daß er sich nach seiner individuellen Denk- und Benehmungsweise zu Warschau sehr unheimlich fühlen würde.

Gleichzeitig mit den oben erwähnten beiden Schreiben des Herzogs erhielt ich auch eine Menge Zuschriften der weimarischen Behörden, welche unseren Finanznotstand und die unerschwinglichen Anforderungen französischer Behörden mit den lebhaftesten Farben schilderten.

Insbesondere war die damals für alle Kriegslasten bestehende Landeskommission fortwährend den ungestümen und oft einander widersprechenden Requisitionen der Kriegskommissäre ausgesetzt. Bald sollten ungeheure Lieferungen aller Art nach Erfurt zum Approvisionnement der Festung geschehen, bald die Transportmittel für die große Militärstraße verstärkt werden. Vergebens war die Vorstellung, daß, während für den letzteren Zweck schon alles Zugvieh aufgeboten sei, nicht auch jene Leistungen nach Erfurt geschafft werden könnten; vergebens berief man sich auf den geheimen Friedensartikel, der alle weiteren Kontributionen, außer der stipulierten Geldkontribution, ausschloß. „Was man jetzt von Euch fordert," lautete die Antwort, „ist keine Kontribution, son-

dern nur eine Beihilfe zur Kriegsführung, die Ihr als treue Alliierte nicht verweigern dürft."

Es gehörte die ruhige Haltung und Umsicht des Chefs der Landeskommission, des Präsidenten Freiherrn von Fritsch, dazu, um unter solchen Bedrängnissen dennoch Mut und Ordnung aufrecht zu erhalten und durch gewandtes Temporisieren und persönlich verbindliches Benehmen dem Andringen der französischen Kommissäre dergestalt zu begegnen, daß die oftmals angedrohten Exekutionsmaßregeln doch immer noch glücklich abgewendet wurden.

Mit den Kontributionszahlungen war man bis fast zur Hälfte des zweiten Dritteils der Summe von 2 200 000 Fr. vorgerückt, die Aufrechnung der geleisteten Naturallieferungen wurde aber immer schwieriger. Von allen Seiten und hinsichtlich einer Menge einzelner Beschwerden forderte man mich zur Abhilfe auf.

Auch mit der großherzoglich würzburgischen Regierung waren sehr verdrießliche Streitigkeiten entstanden. Der 25. Artikel des Rheinbundes sprach uns ganz unzweideutig die Souveränität über alle enklavierten reichsritterschaftlichen Besitzungen zu und bestimmte, daß die zwischen dem weimarischen Gebiet und anderen angrenzenden Staaten gelegenen nach Verhältnis der Angrenzung geteilt werden sollten. Hiernach war denn auch von Weimar aus Besitz und bezüglich Mitbesitz ergriffen worden. Würzburg hingegen war schon am 25. September 1806 zum Rheinbund getreten und hatte im 4. Artikel seiner Beitrittsakte sich versprechen lassen, daß ihm alle zwischen seinem Gebiet und den herzoglich sächsischen Landen liegenden reichsritterschaftlichen Besitzungen allein zufallen sollten, ja sogar diejenigen, welche zwar von herzoglich sächsischem Gebiet ganz umschlossen, aber nach Würzburg zu Lehen gingen.

Ich reklamierte dagegen in einer ausführlichen Denkschrift; allein französischerseits wollte man keinen Rückschritt gegen den Großherzog von Würzburg tun, da man höhere politische Gründe hatte, ihn auf alle Weise zu begünstigen. Man erklärte mir jedoch, daß jene Konzession bloß deswegen gemacht worden sei, damit Würzburg auf billige Austauschung mit Weimar zur Abrundung der Grenzen eingehen sollte, und vertröstete auf desfallsige unter Frankreichs Vermittlung einzuleitende Verhandlungen.

Meine Lage zu Warschau wurde auf solche Weise in der Tat sehr peinlich, und ich mußte dabei den unsäglichen Schmerz erleiden, den plötzlichen Tod meiner über alles geliebten Mutter zu erfahren.

In solchen Bedrängnissen richtete mich nur die überaus wohlwollende Teilnahme und Zusprache meiner Freunde zu Warschau einigermaßen wieder auf.

Unter diesen bewies mir namentlich auch der nassauische Legationsrat Fabricius – nachmals vieljähriger königlich niederländischer und herzoglich nassauischer Geschäftsträger in Paris – die treueste Anhänglichkeit und Fürsorge.

Ich darf rühmen, daß auch der Erbgroßherzog von Baden und der biedere Fürst Georg von Waldeck mir Beweise aufrichtigster Teilnahme und Wohlwollens gaben. Der erstere hatte an einem Faulfieber, der letztere an einem Beinbruche zu Warschau daniedergelegen.

Ich besuchte sie, sooft ich nur konnte, und beide suchten auf jede Weise den weimarischen Interessen förderlich zu sein.

Auch der Kronprinz von Bayern empfing mich öfters bei sich und würdigte mich schmeichelhaften Vertrauens. Er verhehlte mir nicht seine große Abneigung gegen das französische System und wie schmerzlich ihn so vieles, was in diesem Sinne in Bayern geschehen sei und noch vorkomme,

berühre. Ich mußte ihm viel von Schiller erzählen, den er mit Enthusiasmus verehrte und sich nicht darüber beruhigen konnte, daß er ihn nicht persönlich gekannt. Er erzählte mir, daß er im November mitten in der Nacht durch Weimar gekommen und sich gleichwohl auf den Friedhof habe führen lassen, wo Schillers sterbliche Überreste damals ruhten. Er fügte hinzu, daß er in den Gefechten bei Pultusk stets Schillers Gedichte in der Tasche geführt und sich daran in jedem freien Augenblicke erfrischt und erkräftigt habe.

Schon gleich bei meiner Ankunft in Warschau hatte ich dem Großherzog von Berg, Murat, aufgewartet, dem ich für die menschenfreundliche Aufnahme, die er mir zu Weimar am ersten Morgen nach der Schlacht von Jena, noch ehe Napoleon dort eingezogen war, gegönnt hatte, verpflichtet zu sein alle Ursache hatte. Ich war damals mitten unter den Schrecken der Plünderung, und als nirgends Rat und Hülfe zu finden war, in wahrer Verzweiflung zu ihm aufs Schloß gegangen und hatte ihm mit lebhaften Farben unseren Notstand geschildert. Statt mich, als einen Unberufenen, von keiner Behörde Autorisierten, kurz abzuweisen, ging er mit Teilnahme auf meine Vorstellungen ein, ließ sich mit vieler Offenheit über die neuesten Kriegsvorgänge aus und gab mir zuletzt eine schriftliche Aufforderung an die Marschälle Lannes und Augereau, der Plünderung möglichst zu steuern und mir Sauvegarden zu geben für öffentliche Gebäude, für die Bäckereien, für die Fleischer und für andere zur Herbeischaffung der nötigsten Lebensbedürfnisse unentbehrliche Personen, wodurch den dringendsten Übelständen des Augenblicks abgeholfen wurde. Er erzählte mir damals, daß kurz vorher eine Hofdame der Herzogin bei ihm gewesen, eine geborene Elsässerin, die ihm die leidenschaftlichsten Vorwürfe über die Plünderung gemacht und zuletzt in ihrer Aufgeregtheit so

weit gegangen sei, ihm zu sagen, wie sie sich schäme, eine geborene Französin zu sein, da das zügellose Betragen der französischen Soldaten den Namen Frankreichs entehre.

Er hatte gleichwohl diese Dame mit chevaleresker Artigkeit zu beruhigen gesucht. Sooft ich ihm nun in der Folge zu Berlin und Posen, wie jetzt zu Warschau, aufwartete, hat er mich immer freundlich empfangen, aber stets war seine erste Frage: „Was macht die Hofdame zu Weimar, die so heftig auf mich einstürmte und mir so leidenschaftliche Vorwürfe anzuhören gab?“ In dem ganzen Benehmen Murats lag etwas sehr Ritterliches und Offenes, wenngleich auch Eitles und Selbstgefälliges. Er liebte sehr, seine schöne Gestalt durch den buntesten Farbenschmuck, der an das Abenteuerlichste grenzte, noch auffälliger zu machen, wobei er jedoch stets in seine Haltung und in seine Worte etwas Vornehmes und Verbindliches zu legen wußte. Ich habe ihn einige Male zu Warschau in der Unterhaltung mit Deputierten seines neuen Großherzogtums aus den angesehensten Familien getroffen und auch da sein einnehmendes Verhalten und die verständige Weise, mit der er ihre Anreden beantwortete, zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Am 26. Februar feierte das polnische Gouvernement die Siege der französischen Armee durch ein feierliches Tedeum in der Kathedrale, wozu das ganze diplomatische Korps durch besondere Billetts eingeladen wurde. Dabei prangten eine Menge eroberte Fahnen. Mittags war große Tafel bei dem Oberhofmarschall Duroc und abends gab die Gräfin Potocka einen glänzenden Ball. Vorhergegangen waren schon mehrere andere Feste der polnischen Großen.

Ich erinnere mich besonders eines geschmackvollen Ballfestes bei dem Grafen Stanislaus Potocki, der an der Spitze des polnischen Gouvernements stand. Diesen Ball eröffnete

der Kronprinz von Bayern mit der schönen Gräfin Waleska, der nachmaligen Geliebten Napoleons. Zwei anmutige Fräulein von Henning überreichten dabei dem Prinzen von Benevent die zierlichsten Kränze und Gedichte, und er gefiel sich nicht wenig in ihrer munteren Unterhaltung.

Gräfin Tyszkiewitz, Schwester des heldenmütigen Prinzen Poniatowsky, desselben, der bei Leipzig seinen Tod in den Fluten fand, und die Baronin Bronikowska versammelten fast täglich sehr interessante Abendkreise um sich, bei denen Herr Talleyrand selten fehlte.

Eines Abends führte der Baron Dalberg eine noch ganz junge liebenswürdige Polin Marie Wotowska bei Herrn Talleyrand ein, die schon damals durch ihr ausgezeichnetes Klavierspiel die ganze Gesellschaft zur Bewunderung hinriß. Es ist dies dieselbe, die als Madame Szymanowska im Jahre 1823 zu Karlsbad durch ihr bezauberndes Spiel auf Goethe in seiner damals sehr trüben Stimmung einen so wohltätigen Eindruck machte, und deren Andenken er in der „Trilogie der Leidenschaft" verewigt hat [1].

Aber gegen so glänzende Feste und erheiternde Abendkreise bildeten die beunruhigenden Nachrichten, die täglich über den Zustand der französischen Armee einliefen, einen sehr grellen Kontrast.

Man fürchtete damals in Warschau einen plötzlichen Überfall von den Kosaken, und mehrere Gesandte trafen Anstalt, im Notfall schleunig die galizische Grenze gewinnen zu können. Zu Anfang des März eröffnete Herr Talleyrand dem Corps diplomatique, daß es wohl tun würde, sich einst-

[1] Sie starb, nachdem sie in England, Frankreich und Italien großen Beifall erworben, im Jahre 1831 zu Petersburg an der Cholera.

weilen nach Berlin zu begeben, und daß er selbst mit seinem Bureau sofort nach Thorn abgehen werde.

Ich reiste daher gleichzeitig mit mehreren anderen deutschen Gesandten – nur Dalberg und Gagern blieben bei dem Prinzen von Benevent zurück – am 4. März von Warschau ab und kam über Breslau, wo ich dem Prinzen Jerome, nachmaligem König von Westfalen, aufwartete, den 13. zu Dresden an.

Verschiedene dort eingezogene Nachrichten bestimmten mich aber, nicht sofort nach Berlin, sondern fürs erste nach Weimar zu reisen, um über die neuesten Verhandlungen in Warschau ausführlichen mündlichen Bericht zu erstatten.

Am 17. März traf ich daselbst ein.

Der Herzog wünschte bald nachher, daß ich auf einige Tage nach Gotha gehen möchte, um bei dem dortigen dirigierenden Minister von Frankenberg die Eindrücke vollends auszugleichen, die diesem auf die Ehre seines Hofes höchst eifersüchtigen Manne von dem Rangstreite her, der zu Posen zwischen mir und dem gothaischen Gesandten stattgefunden, noch zurückgeblieben waren.

Herr von Frankenberg war ein in vielfacher Hinsicht merkwürdiger und höchst origineller Mann. In Geschäften ergraut, hatte er schon unter drei aufeinander folgenden Herzögen von Gotha das größte Zutrauen genossen und konnte billig für die Seele der gothaischen Staatsregierung gelten.

Von Jugend auf in alle Hofgeheimnisse eingeweiht, fast mit allen deutschen Staatsmännern und Diplomaten seiner Zeit wohl bekannt und mit allen Feinheiten der Gesellschaftssprache, und besonders der französischen, vertraut – wie er denn auch mit dem viel bekannten Baron Grimm, der die letzten 20 bis 25 Jahre seines Lebens in Gotha

heimisch war, eng verbunden war – setzte er großen Wert darauf, in allen auswärtigen Verhältnissen und in seinen zahllosen Korrespondenzen eine bedeutende Rolle zu behaupten.

Dabei war er, trotz seiner Schlauheit, von edlem Charakter und warmem Rechtsgefühl.

Er verstand es vortrefflich, die Vorträge und Ausarbeitungen seiner Untergebenen klar und schnell aufzufassen und ihnen, sowie allen seinen eigenen Äußerungen, einen eigentümlichen Stempel aufzudrücken.

Mild und freundlich gegen jedermann, dienstfertig und hilfreich, wo er nur immer konnte, vornehm ohne Stolz in seinem Benehmen, wußte er sich allgemein geachtet und beliebt zu machen und wurde dabei von einer geistvollen und liebenswürdigen Gemahlin unterstützt, die seine vertrauteste Geschäfts- und Lebensfreundin war. Schon im hohen Alter hielt er doch stets eine gewisse jugendliche, nicht selten humoristische Gemütsheiterkeit fest und nahm mitten unter seinen vielen Geschäften an den Abendkreisen, die sich täglich um seine Gemahlin versammelten, immer, wenn auch nur kurzen Anteil. Er war klein von Gestalt, mehr hager als stark, und pflegte im engeren häuslichen Kreise sein langes, blondes Haar, in einen Zopf geflochten, über seine seidene Pekesche fast bis zur Erde herabfallen zu lassen.

Erschien er so aus seinem Arbeitszimmer plötzlich im Salon seiner Gemahlin, so gab ihm dies ein ganz seltsames, patriarchalisches Ansehen, und er unterließ dann niemals, jede ihm näher bekannte Dame mit einem väterlichen Kuß auf die Stirn zu begrüßen.

Ihm war es wichtig, von allen Verhältnissen und Vorgängen bei den Höfen und Regierungen Deutschlands immer aufs schnellste unterrichtet zu sein, und man konnte bei dieser

seiner Lieblingsneigung wohl manchmal an jene Worte denken, die Goethe seinem „Wirt“ in den „Mitschuldigen“ in den Mund legte:

Wär ich nur Kavalier, Minister müßt ich sein,
Und jeglicher Kurier ging bei mir aus und ein.

Er schrieb täglich unzählige Briefchen und Billetts, aber im kleinsten Format und mit den spitzesten Rabenfedern, so daß es oft großer Anstrengung bedurfte, sie zu lesen, zumal wenn er sich, wie nicht selten, grüner oder blauer Tinte bediente. Ich hatte Herrn von Frankenberg vorher noch nie gesehen. Jetzt stellte mich ihm der würdige Geheimrat und Kanzler von Ziegesar vor, der mir durch seinen Sohn, meinen jüngeren Kollegen, befreundet war.

Ich erzählte ihm mit Offenheit den ganzen Zusammenhang der Posener Vorgänge, und wie ich mich durchaus gedrungen gesehen habe, den General Duroc von der vorgefaßten Meinung abzubringen, daß Gotha schon ursprünglich das bedeutendste unter den herzoglich sächsischen Häusern gewesen. Ich fragte ihn, ob er denn nicht selbst, wenn z. B. dem herzoglichen Hause Meiningen oder Koburg aus irgendeinem Grunde der Vorrang vor Gotha zugesprochen werden sollte, mit äußerster Lebhaftigkeit alles aufbieten würde, um eine solche Zurücksetzung abzuwenden. Es gelang mir, ihn zu überzeugen, daß ich dabei nichts weniger als eine Verunglimpfung des hochseligen Herzogs Ernst des Frommen im Blicke gehabt. Wir schieden nach wiederholten Besuchen aufs freundlichste auseinander, und er hat mir nachher noch oftmals und bis zu seinem Tode teils persönlich, teils brieflich Beweise seines Wohlwollens gegeben.

Bei meiner Rückkehr nach Weimar wurde ich durch die Erkrankung der Herzogin Mutter Amalia tief betrübt. Die Krankheit schien zwar anfangs unbedeutend, nahm aber sehr

bald einen gefährlichen Charakter an. Durch die Unbilden des Krieges, durch das Unglück, das sich über Preußen und über ihr eigenes braunschweigisches Haus verbreitet und ihr den letzten einzig geliebten und verehrten Bruder geraubt hatte, war ihre sonst so feste Gesundheit schon seit Monaten im stillen untergraben worden. Am 10. April nachmittags betrat ich soeben ihr Vorzimmer, um mich persönlich nach der hohen Kranken zu erkundigen, als sie wenige Minuten vorher ihren Geist ausgehaucht hatte.

Die Bestürzung, ja der verzweiflungsvolle Jammer der Damen ihrer Umgebung verkündigten mir dies auch ohne Worte. Kurz nachher erschien der Herzog. Lautlos ging er an uns vorüber; ich sah ihn an das Bett der geliebten Mutter treten und ihre erkaltete Hand ergreifen. So stand er in tiefem Sinnen unbeweglich über eine Viertelstunde.

Am dritten Tage wurde die entseelte Hülle feierlich ausgestellt; auch mich traf das Los, im feierlichen Trauergewande an ihrem offenen Sarge zu stehen. Die Verewigte war mir stets vom ersten Augenblick meines Eintritts in Weimar eine überaus gnädige Fürstin gewesen. Sie hatte mir vielfach Beweise von Huld und Vertrauen geschenkt. Wenn sie auf ihrem Landsitze zu Tiefurt weilte, durfte ich unangemeldet in ihrem Abendkreise erscheinen. Und wie liebenswürdig, wie heiter und zwanglos war dieser Kreis! Ich war so glücklich gewesen, der Herzogin ein Jahr früher in den braunschweig-ölsschen Nachlaßangelegenheiten nicht unwichtige Dienste zu leisten und mehrfach ihres Vertrauens gewürdigt zu werden. An meiner Mission in das französische Hauptquartier hatte sie lebhaften Anteil genommen. Noch ganz vor kurzem hatte ich ihr stundenlang davon erzählen müssen.

Alle diese Erinnerungen stiegen lebendig in meiner Seele

auf, und so konnte denn mein Geburtstag mich nie düsterer begrüßen als jetzt, wo er mich am Sarge der hochverehrten Fürstin fand.

Am 17. April kehrte ich nach Berlin zurück. Ein sehr ärgerlicher Vorfall brachte mir sogleich die allerverdrießlichste Beschäftigung. Unser Kriegskontingent, das nach Pommern zur Blockade von Kolberg berufen worden war, verlor mehr als den vierten Teil seiner Mannschaft durch Desertion.

Es kostete große Mühe, den üblen Eindruck zu bekämpfen, den dies auf die französischen Behörden machte, die alle Schuld auf unsere Offiziere schoben und sie bösen Willens anklagten.

Der Prinz von Benevent schrieb mir, daß der Kaiser über diese auffallende Desertion höchst aufgebracht sei und schleunige Wiederergänzung unseres Kontingents verlange.

Diese Wiederergänzung kostete uns große Opfer. Gleich darauf wurden fünf von unseren Offizieren und sechs Unteroffiziere, welche zur Abholung der Ergänzungsmannschaft nach Berlin beordert waren, in Pyritz, unweit Landsberg, von einem kleinen Detachement des Schillschen Freikorps überfallen und gefangengenommen. Neue Vorwürfe, neue Verlegenheiten.

Unsere Offiziere waren zwar aus der Gefangenschaft entlassen worden, hatten aber ihr Ehrenwort gegeben, ein Jahr lang weder gegen Preußen, noch gegen Rußland zu dienen, wodurch sie uns also für die jetzige Kampagne ganz unbrauchbar wurden.

Der General-Gouverneur Clarke behauptete aber, dieses Ehrenwort sei ungültig, da es keinem regulären Militär gegeben, sondern von Freibeutern erzwungen sei. Es wurde hierüber an den Major-General Prinzen von Neufchatel be-

richtet, der jedoch erst am 26. Mai aus Finkenstein diese Ansicht bestätigte. Er schrieb dabei an den General Clarke:

„Les paroles d'honneur en question sont nulles. On ne s'engage point avec des bandes de brigands dont les individus seraient pendus ou fusillés, s'ils étaient pris.“

Von Erfurt waren große Requisitionen von Naturalien in Weimar eingelangt. Ich mußte lebhafte Vorstellungen dagegen bei dem Generalintendanten Daru tun und bestimmt erklären, daß, wenn dergleichen Leistungen nicht nach ihrem Geldwert auf die Kontribution aufgerechnet werden sollten, wir uns zu denselben durchaus nicht verpflichtet achten könnten, da es in dem geheimen Friedensartikel ausdrücklich heiße, daß wir gegen Bezahlung der stipulierten Summen von jeder weitern Kontribution frei seien.

Daru wollte sich auf keine Zurechnung von Naturallieferungen einlassen, und ich beschwerte mich deshalb bei dem Prinzen von Benevent, der sich damals bald in Finkenstein, bald in Warschau, bald auch, nach der Übergabe von Danzig, in Oliva befand, wodurch seine Antwort sehr verzögert wurde.

Während ich sie in Berlin sehnlich erwartete, bekam ich Nachricht, daß in seinem Kabinett die früheren Warschauer Arbeiten in bezug auf eine bessere Arrondierung der Rheinbundstaaten wieder aufgenommen würden, ja, daß von dem Baron von Dalberg ein dreifacher ausführlicher Plan, je nach den verschiedenen Eventualitäten bei dem bevorstehenden Friedensschlusse eingereicht worden sei, bei welchem von dem Prinzip ausgegangen werde, daß die abzutretenden preußischen Provinzen unter die Mitglieder des Rheinbundes nach dem Verhältnis ihrer statistischen Kräfte und Kontingentsleistungen verteilt werden sollten.

Ich fand mich also veranlaßt, auch meine früheren Warschauer Vorschläge zu zweckmäßiger Ausgleichung und Arron-

dierung der herzoglich sächsischen Gebiete wieder auf die Bahn zu bringen und sie dem Staatsrate Labesnardière mitzuteilen.

Man erfuhr um jene Zeit, daß Napoleon die österreichische Friedensmediation angenommen habe und daß der General Baron Vincent von Warschau in das Hauptquartier des Kaisers nach Kloster Oliva abgereist sei.

Auch noch andere Umstände ließen auf einen baldigen Frieden schließen, und so eilten denn die verschiedenen deutschen Gesandten zu Berlin, ihre Ansprüche und Wünsche bei dem Prinzen von Benevent schriftlich geltend zu machen.

Da nach der Rheinbundsakte der Herzog von Nassau das Präsidium der Fürstenbank am Bundestage führen sollte, so fürchtete ganz besonders Sachsen-Gotha, dabei an seinem Rang und geschichtlichen Prärogativen einzubüßen.

Der gothaische Gesandte zu Berlin, Minister von Thümmel, drang daher wiederholt in mich, mit ihm gemeinschaftlich eine Note an den Prinzen von Benevent einzureichen, worin für die Häuser Weimar und Gotha das Zugeständnis der großherzoglichen Würde beantragt werde. Zu Weimar trug man jedoch Bedenken, darauf einzugehen, wiewohl man sich späterhin überzeugte, daß, wenn Gotha von diesem Schritt nicht abzubringen sein sollte, man sich zu Vermeidung großen Nachteils genötigt sehen würde, sich anzuschließen.

Mit dem Minister von Thümmel weilte damals auch sein Bruder, der liebenswürdige Dichter Moritz von Thümmel, in Berlin. Ich war schon länger her mit ihm befreundet und genoß in dem auserlesenen Kreise, der sich um ihn sammelte, viele erheiternde Stunden. Der sächsische Gesandte Baron Senft von Pilsach und seine Gemahlin, der edle Dichtergreis von Göcking, die verwitwete Frau von der Lühe und ihre Töchter, Johannes Müller und der berühmte Phi-

lolog Geheimrat Wolf bildeten diesen Kreis. Auch Alexander von Humboldt schloß sich oftmals an und las uns einstmals seine noch ungedruckten Ansichten der Natur vor, wo denn namentlich der unvergleichliche Aufsatz über die Steppen in Amerika alle Zuhörer zur Bewunderung hinriß. Eines Tags besuchten wir sämtlich Sanssouci und Potsdam, und es war mir ein hoher Genuß, in Gesellschaft von Johannes Müller, der mit der Örtlichkeit und jeder geschichtlichen Beziehung so vertraut war, die geheiligten Räume zu durchwandeln, die der große König einst belebt hatte.

In jene Tage fiel das Geburtsfest des Dichters Thümmel. Alle seine Freunde beeiferten sich, es aufs sinnreichste und festlichste zu begehen. Eine anmutige junge Französin wurde auserſehen, als Margot kostümiert, ihm Blumen und Früchte aus ihrer glücklichen Heimat zu überbringen, die ein passendes Gedicht mit scherzhaften Anspielungen auf jene liebliche Episode in Thümmels Reisen begleitete.

Ich erinnere mich auch noch, daß die Frau Kurprinzessin von Hessen, die Thümmel sehr hoch schätzte, ihm einen blühenden Rosenstock mit einem allerliebsten von ihr selbst verfaßten Gedicht zusandte.

Der Prinz und die Prinzessin Ferdinand, Königliche Hoheiten, beehrten mich, wie schon im letzten Winter, mit Beweisen ihrer Huld und Gewogenheit.

Ich durfte namentlich des Sonntags in ihren Zimmern den geistvollen Predigten beiwohnen, die Herr Ancillon, der nachmalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hielt.

Auf einmal traf die Nachricht ein, daß die Friedensverhandlungen abgebrochen und die Armeen wieder im vollen Marsche gegeneinander seien. Der Krieg schien sich also in die Länge zu ziehen, und ich verließ Berlin am 7. Juni und traf über Dessau am 10. Juni wieder in Weimar ein.

Von dem ehrwürdigen Fürsten von Dessau, dem vieljährig treuen Freunde des Herzogs von Weimar, nach Wörlitz eingeladen, verlebte ich dort einen überaus genußreichen mir für immer unvergeßlichen Tag.

Der Fürst hatte die besondere Fürsorge für mich, mir den Dichter Matthison zum Begleiter durch die herrlichen Parkanlagen beizugeben.

So knüpfte sich eine trauliche Bekanntschaft an, die, in der Folge vielmals erneuert, bis zum Tode des edlen Sängers fortdauerte.

Mein Aufenthalt in Weimar war nur von kurzer Dauer. Die Kunden von der Schlacht von Friedland und von dem gleich nachher, am 21. Juni, abgeschlossenen Waffenstillstand folgten überraschend schnell aufeinander. Es war vorauszusehen, daß die Friedensunterhandlungen nun ebenso rasch zum Abschluß kommen würden.

Der Herzog von Weimar, der sich in Karlsbad befand, sandte mir von dort den Befehl, schleunigst über Berlin in das kaiserliche Hauptquartier zu reisen, um die Interessen des weimarischen Landes möglichst wahrzunehmen. Aber schon zu Berlin ereilte mich die Nachricht, daß der Friede mit Rußland am 8. Juli wirklich abgeschlossen worden, daß der mit Preußen unfehlbar am zweiten oder dritten Tage darauf nachfolgen solle und daß der Kaiser Napoleon dann unverzüglich über Dresden nach Paris zurückreisen werde. Ich verfügte mich daher augenblicklich nach Dresden und sendete dem Herzog einen Kurier nach Karlsbad, damit er womöglich noch vor Ankunft des Kaisers eintreffen könne. Als der Herzog am 17. Juli morgens in Dresden anlangte, erfuhr man, daß der Kaiser noch an demselben Abend seinen Einzug halten würde und daß der König von Sachsen im Begriff sei, ihm nach Bautzen entgegenzureisen. Dem

Herzog war sehr daran gelegen, den Rat des Königs noch vor seiner Abreise darüber einzuholen, wie seine, des Herzogs, Vorstellung an den Kaiser am kürzesten und schicklichsten eingeleitet werden möchte.

Nach den damaligen Dresdener Hofverhältnissen war es aber ganz unmöglich, auf dem geordneten Wege so schnell an den König zu gelangen.

Der Herzog verfiel also auf den Gedanken, mir einige Zeilen an den König zu geben und mich durch den weimarischen Geschäftsträger von Verlohren auf einer geheimen Treppe unmittelbar in das Vorzimmer des Kabinetts Sr. Majestät führen zu lassen. Ich fand in demselben den Grafen Marcolini und den Minister Grafen von Bose, die beide nicht wenig erstaunt, ja erschrocken waren, wie es mir habe gelingen können – ein in Dresden unerhörter Fall – bis hierher in die unmittelbare Nähe des Monarchen zu dringen.

Ich brachte mein Anliegen vor, und beide Herren begaben sich sogleich zum König, von dem sie mir den mündlichen Bescheid zurückbrachten, Se. Majestät werde unverzüglich von Bautzen aus dem Herzog durch einen Feldjäger antworten.

Diese Antwort traf auch noch am nämlichen Abend ein und lautete: daß der König bei des Kaisers Ankunft in Dresden ihm nur seine nächsten Familienglieder vorstellen könne, dem Herzog aber rate, sich bei dem Kaiser förmlich anmelden zu lassen.

Der Einzug des Kaisers erfolgte gleich darauf und war höchst feierlich. Ich suchte nun gleich den kurz vorher eingetroffenen Prinzen von Benevent auf und fand ihn im Brühlschen Palais. Die lange festliche Abendtafel, an der er gleichwohl ganz allein mit dem berühmten Prinzen von Ligne saß, machte mir einen ganz seltsamen Eindruck. Man

hatte erwartet, daß er ein großes Gefolge um sich haben, oder doch viele Gäste bitten würde, er aber zog es vor, der lang entbehrten geistreichen und witzigen Unterhaltung mit dem Prinzen von Ligne ganz zwanglos froh zu werden.

Der letztere war längst mit dem Herzog von Weimar sehr vertraut und ihm herzlich ergeben; seine Gegenwart hinderte mich also nicht im geringsten, meine Anliegen zu berühren. Der Prinz von Benevent nahm mich sehr freundlich auf, meinte aber, alles Geschäftliche würde wohl auf Paris verschoben werden, wohin ich dem Kaiser folgen müsse. Für jetzt sei nur das Wichtigste dies, daß der Herzog so bald wie möglich dem Kaiser aufwarte.

Am andern Morgen wurde ich zu diesem Zweck aufs Schloß gesendet, und es gelang mir, durch den Oberstallmeister Caulincourt, Herzog von Vicenza, zu erwirken, daß der Kaiser den Herzog sogleich „um 12 Uhr präzis" zu sich einlud.

Sehr vergnügt, dem Herzog eine so erwünschte Nachricht bringen zu können, eilte ich zu ihm zurück; aber wie erschrak ich, als ich nicht nur den Herzog nicht mehr in seinem Hotel fand, sondern auch niemand von seinem Gefolge mir angeben konnte, wo er anzutreffen sei. Endlich fand man ihn in dem botanischen Garten des Königs, wohin er, ohne zu ahnen, daß die Bestimmung des Kaisers so rasch erfolgen würde, sich von seiner Lieblingsneigung hatte führen lassen.

Bis nun der Herzog auf dem Schlosse anlangen konnte, war schon eine geraume Zeit über die bestimmte Stunde verstrichen; der Kaiser hatte vergebens gewartet und einstweilen dem Herzog von Gotha und dessen Bruder, dem Prinzen Friedrich, Audienz erteilt.

Er empfing nun den Herzog sichtbar verstimmt; auch der Herzog war es, und so konnte es nicht fehlen, daß diese

so lang ersehnte, so oft mißglückte Zusammenkunft auf beiden Seiten ungünstige Eindrücke hinterließ.

Kaum war der Herzog mit mir in den Wagen gestiegen, als er ausrief:

„Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen Friedrich dem Großen und diesem Kaiser! Welch eine ganz anders imposante Erscheinung war doch Friedrich! Nichts von allem, was er mir sagte, könnte mir Bewunderung oder Zutrauen einflößen.“

Wir fuhren nun zu dem Herzog von Gotha.

Dieser war noch ganz entzückt von dem ausgezeichneten Wohlwollen, mit dem Napoleon ihn und seinen Bruder empfangen hatte. Unter anderem hatte der Kaiser ihre innige Anhänglichkeit aneinander sehr belobt, und sie hatten sich beide in seiner Gegenwart zärtlich umarmt.

Am Abend gab der neue französische Gesandte in Dresden, der alte Baron Bourgoing, ein großes Fest, bei welchem auch alle anwesende deutsche Fürsten und das ganze Gefolge des Kaisers erschien [1]. Da die Friedensbedingungen noch nicht bekannt waren, so kann man sich denken, in welcher großen Spannung die Gesellschaft sich befand.

Nur dies wurde am andern Morgen bekannt, daß Polen wieder als ein selbständiges Reich hergestellt und dem König von Sachsen unter dem Titel eines Herzogs von Warschau übertragen sei, und daß die abgetretenen preußischen Provinzen als ein neues Königreich dem Bruder des Kaisers, dem Prinzen Jerome, verliehen werden sollten. Man mußte

[1] Bourgoing stand in Ungnade bei Napoleon. Als aber sein Sohn sich in dem Gefecht bei Pultusk ungemein ausgezeichnet hatte und verwundet worden war, wurde dem Vater unvermutet die Gesandtschaft am Dresdner Hofe verliehen und so der Sohn im Vater belohnt.

also fürchten, daß auch die Provinz Erfurt dem neuen Königreiche einverleibt werde.

Das Bild aller der unzähligen Schadensfolgen, die nun für Weimar bevorstanden, trat mir aufs lebhafteste vor die Seele, und das Gefühl der Verzweiflung ist unbeschreiblich, mit welchem ich damals über die schöne Dresdner Brücke fuhr, um diese trostlose Nachricht dem Herzog zu hinterbringen, der in der Neustadt wohnte.

Dieses Gefühl steigerte sich noch, als wir aus allen Umständen schließen konnten, daß in dem Frieden von Tilsit die weimarischen Interessen gar nicht berührt seien, namentlich über den Erlaß der französischen Kontribution nichts stipuliert sei, während doch die Wiedereinsetzung der mecklenburgischen Herzöge in ihre Staaten und die Aufhebung der über das Herzogtum Koburg verhängten Sequestration bedungen worden war.

Nun folgten sich in den nächsten Tagen Feste auf Feste, aber wer konnte ihnen mit ruhigem Herzen beiwohnen?

Unter der Menge interessanter Fremden machte ich besonders eine Bekanntschaft, die mir für das ganze Leben wichtig wurde. Es war die des Baron Reinhard, nachmals Grafen und vieljährigen Gesandten Frankreichs am Bundestage zu Frankfurt, und zuletzt in Dresden und Weimar.

Württemberger von Geburt und bewährter Diplomat zu London, Neapel, Florenz, in der Schweiz und zu Hamburg, war sein Herz doch immer deutsch geblieben, und er hatte kürzlich zu Karlsbad Deutschlands Stolz, Goethe, kennen gelernt, dem er mit Enthusiasmus anhing. Dies Verhältnis brachte mich ihm bald näher und näher, ich stand von 1816 bis zu seinem Tode, 1837, mit ihm in vertrautem Briefwechsel und darf wohl die Freundschaft dieses edlen, geistreichen Mannes mir wahrhaft zum Lebensgewinn rechnen.

Ich wurde zu den Gratulationscouren bei dem König und der Königin von Sachsen eingeladen.

Beide Majestäten äußerten sich gegen mich aufs teilnehmendste über die weimarischen Verhältnisse, und die Königin verhehlte mir nicht ihre Besorgnis, daß das persönliche Benehmen des Herzogs gegen den Kaiser bei diesem keine günstige Stimmung hervorgebracht habe. Um so mehr schien viel darauf anzukommen, daß der Kaiser vermocht würde, seine Rückreise nach Frankreich durch das Weimarische, nicht über die kürzere Militärstraße durch Buttelstedt, wie es verlautete, sondern über Weimar selbst zu nehmen und dort wenigstens ein Frühstück einzunehmen, wo sich dann, besonders bei der hohen Achtung, die Napoleon der Herzogin Louise widmete, günstige Eindrücke hoffen lassen konnten. Ich wendete daher alles an, um die nächste Umgebung des Kaisers für die Reiseroute über Weimar zu stimmen.

Die desfallsigen Anordnungen hatte zunächst der Oberstallmeister Caulincourt zu treffen, und dieser versprach mir, soviel irgend an ihm liegen könnte, für unsere Wünsche zu wirken, doch schien es ihm noch zweifelhaft, ob der Kaiser, der bereits ein Mittagsessen bei dem Herzog von Gotha angenommen habe, von seinem Plan, den kürzesten Weg über Buttelstedt zu wählen, abzubringen sein würde.

Am Vormittag vor der Abreise des Kaisers ward Abschiedsaudienz für die fremden Gesandten angesagt.

Als der Kaiser mich fragte, wie die Herzogin von Weimar sich befinde, besann ich mich nicht lange zu antworten: „Sie wünscht nichts sehnlicher, als Ew. Majestät bei Ihrer Rückreise nach Paris in Weimar einkehren zu sehen, und ohnehin ist der Umweg gegen die Militärstraße höchst unbedeutend."

Napoleon erwiderte hierauf sehr freundlich: „Wenn es

der Herzogin Freude macht, will ich es recht gern tun. Ich werde mit Caulincourt darüber sprechen."

Nun eilte ich zu letzterem und verlangte feste Zusicherung. Sofort fertigte ich einen Kurier nach Weimar ab und alles schien aufs erwünschteste eingeleitet. Doch auch diesmal sollten unsere Hoffnungen scheitern. Der Kaiser, gegen Abend von Dresden abgereist, traf schon so zeitig vormittags in Weimar ein, daß der Herzog, der nach aller Berechnung ihn erst später erwartete, kaum Zeit hatte, ihm einige hundert Schritte entgegenzureiten. Napoleon aber hatte geglaubt, ihn schon an der Landesgrenze zu finden und war über dieses Versäumnis so empfindlich, daß er nur an der Post umspannen ließ und sogleich weiter nach Gotha fuhr. Der Herzog begleitete ihn zwar bis Erfurt und auf die dortige Festung, allein der günstige Moment in Weimar war und blieb versäumt.

Wie groß war mein Verdruß, als ich am andern Tag nachkam. Bald darauf langte auch der Staatsrat Labesnardière an und speiste bei mir mit Herrn von Dohm und Baron Fischler.

Wir verabredeten, gleichzeitig nach Paris zu reisen, jedoch über Würzburg, damit dort unter Labesnardières Vermittelung die Streitigkeiten zwischen Würzburg und Weimar möglichst ausgeglichen werden könnten.

Labesnardière reiste einen Tag voraus, weil ich erst noch meine Instruktionen von dem Herzog einholen mußte.

In Würzburg eingetroffen, begab ich mich sogleich zu dem dirigierenden Minister Grafen von Wolfenstein, der aber die Verhandlungen lediglich dem Staatsrat von Seiffert überließ.

Herr von Seiffert war ein stattlicher Mann von mittleren Jahren und von würdigem, etwas feierlichem Anstand.

Er war früher akademischer Lehrer und Schriftsteller und hatte schon als Geheim-Referendar unter den Fürstbischöfen von Würzburg fast alle Geschäfte mit großer Einsicht geleitet. Auch in die neuen französischen Verhältnisse hatte er sich schnell mit großer Gewandtheit gefunden.

Mit wie vieler Artigkeit er auch die Vermittelung des Staatsrats Labesnardière aufnahm, so sah er sie doch nichts weniger als gern und bequemte sich nur dazu, um jenen nicht zu verletzen. Mit eindringender Beredsamkeit machte er die Vorteile geltend, die der vierte Artikel der würzburgischen Rheinbundsakte seinem Hofe, Weimar gegenüber, einräumte, demzufolge nicht nur alle vormals reichsritterschaftlichen Besitzungen, die zwischen Würzburg und dem weimarischen Gebiete lagen, sondern auch die von letzterem gänzlich umschlossenen an Würzburg überlassen waren.

Ich erkannte sehr bald, daß ein vorteilhaftes Abkommen nur dann zu ermöglichen sei, wenn das ganze weimarische Vordergericht Ostheim von etwa 3000 Seelen gegen würzburgische Distrikte, die unmittelbar an das weimarische Gebiet grenzten, ausgetauscht würde.

Denn jenes Vordergericht ist gänzlich von würzburgischem Gebiet umschlossen und daher seine Administration für Weimar sehr beengt und mit vielen Nachteilen und Schwierigkeiten verknüpft, für Würzburg hingegen ist es gerade seiner geographischen Lage wegen von weit größerem statistischen Wert.

Die abzutretenden würzburgischen Distrikte würden für Weimar eine weit bessere Grenze gebildet haben, und Würzburg konnte sich, um das Vordergericht Ostheim zu erlangen, sehr wohl geneigt bezeigen, uns bei der wechselseitigen Abrechnung und Ausgleichung Vorteile einzuräumen, die für unsern Anspruch auf einen Teil der reichsritterschaftlichen Besitzungen entschädigten.

So kam denn auch tief in der Nacht ein Staatsvertrag auf dieser Basis zustande, der, meiner Überzeugung nach, unter den einmal vorliegenden Umständen nichts weniger als ungünstig für Weimar erschien.

Allein der Herzog lehnte in der Folge die Ratifikation ab, weil er sich nicht entschließen wollte, angestammte Untertanen abzutreten, auch wohl hoffen mochte, späterhin Würzburg noch zur Nachgiebigkeit hinsichtlich der reichsritterschaftlichen Besitzungen zu bewegen, eine Hoffnung, die jedoch nicht in Erfüllung ging.

Am andern Morgen reiste ich gleichzeitig mit Labesnardière von Würzburg ab und über Frankfurt und Metz Tag und Nacht bis Paris. Gar gern hätte ich hier und da bei manchem interessanten Punkt einige Stunden verweilt, allein Labesnardière, der sich gewaltig nach Paris sehnte, führte beständig den Spruch im Munde:

„En voyage l'essentiel est d'arriver."

Dritter Abschnitt

August bis Dezember 1807

Ich langte am 5. August abends in Paris an, und meine erste Sorge am andern Morgen war, mich bei dem Prinzen von Benevent anzumelden. Er empfing mich gleich tags darauf sehr freundlich und sagte mir, daß ich, um bei dem Kaiser zur Audienz zu gelangen, mich an den Oberzeremonienmeister, Grafen von Ségur, wenden müsse. Ich tat es schriftlich und erhielt zur Antwort, daß er dem Kaiser meine Ankunft gemeldet, aber noch keinen weitern Bescheid erhalten habe. Wie erschrak ich nun, als ich am andern Morgen im Moniteur lesen mußte, daß Talleyrand das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten verloren habe und dagegen zum Vize-Grand-Electeur ernannt worden sei, eine bloße Ehrenstelle, die ihn von jeder unmittelbaren Einwirkung auf die auswärtigen Angelegenheiten ausschloß. Jetzt wurde es mir nur allzu deutlich, warum er mich an den Oberzeremonienmeister verwiesen hatte! Alle schönen Hoffnungen, die ich auf Talleyrands freundliche Geneigtheit für die weimarischen Anliegen gebaut hatte und mit so vielem Rechte bauen konnte, waren mit einem Male vernichtet. Herr von Champagny, bisher Minister des Innern, hatte das Portefeuille des Auswärtigen erhalten, weil der Kaiser, argwöhnisch über die vielen Verbindungen, in denen Talleyrand mit fast allen deutschen Gesandten und deren Höfen stand, und mehr oder weniger unterrichtet von den bedeutenden Geschenken, die er empfangen hatte, rasch beschloß, ihn, unter dem Scheine der Beförderung zu einer der höchsten Ehrenstellen, von allen diplomatischen Geschäften zu entfernen. Ich kannte Herrn von Champagny nicht im geringsten, und ebensowenig kannten ihn die übrigen deutschen Ge-

sandten, die daher dieselbe Bestürzung wie ich empfanden. Als ich mich gleich tags darauf schriftlich bei ihm anmeldete und um Bestimmung einer Stunde, wo ich ihm aufwarten könnte, bat, bestimmte er sie mir für den 14. August. Ich fand einen feinen, etwas wortkargen, gleichwohl recht freundlichen und höflichen Mann, dem man jedoch alsobald eine gewisse Ängstlichkeit bei jeder Äußerung anmerken konnte. Seine erste Frage war, wie denn unsere Kontributionsangelegenheiten ständen, und ob ich beauftragt sei, die versprochenen Zahlungen zu leisten, wobei er merken ließ, es scheine, der Kaiser wolle mich nicht gern früher sehen und auf neue Angelegenheiten eingehen, bis die alten berichtigt wären. Im Laufe des Gespräches äußerte er noch, daß man den Kaiser glauben gemacht, ich sei persönlich schuld an der Verzögerung der Kontributionszahlung, worauf ich ihm auseinandersetzte, wie wenig dies der Fall sei und wie nur die fortwährende Weigerung des General-Intendanten Daru, unsere bedeutenden Auslagen für das große Lazarett zu Jena und für Naturallieferungen in Zurechnung auf die Kontributionszahlungen anzunehmen, sowie der gänzlich erschöpfte Zustand unserer Landeskassen an der eingetretenen Verzögerung schuld seien. Der geheime Artikel bei dem Friedensschlusse zu Posen enthalte die bestimmte Zusicherung, daß Weimar gegen Entrichtung der stipulierten 2200000 Frank von allen weiteren Kontributionen frei bleiben solle, und somit glaubten wir, auf die Zulassung jener Aufrechnungen ein unzweideutiges Recht zu haben. Herr von Champagny hörte mich aufmerksam an, begehrte aber, daß ich ihm ein ausführliches Memoire zu vollständiger Darlegung unserer Kontributionsverhältnisse einreichen möchte, was ihn in den Stand setze, den Kaiser von dem Ungrunde der von dem General-Intendanten Daru angebrachten Be-

schwerden zu überzeugen. Ich versprach dies und schilderte ihm lebhaft, wie peinlich es für mich sei, gerade jetzt den ersehnten Moment verzögert zu sehen, wo ich dem Kaiser das eigenhändige Glückwünschungsschreiben meines Fürsten zu seiner Rückkehr überreichen und dessen ehrerbietigste Gesinnungen ausdrücken könnte. Herr von Champagny versprach, sobald er mein Memoire empfangen werde, sogleich dem Kaiser weitern Vortrag zu tun und suchte mich einstweilen dadurch zu beruhigen, daß er mir versicherte:

„Que je pouvais bien être convaincu, qu'il n'y avait dans tout cela rien d'injurieux ni pour moi personnellement, ni bien moins encore pour le Duc, mon maître."

Mein Memoire ließ nicht auf sich warten. Allein schon am 19. August erhielt ich von Herrn von Champagny die schriftliche Antwort:

„Que Sa Majesté l'Empereur et Roi se ferait toujours un plaisir de donner à Son Altesse Sérénissime le Duc de Saxe-Weimar des temoignages de Sa bienveillance; mais qu'elle regardait comme un préalable indispensable l'exécution entière et complète des engagements que Son Altesse Sérénissime avait pris avec la France par le traité de Posen, afin qu'aucune discussion sur cet objet ne pût rien mêler de pénible aux relations de parfaite amitié qu'Elle se plaira toujours à entretenir avec la Cour de Weimar.

L'intention de Sa Majesté était que tout ce qui était rélatif aux arrangements susdits, soit traité et terminé par M. l'Intendant Général de l'Armée, chargé dès le principe des affaires de cette nature."

Tags darauf wartete ich dem Minister wieder auf und setzte ihm auseinander, daß es uns absolut unmöglich sei, den Rest der Kontribution abzuführen, wenn uns nicht ge-

räumige Fristen gestattet oder Landesobligationen angenommen werden wollten, und daß wir alle Ursache hätten, zu fürchten, daß der General-Intendant Daru nach seiner strengen Sinnesart jeden solchen Antrag zurückweisen würde. Er erwiderte mir aber: „Der Kaiser werde gemessene und gewiß nicht allzu strenge Instruktionen an Daru erteilen, von denen dieser nicht abweichen dürfe. Denn Se. Majestät sei keineswegs gemeint, uns weh zu tun, Daru sei jetzt in Berlin, wohin wir ja sofort einen Abgeordneten senden und alles ins klare bringen könnten; bevor aber Daru darüber berichte, könne er, Herr von Champagny, in dieser reinen Geldsache durchaus nichts weiter tun. Dem Kaiser sei allerdings berichtet worden, daß ich dem Receveur-General Labouillerie die alsbaldige Sendung eines Bankiers, der alles berichtigen solle, versprochen, und ihn dadurch verleitet hätte, unsere Kontributionsreste sogar schon in Einnahme zu stellen, was zu großen Unordnungen geführt und den Kaiser sehr ärgerlich gemacht habe. Ich erfuhr später, daß Daru dies schon in Königsberg dem Kaiser erzählt, ihn gegen mich aufgereizt und die Idee erweckt hatte, daß ich, auf Talleyrands Gunst und Verwendung pochend, unsere Zahlungen durch Vorspiegelungen jeder Art hinzuhalten suche. Nun hatte ich allerdings dem Receveur-General infolge von Weimar erhaltener Eröffnungen angekündigt, daß der Bankier Eichel von Eisenach ehester Tage zu ihm kommen werde, um unsere Kontributionsangelegenheiten zu berichtigen. Allein Eichel lehnte unvermutet den ihm gewordenen Auftrag ab, was ich damals in Warschau nicht ahnen konnte; ebensowenig, als daß alle Hoffnungen scheitern würden, die man zu jener Zeit in Weimar auf die mit verschiedenen Bankiers eingeleiteten Verhandlungen baute. Es wurde mir nicht schwer, Herrn von Champagny von meiner Un-

schuld zu überzeugen, aber für weit schwieriger hielt es derselbe, den Kaiser von seiner einmal vorgefaßten Meinung abzubringen.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als einen Kurier nach Weimar abzusenden und dringend darauf anzutragen, daß man sofort einen bedeutenden Mann an Daru nach Berlin abordnen und alles aufbieten möge, um mit ihm schnellmöglichst ein leidliches Übereinkommen zu treffen. Ich setzte auseinander, wie sehr jeder Vorschritt in den mir übertragenen wichtigen Geschäften gehemmt sei, solange die Kontributionsangelegenheit nicht beseitigt wäre. Ich verschwieg nicht, wie ich zuverlässig erfahren, der Kaiser habe sich sehr verwundert, daß der Herzog ihn nie persönlich über unsere Kontributionsangelegenheit angegangen und daß es ihn sehr verdrieße, die Frau Erbprinzessin-Großfürstin noch nicht von Schleswig zurückgekehrt zu wissen. Sein Unmut sei noch dadurch vermehrt worden, daß man ihm manche allzu freimütige Äußerung hinterbracht habe, die der Herzog in Töplitz getan haben sollte. Bei dieser üblen Stimmung des Kaisers mußte ich es für rätlich ansehen, daß jene Rückkehr der Frau Erbprinzessin möglichst bald erfolge, und daß sodann ihr Gemahl persönlich in Paris erscheine. Denn der Kaiser lege auf beides großes Gewicht, um alle Welt zu überzeugen, daß er mit Rußland in dem allerinnigsten Verhältnisse stehe. Herr von Talleyrand, der mir kurz nach seinem Austritt aus dem Ministerium sagte:

„Si nos rélations d'affaires ont cessé, ce n'est pas la même chose pour nos rélations d'amitié;"

habe hinzugefügt:

„Le prince héréditaire ferait très bien de venir à Paris."

Ich befand mich in einem seltsamen Zustande; aus der Ruhe des bürgerlichen Lebens und eines geordneten Geschäfts-

berufs plötzlich herausgerissen und in eine mir ganz fremde Welt versetzt, hatte ich seit zehn Monaten so viel Bedeutendes erlebt, so vielen Wechsel von Sorge und Bedrängnis, Gunst des Zufalls und überraschenden Begegnissen erfahren, daß meine von Natur schon sehr lebhafte Empfänglichkeit für äußere Eindrücke immer noch gesteigert, mein Inneres in fortwährender Aufregung und Spannung geblieben war. Mein Eintritt in die große Weltstadt, in diesen Mittelpunkt aller politischen Bestrebungen und zugleich aller erdenkbaren Kunst- und Lebensgenüsse, schien von den günstigsten Auspizien begleitet. Mit den einflußreichsten Männern der Geschäftssphäre, in welcher ich mich zu bewegen hatte, mehr oder weniger vertraut, ja von einigen entschieden begünstigt, mit den meisten deutschen Gesandten in freundlichem Verhältnis und mit mehreren von ihnen durch persönliche Zuneigung innig verbunden, war mein Auftreten in dieser neuen Welt mir ungemein erleichtert. Fast täglich knüpften sich neue interessante Bekanntschaften, neue zusagende Verhältnisse mit Leichtigkeit an. Ich durfte hoffen, bald glückliche Schritte zu Lösung meiner Aufgabe tun zu können und dem Zutrauen meines Fürsten zu entsprechen. Jetzt aber sah ich mich plötzlich durch die verweigerte kaiserliche Audienz in allen meinen Unternehmungen gelähmt, durch die Entfernung des Prinzen von Benevent aus dem Ministerium meiner mächtigsten Stütze beraubt, durch den höchst bedenklichen Gang, den unsere Kontributionsangelegenheiten genommen, in ein neues Meer von Sorgen und Zweifeln versenkt. Es betrübte mich aufs äußerste, durch meine Berichte nach Weimar dort gleich im ersten Beginne meiner Pariser Laufbahn die unangenehmsten, ja die düstersten Eindrücke erwecken zu müssen. In der Ungewißheit, wie man meine Berichte und Anträge aufnehmen, zu welchen Maß-

regeln man sich entschließen würde, sann ich Tag und Nacht auf Auswege und Mittel, eine günstigere Konstellation unserer Verhältnisse hervorzubringen. Meine näheren Freunde, Senft, Gagern, Fabricius, Labesnardière, nahmen redlich teil an meinem Zustande; aber sie selbst fanden sich in allen ihren Kombinationen desorientiert und in mannigfacher Verlegenheit. Während man geglaubt hatte, daß es gleich nach der Rückkehr des Kaisers mit Ernst und Eifer an die Feststellung der deutschen Angelegenheiten gehen würde, stockten jetzt alle Geschäfte. Herr von Champagny war noch zu wenig mit ihnen vertraut, und seine Ängstlichkeit und Förmlichkeit bildeten einen auffallenden Kontrast gegen die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der Herr von Talleyrand selbst die wichtigsten Angelegenheiten mehr nur gesprächsweise, aber bei allem seinem Lakonismus stets mit entscheidenden Andeutungen behandelt hatte.

Der Kaiser war, seit seiner Rückkehr beständig in St. Cloud verschlossen, erst ein einziges Mal des Abends nach Paris gekommen. Endlich, am 15. August, erfolgte sein feierlicher Triumpheinzug in Paris. Die Pracht desselben ist kaum zu beschreiben, sein fast nur aus Kristall und Gold zusammengesetzter Wagen, in welchem er im vollen Krönungsornate saß, war von den acht schneeweißen Pferden gezogen, die man dem Marstall zu Hannover entführt hatte. Eine zahllose jubelnde Volksmenge umströmte die reichgeschmückten Pforten von Nôtre Dame, in die er, von den Prinzen seiner Familie, allen Großwürdenträgern und seinem Generalstab im glänzendsten Kostüm umgeben und gefolgt, feierlichen Schrittes einzog. Ich entsinne mich noch lebhaft des seltsamen Eindrucks, den die hohe männlichschöne Gestalt Murats, des Großherzogs von Berg, in ihrem theatralisch hervorstechenden, fast abenteuerlichen Kostüm auf mich machte. Dagegen

kontrastierte das markig gedrungene, rundliche und bräunliche Gesicht Napoleons, der, fortwährend rechts und links grüßend, die scharf blitzenden Augen ruhig imponierend umher warf, gewaltig gegen den üppigen, fast weibischen Krönungsornat, der gar wenig zu diesem korsischen Gesichte paßte.

Tags darauf gab der Kaiser eine große diplomatische Audienz; er ließ dabei seinem Unwillen gegen England freien Lauf und sagte, in Vorahnung der englischen Absichten auf Kopenhagen, zu dem dänischen Gesandten:

„Je trouve, que le prince royal est fort déplacé à Kiel, et devrait être à Copenhague à la tête de ses troupes et de ses vaisseaux.“

Die meisten deutschen Fürsten trafen nun nach und nach in Paris ein; der Fürst Primas, der Großherzog von Würzburg, der Erbgroßherzog von Baden, der Fürst von Nassau-Weilburg, der Fürst von Dessau usw. Ich versäumte nicht, ihnen aufzuwarten. Herr von Gagern stellte mich dem Fürst von Nassau vor, für den er das schöne Hotel der Madame Récamier gemietet hatte, die damals wegen des Bankerotts ihres Gemahls sich in Genf bei Madame Staël aufhielt. Der Fürst, ein höchst gebildeter Mann vom feinsten Anstand, war überaus freundlich gegen mich und lud mich mehrmalen zur Tafel. Da wurde mir auch der Genuß zuteil, in dem einzigen Zimmer, welches Madame Recamier sich vorbehalten hatte, ihr lebensgroßes vielbewundertes Bild von Gerard zu schauen. Ich konnte damals nicht ahnen, daß ich 34 Jahre später zu Paris, bei näherer Bekanntschaft mit der berühmten Frau, sie noch im vollen Besitz, zwar nicht ihrer Schönheit, aber doch ihrer Liebenswürdigkeit und geistigen Anmut finden würde. Äußerst wohlwollend gegen mich erwiesen sich der Erbgroßherzog von Baden und seine eben erst angetraute junge Gemahlin, die Prinzessin Stephanie. Der erstere hatte

mir schon zu Berlin, Posen und Warschau viele Teilnahme gegönnt; die letztere, eine zarte Hebe-Gestalt, war wirklich das anmutigste Wesen, das man sich nur denken kann, höchst unbefangen, graziös und verbindlich in jeder ihrer Äußerungen. Der ehrwürdige Fürst von Dessau gewährte mir bei seiner großen Anhänglichkeit an den Herzog von Weimar mehre vertrauliche Unterredungen. Bei einer derselben lernte ich auch den berühmten Grafen Rumford kennen, mit dem der Fürst im innigsten Freundschaftsbund stand. Um jene Zeit gab die Großherzogin von Berg, Schwester des Kaisers, ein glänzendes Abendfest im Palais Elysee-Bourbon. Ich hatte die Ehre, schriftlich dazu eingeladen zu werden; da ich aber dem Kaiser noch nicht vorgestellt war, so rieten mir meine diplomatischen Freunde, von der Einladung keinen Gebrauch zu machen.

Von dem Kurfürstentum Hannover, von den Universitäten Göttingen und Halle fanden sich zahlreiche Deputierte ein, ihren Beschwerden und Wünschen möglichst Eingang zu verschaffen. Mit Rehberg, Blumenbach, Niemeyer und dem Kabinettsrat Rode aus Dessau glückte es mir, freundschaftliche Verbindungen zu knüpfen, die durchs ganze Leben fortdauerten.

Sehr interessant war es mir, an dem zwanglosen Abendkreise teilzunehmen, den der berühmte Archäolog Millin wöchentlich einmal um sich versammelte. Auch der Abbé Gregoire (ehemals Bischof zu Blois), dieser unermüdliche Verteidiger der Juden und Neger, lud mich zu seiner wöchentlichen Abendgesellschaft ein. Ich hatte ihn schon vor einigen Jahren ihn Tiefurt kennen gelernt, wo ihn Wieland bei der Herzogin Amalie einführte. Bei ihm lernte ich stets merkwürdige Männer des In- und Auslandes kennen, z. B. den jungen Dänen Bröndsted, der aus leidenschaftlicher Verehrung

für Plato und um ihn besser zu verstehen, die Reise nach Griechenland machte; den Dänen Haÿberg, den amerikanischen Gesandtschaftssekretär Wachten, einen überaus feinen und vielseitig gebildeten jungen Mann; den portugiesischen Gelehrten Correa; den als agronomischen Schriftsteller berühmten Lasterie, der fast ganz Europa durchreist hatte, um sich mit der Geschichte der Landwirtschaft und Nationalindustrie vertraut zu machen usw. Nichts konnte anziehender sein, als einen solchen Kreis von jungen und älteren Männern der verschiedensten Nationen, Studien und Lebenszwecke sich hier harmlos und zutraulich begegnen und ihre Ansichten und Erfahrungen austauschen zu sehen.

Gregoires sanftes, ruhiges Äußere, das Wohlwollende seines ganzen Benehmens, flößte alsobald Achtung und Vertrauen ein und war ganz dazu gemacht, einem aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten geselligen Vereine zum sichern Mittelpunkt zu dienen. Man mochte sich kaum erklären, wie dieser anspruchslose Mann, der keinern andern Leidenschaft als für reine menschliche Gesittung und Humanität fähig schien, sich in der Revolutionszeit vom Wirbel der politischen Meinungen so heftig habe hinreißen lassen. Es ist dies aber eine Erfahrung, die man zu Paris gar oft macht; ich habe mehre bedeutende Männer von der rechtlichsten und menschenfreundlichsten Gesinnung gekannt, die gleichwohl in der Revolution zu grenzenloser politischer Leidenschaft aufgebraust waren.

Gregoire, der lange in Deutschland umhergereist war, lobte höchlich die deutschen Gelehrten und literarischen Institute, ja, er fügte hinzu, daß er den deutschen Nationalcharakter für weit besser als den französischen halte, der nebst dem italienischen der allerverdorbenste sei.

Eine feierliche Sitzung des französischen Instituts, der

ich beiwohnte, gab mir ein ganz neues Schauspiel. François de Neufchateau hielt die Lobrede auf den verstorbenen Duc de Nivernois; dann rezitierte der alte blinde Abbé Delille Fragmente aus seinen damals noch ungedruckten satirischen Gedichten le bavard, l'adulateur und le silencieux, welche stürmischen Beifall fanden; noch weit stürmischer aber wurde dieser Beifall, als am Schlusse die auf Napoleon bezügliche Stelle vorkam: „Rome est dans sa tête toute entière.“ Auch den jovialen Dichtergreis Marquis de Boufflers lernte ich kurz darauf bei einem Diner kennen, das Herr von Thümmel zu Ehren der Frau von Senft gab. Seine noch keineswegs vertrocknete Dichterader ließ ihn ein sehr artiges Quatrain improvisieren, als er auf die Gesundheit dieser Dame trank. Ein ganz verschiedenes Interesse erregte mir der päpstliche Legat, Kardinal Caprara. Seine Diners waren die wenigst prunkvollen, aber es war höchst merkwürdig, die schlichte doch geistvolle Weise des alten schlauen Italieners in der Nähe zu beobachten, der bei damaligen Verhandlungen über das Konkordat dem Kaiser Napoleon so viel zu schaffen machte.

Doch ich kehre zu meinen diplomatischen Aufgaben zurück. Die Geltendmachung der weimarischen Hoheitsrechte auf die Grafschaft Blankenhain war eine meiner wichtigsten. Zwischen den Grafen von Hatzfeld, welche das Privateigentum der Grafschaft Blankenhain als Lehen von Kurmainz besaßen, und dem herzoglichen Hause Weimar hatte über den Umfang der Hoheitsrechte des letztern langer Streit bestanden, und es verzögerte sich die reichsgerichtliche Entscheidung. Da kam denn im Jahre 1665 ein Interimistikum zustande, nach welchem der Kurfürst von Sachsen die Hoheitsrechte über Blankenhain im Namen Weimars ausübte, zu fortwährender Anerkennung dieser weimarischen Hoheitsrechte aber jährlich

eine Summe Geldes an Weimar entrichtet wurde. Nach dem Aussterben der Grafen Hatzfeld fiel das von ihnen besessene Lehn an Kurmainz zurück und gelangte 1803 mit der Provinz Erfurt an Preußen, nach dem Tilsiter Frieden aber an Frankreich. Da nach Aufhebung der Reichsgerichte der veraltete Prozeß nicht mehr entschieden werden konnte und ohnehin die bloß persönlichen Ansprüche der Grafen von Hatzfeld mit deren Aussterben längst erloschen waren, so forderte Weimar mit vollem Recht die Aufhebung jenes Interimistikums. Ich hatte schon zu Dresden erwirkt, daß der sächsische Gesandte zu Paris zu der Erklärung autorisiert wurde, der König von Sachsen willige in diese Aufhebung und sei bereit, die Ausübung der Hoheitsrechte auf Blankenhain an Weimar zurückzugeben. Als ich nun gleich in den ersten Tagen meines Eintreffens in Paris dem Herrn von Champagny ein ausführliches Memoire über diese Angelegenheit übergab, erfuhr ich, daß der Kaiser den Fürsten Primas über die Bewandnis der Sache befragt, und daß dieser sehr zweifelhaft über die Gültigkeit der weimarischen Ansprüche sich geäußert habe. Ich hatte daher von neuem eine Menge von Zweifeln und Einreden zu bekämpfen, und als mir dies endlich gelungen schien, hieß es abermals, der Kaiser müsse sich eine Entscheidung bis nach Berichtigung unserer Kontributionsangelegenheit vorbehalten.

Eine andere kritische Angelegenheit war die des Rangverhältnisses der herzoglich sächsischen Höfe im Bezug auf den Rheinbund. In diesem war ausgesprochen, daß die Bundesgeschäfte in zwei besondern Kollegien verhandelt werden sollten, in deren einem nur Könige und Großherzöge, in dem andern aber alle übrigen Fürsten unter dem Präsidium von Nassau sitzen sollten. Die herzoglich sächsischen Höfe liefen also Gefahr, aus ihrem althergebrachten Range

verdrängt zu werden. Gotha, dem dies noch weit unerträglicher vorkam als dem weimarischen Hofe, bot daher alles auf, die großherzogliche Würde zu erlangen, und stützte sich dabei auf seine stärkere Bevölkerung und Kontingentsstellung, besonders aber auf die persönliche Gunst, in der es bei Napoleon zu stehen glaubte. Der gothaische Gesandte, Minister von Thümmel, trieb mich fortwährend an, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, und schlug vor, daß man wenigstens darauf dringen solle, daß Weimar und Gotha zusammen eine alternative Stimme im königlichen Kollegium erhalte, während die übrigen Herzöge von Sachsen im Fürstentum Platz nähmen. Dies schien mir aber in mehrfacher Hinsicht bedenklich. Es war zu fürchten, daß, wenn die Sache jetzt zur Sprache käme, ehe die Mißstimmung des Kaisers durch Berichtigung unserer Kontribution gehoben wäre, seine Entscheidung gegen uns ausfallen möchte, und überdies konnten wir uns ja schmeicheln, daß, wenn Rußland sich irgend für uns interessierte, die Rangangelegenheit am leichtesten zu günstigem Ausgang kommen würde. Es kam mithin alles darauf an, zu verhindern, daß Gotha nicht einseitige Schritte in der Sache tue, und ich konnte zufrieden sein, daß mir dies nicht mißlang. Nun trat aber ein anderer Umstand ein, der alle Gesandten deutscher Höfe zweiten Ranges gewaltig in Bewegung setzte. Herr von Champagny erklärte auf einmal, daß Frankreich nur von den königlichen und großherzoglichen Höfen Gesandte annehmen könne und werde, von allen übrigen nur Geschäftsträger. Weimar und Gotha konnten für sich anführen, daß sie früher stets Gesandte und bevollmächtigte Minister am kaiserlichen Hofe zu Wien unterhalten und von Zeit zu Zeit gleiche Gesandtschaften von dort empfangen hätten; ja, Gotha berief sich auch darauf, daß es in der Person des Baron Grimm lange Jahre einen Gesandten

in Paris unterhalten habe. Alle Reklamationen führten jedoch am Ende nur dahin, daß man übereinkam, die fraglichen Abgeordneten sollten dem Kaiser bloß nach ihrem persönlichen Rang und Titel, ohne alle diplomatische Bezeichnung, vorgestellt werden, während Herr von Champagny versprach, sie in allen geschäftlichen Beziehungen ebenso anzusehen und zu behandeln, als ob sie wirklich als Gesandte akkreditiert wären. So wurden denn die Abgeordneten von Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Koburg, Dessau usw. dem Kaiser endlich am 6. September in dieser Weise vorgestellt und zwar in frühester Morgenstunde in einer großen Audienz, die er zu St. Cloud gab. Es ist dies die berühmte Audienz, in welcher er sich über viele politische Tagesfragen mit so großer Heftigkeit äußerte und namentlich jenen grellen Ausspruch sich erlaubte:

„La maison de Braganza a cessé de régner!“

Ich hatte mich von allen Diskussionen über Annahme oder Nichtannahme von Gesandten der deutschen fürstlichen Höfe ziemlich fernhalten können, da ich mich bis jetzt zu Posen, Warschau und Dresden, namentlich auch in dem Friedenstraktat von Posen selbst, und in allen Zuschriften, die ich in Paris von den verschiedenen Ministerien und Großwürdenträgern erhielt, als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigen Minister anerkannt und bezeichnet fand, die Verzögerung meiner Audienz bei dem Kaiser aber nicht auf einem Zweifel an meiner diplomatischen Eigenschaft an sich, sondern lediglich auf unserm noch unberichtigten Kontributionspunkt beruhte.

Eine weit wichtigere Sorge veranlaßte die Ungewißheit, wem bei Feststellung der deutschen Angelegenheiten das Gebiet Erfurt zugeteilt werden würde? Hierbei war Weimar auf das allerwesentlichste interessiert. Zwar schien die an-

fängliche Befürchtung, daß es zu dem neuen Königreich Westfalen geschlagen werden würde, verschwunden; aber noch viele traurige Möglichkeiten blieben übrig. Für Weimar, das für sich selbst auf den Besitz von Erfurt nicht hoffen durfte, wäre es ohnstreitig am wünschenswertesten gewesen, wenn der König von Sachsen es erhalten hätte, dabei aber Blankenhain und die aus weimarischem Gebiet nach Erfurt zu entrichtenden ansehnlichen Zinsen an Weimar gefallen wären. Darauf hinzuwirken, war ein Hauptpunkt meiner Instruktion; auch versuchte ich es auf alle Weise. Es schien nicht unmöglich, dieses durchzusetzen, dafern nur Sachsen sich zu einigen Abtretungen für die Abrundung des Königreichs Westfalen, namentlich in der Gegend von Sangerhausen und Langensalza, erboten hätte. Allein die sächsische Regierung wagte nicht mit bestimmten Anträgen hervorzutreten und begnügte sich, nur ganz schüchtern die Hoffnung anzudeuten, daß ihr Interesse bei der Disposition über Erfurt nicht unberücksichtigt bleiben werde.

Um diese Zeit wurden die deutschen Abgeordneten aufgefordert, Übersichten über die in den verschiedenen Gebieten befindlichen Enklaven benachbarter Staaten behufs zweckmäßiger Ausgleichung und Abrundung einzugeben. Ich brachte eine solche hinsichtlich der weimarischen Lande mit möglichster Vollständigkeit in wenig Tagen zustande und übergab zugleich eine Karte, die es versinnlichte, wie leicht mittelst Konzession eines Teils des Erfurter Gebiets nicht nur die weimarischen Lande, sondern auch die übrigen Sachsen-Ernestinischen Lande zweckmäßig abgerundet und in bessern Zusammenhang gebracht werden könnten. Mein Entwurf fand nicht nur im auswärtigen Ministerium, wo Herr Labesnardière ihn tätigst unterstützte, sondern auch zu Weimar Beifall. Man konnte jetzt wieder glauben, daß es

dem Kaiser Ernst sei, die deutschen Angelegenheiten gründlich zu ordnen. Er berief den Fürsten Primas eigens zu sich, um über die verschiedenen Vorschläge zu beraten. Ich erfuhr von dem letztern, daß seine Idee, zwei Reichstribunale für Deutschland zu errichten, nicht durchgegangen sei, daß aber alle Streitigkeiten zwischen Fürsten als solchen und die Reklamationen der mediatisierten Fürsten von dem Bundestag selbst entschieden werden sollten, dem man sechs bis acht Rechtsgelehrte als Reichsreferendarien zuordnen wolle, welche alle streitigen Sachen bearbeiten und mit einem gemeinschaftlichen Votum dem Bundestag vorlegen sollten. Der Bundestag solle nur alljährlich einmal auf zwei Monate zusammenkommen, die Reichsreferendarien aber permanent in Frankfurt bleiben. „Les affaires d'Allemagne, habe der Kaiser geäußert, sont plus compliquées, que je ne pensais. Il ne s'agit pas seulement de faire, mais aussi de bien faire. J'ai promis aux princes allemands une souveraineté complète et je veux tenir parole.“ Aber auf einmal geriet wieder alles ins Stocken.

Das lange Ausbleiben meines nach Weimar abgesendeten Kuriers versetzte mich in große Spannung. Endlich traf er am 12. September ein und brachte mir manche erfreuliche, aber auch manche unbefriedigende Nachricht. Meine Berichte waren nicht ohne Wirkung geblieben. Die regierende Frau Herzogin war nach Schleswig abgereist, um dort näher auseinanderzusetzen, wie wünschenswert die baldige Rückkehr der erbprinzlichen Herrschaften nach Weimar sei. Nach dieser Rückkehr solle über die von mir angeregte Reise des Erbprinzen nach Paris entschieden werden. Der Herzog befand sich noch in Töplitz, hatte aber meinen Bericht sogleich nach Schleswig mitgeteilt. Gleichzeitig war ein Schreiben des Receveur-General Labouillerie in Weimar eingelangt, welches meldete,

daß der Kaiser uns drei Fristen, jede von drei Monaten, zu Abtragung des Kontributionsrestes verwillige; darüber sollten Wechsel mit fünf Prozent Interessen und in Paris zahlbar ausgestellt werden. Man hatte sogleich erwidert, daß man in Betracht der vielen Nebenkosten, welche eine Zahlung in Paris machen würde, vorzöge, das erste Drittel unserer Schuld alsbald in Leipzig bar zu leisten, und nur sehr bitte, die Wechsel für die übrigen zwei Fristen auf Leipzig oder Frankfurt stellen zu dürfen. Dabei hatte man um Mitteilung eines Formulars für die Wechsel gebeten und unter diesen Umständen eine persönliche Absendung nach Berlin ersparen zu können geglaubt, obschon der Herzog sie von Töplitz aus bereits gebilligt hatte. Die Landeskommission schrieb zugleich an den Generalintendanten Daru, um ihn zu bewegen, daß er nicht nur die veränderte Zahlungsweise genehmige, sondern auch bei dem Kaiser sich dafür verwenden möge, daß unsere Lieferungen in die Lazarette und Magazine in Aufrechnung genommen würden. Leider zeigte sich nur gar zu bald, daß das Unterlassen jener Absendung großen Nachteil brachte. Daru schlug jede Aufrechnung entschieden ab. In seinem Schreiben hieß es unter anderm:

„L'Empereur est peu satisfait des retards qu'on a portés à acquitter les contributions de Weimar, et je crois qu'il est de l'intérêt bien entendu du pays de ne pas persister à croire les conseils qui Vous ont été donnés pour prolonger des délais, qui en dernière analyse font infraction formelle du traité.

Vous m'invitez à solliciter une décision qui Vous permette d'imputer sur cette contribution les fournitures que le pays a faites à l'armée; je ne puis pas le faire et je le tenterais sans succès. Vous fondez cette demande sur le traité; d'abord c'est le traité même qui

porte positivement que le pays acquittera une contribution de 2200000 Frcs.

Sans donte, le pays, depuis la paix, ne doit pas en supporter de nouvelles, mais il doit comme membre de la confédération entretenir les troupes qui passent sur le territoire et prendre part aux dépenses qu'occasionne la guerre.

Vous savez qu'en Saxe l'imputation que Vous sollicitez, n'a point eue lieu, et elle ne sera point admise pour le Duché de Weimar.

D'après cela il ne peut plus rester aucune incertitude sur le montant de la somme qui Vous reste à acquitter et je mande à Mr. La Bouillerie d'en opérer la perception."

Mündlich hätte man Darus bittern Unmut gegen Weimar, der auch aus diesem Schreiben hervorblickte und, wie ich wohl wußte, zunächst gegen mich gerichtet war, weit eher beschwichtigen und dabei auf seine literarische Eitelkeit geschickt einwirken können, wie dies z. B. der schwarzburgische Abgeordnete, Kanzler von Kettelhodt, mit gutem Erfolg getan hatte. Und man hätte wenigstens lebhaft darauf dringen können, daß Daru unsere Annahme der vom Kaiser gestellten drei Fristen und die unverweilt geschehene bare Leistung der ersten Frist sofort nach Paris berichte. Nun aber unterließ Daru dies recht absichtlich und die mit ihm und dem Receveur-General über Nebenpunkte noch weiter angesponnene Korrespondenz verzögerte den reinen Abschluß der Sache. Ich mochte Herrn von Champagny noch so oft dartun und selbst durch Vorlegung der Briefe, die Daru und Labouillerie nach Weimar geschrieben hatten, beweisen, daß wir durch augenblickliche Barzahlung des ersten Drittels unseres Kontributionsrestes sogar mehr, als von uns gefordert, getan, und für die übrigen zwei Drittel die vorgeschriebenen Wech-

sel ausgestellt hätten, immer hieß es, „Daru hat noch nicht berichtet, und nur auf dem Grunde seines Berichtes kann dem Kaiser angezeigt werden, daß alles in Ordnung sei". Endlich mußte man sich doch in Weimar entschließen, den Präsidenten der Landeskommission an Daru nach Berlin abzusenden und ihm den Legationsrat Falk mitzugeben, der geeignet schien, auf Darus literarische Eigentümlichkeit einzuwirken. Gegen diese beiden entlud sich nun Daru seiner ganzen Gereiztheit gegen mich, die, wie schon oben bemerkt, durch meine zu Posen geführten pflichtmäßigen Beschwerden über die Mißbräuche bei Verwaltung des großen Lazaretts zu Jena entstanden war. Inzwischen gelang es doch, endlich ihm das Versprechen, sofort nach Paris zu berichten, abzugewinnen. Aber er hielt nicht Wort, sondern berichtete erst mehrere Monate später, als die von Weimar ausgestellten Wechsel auch wirklich abgezahlt waren. Noch im Sommer 1808 zu Berlin, als ich auf diese uns so nachteilige Verzögerung hindeutete, sagte er mir:

„Vous m'aviez lancé un coup d'épingle, eh bien, j'ai répondu par un coup de poing."

Durch die offiziellen Depeschen, die mir von Weimar zukamen, war übrigens alles, was ich über die blankenhainischen Angelegenheiten, über die Rangsache und sonst berichtet und in Paris getan hatte, durchaus gebilligt worden. Einige Tage nach der Rückkunft meines Kuriers traf auch der Geheimrat von Wolzogen aus Weimar ein, der mir schon seit mehreren Wochen angekündet war. Mit dieser etwas mysteriösen Reise hatte es folgende Bewandtnis: Bei der schriftlichen Instruktion, die der Herzog mir bei meiner Abreise nach Paris erteilte, hatte außer dem Herzog selbst niemand als der Geheimrat von Voigt und ich konkurriert. Herr von Wolzogen war in einem Bade abwesend. Die

Instruktion ermächtigte mich zu den allerwichtigsten Verhandlungen und setzte allerdings sehr vieles auf mein pflichtmäßiges Ermessen an Ort und Stelle aus. Als Herr von Wolzogen zurückkam, stellte er manche Bedenken und Besorgnisse auf. Er ließ merken, daß doch gar zu viel in meine Hand gelegt sei, daß mein lebhaftes Naturell, meine Neuheit in so folgereichen diplomatischen Geschäften mich leicht zu weit führen könnte; er machte geltend, daß seine und seiner Gemahlin langjährige Vertrautheit mit dem Fürsten Primas, die sich aus der Zeit herschrieb, wo ihr Schwager Schiller in innigen Verhältnissen zu dem Primas stand, zu Weimars Vorteil benutzt werden könnte, ja, beide schienen zu einer Reise nach Paris gar nicht abgeneigt. Dazu kam, daß Herr von Wolzogen am besten mit allen russischen Verhältnissen vertraut war, und daß man voraussetzen konnte, er würde auch bei der zu erwartenden russischen Gesandtschaft nach Paris Personen seiner nähern Bekanntschaft finden. Dies und ähnliche Insinuationen bestimmten den Herzog, eine solche Reise, die jedoch durchaus keinen offiziellen Charakter haben sollte, für nützlich und der möglichsten Vorsicht entsprechend anzusehen. Er schrieb mir daher unterm 12. August: „Da Herr von Wolzogen auf Urlaub, als Privatreisender nach Paris gehe, so habe der Herzog ihm aufgetragen, bei seinem dortigen Aufenthalt seine Bekanntschaft mit den russischen Verhältnissen und besonders mit der russischen dorthin gehenden Gesandtschaft für mich zu benutzen und mir mitzuteilen, was zu meinen Negoziationen nützlich sein könnte; ich möchte daher nichts ohne sein Vorwissen und Bewilligung vornehmen und mich seiner Erfahrung und Kenntnisse bedienen. Der Herzog hoffe durch diese Anweisung mir in meinem Geschäft Vorteil zu verschaffen und wünsche, daß mein gewohnter Eifer und pflicht-

volles Bestreben von dem glücklichsten Erfolg begleitet sein möge."

Ich erwiderte, daß mir die Hinkunft des Herrn von Wolzogen nach Paris nur sehr angenehm und förderlich sein könne, und daß ich nur wünsche, daß sie recht bald erfolgen möge. Herr von Wolzogen verzögerte aber unterwegs seine Reise, teils seiner Gesundheit wegen, teils wohl auch aus anderen Gründen so sehr, daß er erst am 15. September zu Paris anlangte. Er sagte mir sogleich, daß es nicht seine Absicht sei, sich irgendwo vorstellen zu lassen oder Besuche zu machen, daß er sich bei seiner Kränklichkeit sehr still und eingezogen verhalten werde und mich nur bitte, daß ich ihm von Zeit zu Zeit über das, was in der Welt vorginge, Mitteilung machen und bei wichtigen Unternehmungen mich mit ihm beraten möge. Und in der Tat hinderte auch schon seine mehr zu- als abnehmende Kränklichkeit ein öfteres Hervortreten, und erst späterhin entschloß er sich, die Bekanntschaft des Herrn von Champagny und des Herrn Labesnardière zu machen. Dagegen waren mir meine Besprechungen mit ihm jederzeit sehr interessant und oftmals nützlich. Häufig besuchten ihn frühere Bekannte von Bedeutung, mit denen nähere Verhältnisse anzuknüpfen ich beste Gelegenheit fand. Ich will hier nur den originellen, mit der ganzen französischen Revolutionsgeschichte höchst vertrauten und erzählungslustigen Grafen Schlaberndorf, die Familien Portalis und Degerando und den Dänen Baggesen nennen. Graf Schlaberndorf war in Paris so eingewurzelt, gefiel sich mitten in dieser bewegten Welt in seiner zwanglosen Isoliertheit so sehr, daß er sich lieber die Sequestration seiner Güter in Schlesien gefallen ließ, als daß er während des Krieges dahin zurückgekehrt wäre. Er hatte ein eigentümliches Talent, sich ganz unbemerkt zu machen, während

er doch alles beobachtete, von allem wußte, den Charakter und die Stellung der Parteien aufs genaueste kannte. Mit seinem hellen Kopfe war das edelste Herz verbunden.

Einst kam Wilhelm von Humboldt des Abends zu ihm und fand sich von seiner reichen Unterhaltung bis gegen Mitternacht gefesselt. Aber als ihn Schlaberndorf zum Abschied bis zur Treppe begleitete, spann dieser wieder einen neuen, so ungemein interessanten Faden der Erzählung an, daß beide, ohne sich von der Stelle zu bewegen, erst als der Morgen graute, voneinander loskamen.

Mit der Abreise des Kaisers und seines Hofes nach Fontainebleau, welche gegen Ende Septembers erfolgte, trat eine neue Periode meiner Verhältnisse ein. Auch der Prinz von Benevent, der Prinz von Neufchatel und der Minister von Champagny folgten dem Kaiser. Von deutschen Fürsten waren nur der Fürst Primas, der Großherzog von Würzburg und der Fürst von Dessau eingeladen, was letzterer aber ablehnte; die übrigen Fürsten machten dort nur vorübergehende Besuche. Ich erfuhr, daß Herr von Thümmel von neuem auf die großherzogliche Würde für Gotha, jedoch mit dem Zusatz angetragen habe, daß sein Hof es nur sehr ungern sehen müsse, wenn nicht auch Weimar gleichen Rang erhielte. Er hatte ferner den Wunsch ausgesprochen, daß das erfurtische Gebiet mit Blankenhain und Schmalkalden dergestalt sämtlichen herzoglichen Höfen zugesprochen werden möchte, daß diese nach dem Maßstab ihrer Kontingente sich darein teilten, und er war selbst nach Fontainebleau geeilt, um seine Anträge mündlich zu unterstützen. Dies bewog mich, am 26. September ebenfalls dahin zu eilen. Ich machte alsbald dem Fürsten Primas meine Aufwartung und hatte eine lange und sehr freundliche Unterhaltung mit ihm. Er erzählte mir, daß der Kaiser jetzt eben den Entwurf des

Grundstatuts für die deutschen Verhältnisse wiederholt mit ihm durchgehe und bereits mehrere Hauptpunkte genehmigt habe. Die Rangverhältnisse sollten dabei so geordnet werden, daß die Fürsten in den Bundestagssitzungen je nach Verhältnis ihrer Kontingente Platz nehmen, aber außerhalb der Sitzungen ihren früheren Rang beibehalten sollten.

Ich bemühte mich, ihm zu zeigen, wie nachteilig es für Weimar sein würde, wenn es im Bundestag dem Fürsten von Nassau nachstehen sollte, und daß es Weimar doppelt kränken müßte, wenn Gotha die großherzogliche Würde und nicht auch Weimar dieselbe erhielte. Ich bat ihn zugleich, dem Kaiser doch bemerklich zu machen, daß er die so oft ausgesprochene hohe persönliche Achtung für die Herzogin von Weimar nicht besser betätigen könne, als wenn er in dieser Rangangelegenheit eine günstige Entscheidung fasse. Er erwiderte mir, daß es dabei ganz vorzüglich darauf ankomme, ob Rußland sich für Weimar verwende. Ich unterließ nicht, Herrn von Champagny in gleichem Sinne zu besprechen. Tags darauf erfuhr ich von Herrn Labesnardière, daß das Ministerium dem Kaiser in dem von ihm verlangten Tableau des objets disponibles en Allemagne nur das Privateigentum von Blankenhain aufgeführt, die Hoheit darüber aber als unzweifelhaft weimarisch bemerkt habe. Ich eilte nun um so mehr, dem Minister ein abermaliges Memoire über die Blankenhainer Verhältnisse zu übergeben, worin ich alle Zweifel, die er mir noch mündlich geäußert hatte, erschöpfend zu widerlegen bemüht war. Da man mir aber vertraulich sagte, daß höchstwahrscheinlich alle deutschen Angelegenheiten jetzt in kurzem beendigt werden würden und daß ich daher wohl täte, andauernd in Fontainebleau zu bleiben, ging ich zwar unverzüglich wieder nach Paris, um mich nochmals mit Herrn von Wolzogen

zu beraten, kehrte aber gleich darauf nach Fontainebleau zurück.

Fontainebleau, in einer ebenen Sandfläche gelegen, rings von schönen und großen Waldungen, die mit bequemen Jagdwegen durchschnitten sind, umschlossen, machte einen ziemlich melancholischen Eindruck. Obwohl die Straßen ziemlich breit und reinlich, die Gebäude häufig massiv und geräumig sind, so trug doch alles das Gepräge einer gewissen Verlassenheit und verschwundenen Herrlichkeit. Das große Schloß, aus vier besonderen, jedoch unter sich verbundenen Teilen von verschiedenem Baustil bestehend, mit seinen vielen altertümlichen Portalen und langen Galerien vermehrte noch jenen düstern Eindruck, den auch der mit vielen Fontänen, halb verwitterten Statuen und mannigfaltigen mythologischen Gruppen verzierte große Schloßgarten nicht zu erheitern vermochte. Hier, wo der erste Gründer von Fontainebleau, Franz I., und später Heinrich IV., Ludwig XIV. und XV. so oft und gern verweilten und die glänzendsten Feste feierten, mußte man durchaus die Traditionen der Vorzeit und historischen Erinnerungen zu Hilfe nehmen, um dem jetzigen Aufenthalt Interesse abzugewinnen.

Da die wenigen vermietbaren Wohnungen kaum zureichten, allen den Personen, die die Anwesenheit des Kaisers herbeizog, Unterkommen zu verschaffen, so mußte ich froh sein, einige kleine Zimmer in dem Seitenflügel eines ehemals wohl sehr stattlichen, jetzt aber ebenfalls halb verfallenen Gebäudes zu finden, das ein etwas klösterliches Aussehen hatte. Die meisten meiner diplomatischen Freunde hatten sich auch nur notdürftig unterbringen können. Die beiden einigermaßen ansehnlichen Wohnungen waren von dem Prinzen von Benevent und dem Minister von Champagny eingenommen. Der erstere gab oftmals, der letztere täglich

Tafel, zu denen ich fast immer eingeladen wurde. Ich brachte die Vormittage am Schreibtisch oder mit Besuchen und die Nachmittage gewöhnlich mit Spazierfahrten hin, zu denen mich Herr Labesnardière oder der biedere Baron von Wöllwarth, Oberhofmeister der Prinzessin Stephanie, einluden. Am spätern Abend war sehr häufig Hoftheater, wozu Labesnardière mir Eintrittskarten verschaffte. So verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß die Lage meiner Angelegenheiten sich wesentlich veränderte. Der Prinz von Benevent hatte auch im Schlosse selbst zur ebenen Erde einige Zimmer inne, wo er noch spät nach dem Theater mit einigen seiner Vertrautesten eine Partie Whist zu spielen pflegte. Es war mir verstattet, ihn da öfters zu besuchen, was ich um so viel lieber tat, weil es zwischen dem Spiel doch immer Pausen gab, die ich zu geschäftlichen Besprechungen benutzen konnte. Wenn ich ihm nun meine Klagen über den stockenden Gang meiner Geschäftsanliegen und über manche beunruhigende Einzelheit aussprach, so suchte er mich immer aufs freundlichste zu beschwichtigen:

„Tout cela ne veut rien dire; soyez tranquille, vos affaires tourneront en bien; il est très probable, que plusieurs combinaisons vont bientôt venir à votre secours. Il est vrai que l'empereur oublie difficilement, quand il a une fois pris de l'humeur contre quelqu'un; mais pourquoi votre duc n'a-t-il pas suivi le conseil que je vous donnai à Varsovie? Vos princes allemands demandent souvent des conseils, mais ils ne les suivent pas."

Am schmerzlichsten war es mir, hier in Fontainebleau den 14. Oktober aufs glänzendste gefeiert zu sehen. Das ganze diplomatische Korps erschien dabei in größter Gala.

Um jene Zeit kam auch der Herzog von Koburg mit seinem Bruder Leopold – damals einem der schönsten jungen

Prinzen, die man sehen konnte – in Paris an. Er wurde sogleich nach Fontainebleau eingeladen. Der Kaiser empfing ihn mit ausnehmender Freundlichkeit und machte ihm Vorwürfe, daß er nicht auch gleich seinen Bruder mitgebracht habe, er möge ihn ja doch gleich kommen lassen. Nun hörte man überall: „C'est donc le premier prince de Saxe qui vient à Paris," nicht ohne Bezug auf Weimar. Im Gefolge des Herzogs war auch sein Minister von Kretschmann. Ich hatte vertraulich erfahren, daß dieser den Entwurf einer der neuen westfälischen nachgebildeten Konstitution für das Herzogtum Koburg gemacht hatte, um dadurch seinen Herrn und sich selbst bei Napoleon einzuschmeicheln. Der Kaiser sollte um Bestätigung dieser Konstitution gebeten werden, bei der auch die Einführung des Code Napoleon und mehrer anderen französischen Institute zugrunde lag. Mir wurde augenblicklich klar, wie nachteilig und gefährlich dieses Vorhaben für das ganze sächsische Haus, ja für ganz Deutschland werden würde, wenn es durchginge. Ich eilte daher zu Labesnardière, und als dieser mir allerdings bestätigte, daß so etwas im Werke sei und daß ich wohltun würde, unverzüglich dagegen zu operieren, so teilte ich meine Entdeckung den Herren von Senft und von Thümmel mit, die denn ebenfalls nicht wenig erschraken. Ich bewog sie alsbald, zu dem Herzog von Koburg zu gehen und ihm die eindringlichsten Vorstellungen zu machen, während ich bei dem Fürsten Primas dasselbe tat. Senft und Thümmel besprachen auch den Minister Kretschmann aufs nachdrücklichste, der nicht wenig erstaunt und ärgerlich war, daß man von seinem Vorhaben wisse. Er konnte es zwar nicht ganz ableugnen, doch behauptete er, daß mehrere Punkte seines Entwurfs ganz anders lauteten, als wie sie angegeben seien, und teilte auch wirklich nach einigen Tagen eine angeblich richtigere Abschrift seines

Aufsatzes mit, in welcher wesentliche Punkte, die man mir anvertraut hatte, ausgelassen waren. Herr von Thümmel war nicht ganz diskret bei seinen Mitteilungen an Kretschmann, es konnte daher nicht fehlen, daß Kretschmann bald erriet, daß ich es gewesen, der die Sache entdeckt habe. Er suchte nun glauben zu machen, daß ich ihn nur aus alter eingewurzelter Feindseligkeit jetzt zu verdächtigen suche; ich sei nämlich, sagte er, früher in Baireuth Referendar bei ihm gewesen und im Unfrieden von ihm geschieden. Daran war jedoch kein wahres Wort, da ich niemals zu Baireuth in preußischen Diensten stand und Herrn von Kretschmann, während er dort angestellt war, nur ein einziges Mal auf wenig Minuten gesehen und gesprochen hatte. Inzwischen hatte dies alles doch zur Folge, daß der Herzog von Koburg sein ganzes Vorhaben aufgab, mir aber, den er in Rückerinnerung jenes wichtigen Dienstes, den ich ihm und seinem ganzen herzoglichen Hause bei dem Friedensschlusse von Posen leistete, bisher auf das freundlichste und zutraulichste behandelt hatte, seine Gunst viele Jahre lang entzog.

In diesen Tagen wurde ich durch einen Brief des Ministers von Voigt aus Weimar hoch erfreut, denn er verkündete, daß die Frau Erbprinzessin-Großfürstin mit ihrem Gemahl glücklich am 12. September wieder zu Weimar angekommen sei.

Er beschrieb mir ausführlich, wie festlich sie empfangen worden und wie großen Jubel diese ersehnte Wiederkehr im ganzen Lande hervorgerufen. Ich teilte sofort einen Auszug dieses Briefes in französischer Übersetzung dem Minister Champagny mit, hatte jedoch viele Mühe, ihn zu überzeugen, daß diese Rückkehr wirklich erfolgt sei, denn Savary, der damalige französische Ambassadeur in Petersburg, hatte soeben noch berichtet, daß man die Prinzessin jeden Augenblick in

Petersburg erwarte, wohin die dringendsten Vorstellungen der Kaiserin Mutter sie beriefen. In solchem Widerstreit der Wünsche hatte aber die edelste Sorge der Großfürstin für das weimarische Interesse den Ausschlag gegeben. Auch auf eine baldige Reise des Erbprinzen nach Paris konnte ich nunmehr hoffen. Nur daß der russische Ambassadeur immer noch ausblieb, bekümmerte mich gewaltig. Auch der Kaiser war über dieses lange Ausbleiben sehr mißvergnügt. Man ließ mir ganz deutlich merken, es werde durchaus nichts für Weimar geschehen, bis Rußland sich direkt für uns verwendet haben werde; denn der Kaiser lege ein großes Gewicht darauf, daß Rußland es dankbar anerkenne, wenn er lediglich aus Rücksicht auf Rußland sich günstig für Weimar erzeige. Nicht geringe Sorge machte mir die gleichzeitig von Weimar empfangene Anzeige, daß der Gouverneur von Erfurt, General Brouard, in einem sehr barschen Schreiben von der weimarischen Regierung verlangt hatte, daß sie augenblicklich die allerdings damals sehr schlechte Straße von der Grenze des weimarischen Gebietes nach Erfurt herstellen lasse, indem sie durch den Genuß des einträglichen thüringischen Geleitsrechtes dazu verpflichtet sei. Die Sache war von großer Wichtigkeit, denn da die Militärstraße, die bisher von Buttelstedt nach Erfurt auf dem kürzesten Wege ging, ohne Weimar zu berühren, notwendig der Herstellung bedurfte, so waren wir im Weigerungsfalle bedroht, die zurückmarschierenden Armeekorps über Weimar geleitet zu sehen. Hier kam uns nun sehr zustatten, daß gerade der brave und für Weimar sehr gutgesinnte General Clarke Kriegsminister war.

Ich arbeitete in möglichster Schnelligkeit ein ausführliches Memoire aus, worin ich darlegte, daß mit dem Geleitsrecht durchaus keine Verbindlichkeit zu Unterhaltung und Herstellung der fraglichen Straße verbunden sei, daß nur

die Gehässigkeit der erfurtischen Behörden dem General Brouard eine solche Verpflichtung Weimars vorspiegele, und daß es die größte Ungerechtigkeit sein würde, wenn man uns zwingen wollte, auf erfurtischem Gebiete zu bauen. Übrigens sei Weimar gern bereit, seine Bauoffiziaten zu dem fraglichen Straßenbau darzuleihen und auch sonst noch alle nachbarliche Hilfe und Förderung nach Möglichkeit zu leisten. Sobald ich mit meiner Ausarbeitung fertig war, überschickte ich sie dem General Clarke, bat mir aber auch zugleich eine persönliche Audienz aus. Sie ward mir unverzüglich gewährt. Clarke ging mit mir mein Memoire Punkt für Punkt durch, und es gelang mir, ihn von dem Gewicht meiner Gründe vollkommen zu überzeugen. Er fertigte sofort einen Befehl an den General Brouard aus, von seinem Beginnen abzustehen und vielmehr die erfurtischen Behörden zur Herstellung der fraglichen Straßen anzuhalten. So war denn in wenig Tagen eine höchst bedrohliche Last von Weimar abgewälzt. Der Herzog war so vergnügt darüber, daß er mir eigenhändig seinen Dank und seine große Zufriedenheit mit der Fassung meines Memoire aussprach.

An den Mittagstafeln bei Champagny und Talleyrand hatte ich öfters die Ehre, mit der Fürstin von Thurn und Taxis, Schwester der Königin von Preußen, zusammenzutreffen, die wegen Aufhebung der auf die belgischen Besitzungen ihres Gemahls gelegten Sequester schon einige Zeit in Paris verweilte und jetzt deshalb nach Fontainebleau kam. Ihr liebenswürdiges Benehmen und ihre diplomatische Gewandtheit verschafften ihr überall die beste Aufnahme. Sie hatte kürzlich eine lange Audienz bei Napoleon gehabt, der ihr die Aufhebung des Sequesters versprach und sich auch sonst noch sehr offen gegen sie äußerte. Er sagte ihr unter anderm:

„La Prusse me donne toujours encore de la méfiance,

pourquoi ne paye-t-elle pas; elle a bien tort; j'y laisserai mes troupes et j'y suis forcé; elle devrait tout faire au monde pour rendre son compte net; les délais me déplaisent. Cependant je lui donnerai des termes, pourvu qu'elle les observe strictement."

Über die Königin Louise sagte er ihr viel Schönes, bemerkte aber, es wäre besser gewesen, wenn sie allein nach Tilsit gekommen wäre.

Auch den österreichischen Ambassadeur, Grafen Metternich, lernte ich damals eines Mittags bei Champagny kennen. Höchst einnehmend, schon durch seine stattliche Figur und seine geistvollen Gesichtszüge, wie durch die anmutige Würde und Feinheit seines Benehmens, machte er ganz den Eindruck eines geborenen Repräsentanten einer großen Macht. Auch bei Senft sah ich ihn mehrmals und hatte mich stets seiner Freundlichkeit gegen mich zu rühmen. Er zeigte ein lebhaftes Interesse an den Vorträgen des damals in Paris sich aufhaltenden Dr. Gall, und als ich dasselbe zu teilen schien, lud er mich alsobald ein, mit Galls Anhänger, Dr. Spurzheim, bei ihm zu speisen. Die Unterhaltung war äußerst aufgeweckt und anziehend und die Bemerkungen des Grafen Metternich höchst pikant und geistvoll. Zwischen seinem ersten Botschaftsrat von Floret und mir knüpfte sich bald ein freundschaftliches Verhältnis an, das noch viele Jahre nachher fortdauerte. Floret war ein heller Kopf, der die Gemessenheit und Vorsicht des Diplomaten gar wohl mit offener Biederkeit und heiterer Zutraulichkeit zu vereinigen wußte.

Unter den näheren Umgebungen von Fontainebleau war besonders ein kleiner, in einem lieblichen Tale gelegener Ort, Toremi, sehr anziehend und wegen seiner vortrefflichen Weintrauben berühmt. Als ich einstmals mit Herrn Baron

Wöllwarth dahin fuhr, trafen wir Herrn Talleyrand in Gesellschaft mehrerer Damen an.

Er war gerade von der heitersten Laune und wußte die Gegenstände des Gesprächs, wie der Zufall sie brachte, durch originelle Bemerkungen und witzige Einfälle aufs anmutigste zu würzen. Man kam auf die geselligen Zustände in Paris vor der Revolution zu sprechen. Talleyrand ergoß sich in Schilderungen der Vorzüge jener Zeit in bezug auf die Konversation, welche besonders durch ältere Frauen von Geist und Bildung geleitet wurde. Um ihnen nicht zu mißfallen, seien selbst die ausgezeichnetsten Literaten und Gelehrten gezwungen gewesen, sich jeder pedantischen Prätension zu begeben und sich ihrer Kenntnisse nur zu Belebung vertraulicher Unterhaltung zu bedienen. Dabei entwarf Talleyrand die feinste Zeichnung des Talentes der wahren guten Konversation und beklagte lebhaft, daß dies Talent aus der Gesellschaft allmählich mehr und mehr verschwinde. Aber alles habe seine Zeit, selbst in der Natur; so z. B. sähe man jetzt viel weniger Bucklige als ehemals, die doch stets die Witzigsten gewesen. Jetzt sei überall in der Gesellschaft ein unruhiger Drang nach außen bemerklich, dem inneres Gleichgewicht fehle; es werde bald eine Zeit kommen, wo, weil jedermann dichten wolle, niemand mehr gute französische Prosa schreiben könne. Fontanes habe ihm kürzlich von zwei jungen hoffnungsvollen Dichtern erzählt, denen es ganz unmöglich sei, einige Zeilen wahrhaft guter Prosa zu schreiben. Diderot, der allerdings ein ungemeines Talent für die Konversation besessen, sei doch im Grunde nur der größte Schwätzer gewesen, und der eine Zeitlang sehr bewunderte Abbé Raynal habe auffallend schlecht gesprochen, wie denn seine Werke, durch die er im ganzen sehr viel geschadet, meist nur Kompilationen aus holländischen Reisebeschrei-

bungen gewesen. Für die besten Redner, die er je gehört, müsse er Mirabeau und den Kardinal Maury halten. Jenen, weil er die klarste logische Darlegung seiner Gründe mit dem heftigsten Ungestüm und dem leidenschaftlichsten Kolorit seiner Anträge und Konklusionen — diesen aber, weil er die schärfste Konzision mit der einfachsten Darstellungsweise zu verbinden gewußt habe. Auf Frau von Staël übergehend, gefiel sich Talleyrand, ihre Verhältnisse zu Benjamin Constant und ihre spätere Trennung von ihm in das komischste Licht zu stellen.

Als ich ein andres Mal an einem schönen Herbsttage mit Labesnardière in den Wäldern von Fontainebleau lange unter den ernstesten Gesprächen über Politik, Religion und den Gang der Geschichte umhergewandelt war, setzten wir uns zuletzt ganz ermüdet an einem Felsen nieder, der mitten aus der Waldung hervorragte. Jenseits des dunklen waldigen Vorgrundes lag Fontainebleau mit seinen altersgrauen Schloßgebäuden vor uns, die von der untergehenden Sonne aufs schönste beleuchtet waren. „Diese stolzen Schlösser", sagte Labesnardière, „und all die kaiserliche Pracht und Anmaßung, die jetzt darin entfaltet wird, ja dieses ganze, so kühn aufgebaute Kaiserreich werden nach nicht allzu langer Zeit vergehen und in Trümmer fallen; denn alle Siege des Kaisers werden im Hinblick auf die Zukunft nur als ebensoviele Fehler gelten. Mein ganzer Trost in diesem Wirbel und Unbestand aller menschlichen Verhältnisse sowohl in religiöser und sittlicher, als in politischer Hinsicht ist dieser: Zwei Grundprinzipe beherrschen offenbar die Welt von jeher und kämpfen fortwährend miteinander: der Genius des Guten und der Genius des Bösen. Hätte der letztere jemals das Übergewicht bekommen, so würde die Welt längst in ein formloses Chaos aufgelöst sein. Da dies nicht der Fall ist,

da alles sich mehr und mehr ordnet und regelt, wüste Zonen und ungeheure Länderstriche sich mehr und mehr zu gesitteten Völkern herausbilden, so steht meine Überzeugung fest, daß das Prinzip des Guten nie unterliegen, sondern aller Umwandlungen ungeachtet am Ende siegreich bleiben wird."

Man kann sich leicht denken, daß durch diese und ähnliche vertrauliche Mitteilungen meine hohe Achtung und Zuneigung für Labesnardière sich immerfort steigerte.

Gegen Ende Oktobers vertraute mir Herr von Thümmel, daß er sich genötigt sehe, die Hierherreise des Herzogs von Gotha dringend zu beantragen, da man ihn von allen Seiten dazu auffordere und der Kaiser auf solche persönliche Ehrerbietungsbezeigungen großen Wert lege, ja das Ausbleiben des Herzogs von Gotha schon aufgefallen sei. Er teile mir dies vorzüglich deswegen mit, damit man nicht etwa glauben möge, daß eine Absicht dieser Reise sei, Vorteile über Weimar zu erlangen. Ich berichtete sogleich darüber an den Minister von Voigt nach Weimar und trug nun von neuem auf die Hierherkunft des Erbprinzen dringend an, hinzufügend, daß, wenn auch diese Reise Weimar für den Augenblick keinen wesentlichen Nutzen bringen sollte, ihre Unterlassung doch die nachteiligsten Folgen haben könnte. Wieviel auf persönliches Erscheinen deutscher Fürsten ankomme, habe sich erst kürzlich an dem Fürsten von Nassau bewiesen, der durch eine einzige persönliche Bitte beim Abschiednehmen vom Kaiser das Zugeständnis des vorher so schwierig gemachten Gesandtschaftsrechtes erlangt habe. Voigt antwortete mir sogleich am 13. November: „Morgen schon reist der Erbprinz ab. Dieses allein wird Ihnen beweisen, daß Ihre Vorstellungen mit Einstimmigkeit angenommen worden." Kurz darauf traf endlich der so lange erwartete russische Ambassadeur General Graf Tolstoi ein und brachte

mir sehr interessante Depeschen von Weimar mit. In seinem Gefolge waren der Graf Nesselrode und der Obrist von Benkendorf, mit dem ich früher mehre Jahre in einer Pension zu Baireuth aufs traulichste zugebracht hatte. Auf die Ankunft dieser russischen Ambassade hatte ich große Hoffnung gebaut; aber schon aus dem eigenhändigen Schreiben des Kaisers Alexander an den Herzog, welches mir abschriftlich mitgeteilt wurde, schien mir zu entnehmen, daß Rußland es mit seinem dermaligen Interesse nicht wohl vereinbar finde, entscheidende Schritte für uns zu tun. In diesem Schreiben hieß es:

„Votre Altesse peut être persuadée, que ses intérêts seront soutenus avec chaleur par Mon ambassadeur à Paris; mais je Vous avoue avec franchise que les circonstances paraissent peu favorables pour obtenir des changements dans ce qui a été fait par la force des évènements. Ces difficultés ne diminueront pas les soins que j'y mettrai, et de Vous être utile est un de mes désirs les plus ardents."

Der Graf Tolstoi wurde auf das ausgezeichnetste empfangen, sogleich nach Fontainebleau eingeladen und ihm da im Schlosse eine Wohnung dicht neben den Zimmern des Kaisers, sowie in Paris ein eigenes Palais angewiesen. Zu Fontainebleau nahm er täglich an dem abendlichen Familienzirkel des Kaisers teil, der zu dem Großherzog von Würzburg sagte: „Man dürfe sich nicht wundern, daß er den russischen Gesandten so auszeichne. Rußland sei Frankreichs bester Alliierte und Kaiser Alexander sein aufrichtigster Freund. Er habe ihn ganz darüber aufgeklärt, wie man die Engländer behandeln müsse, und ihn von der Notwendigkeit, ihnen die russischen Häfen zu sperren, überzeugt."

Als ich dem Grafen Tolstoi aufwartete und er wohl einen weit ältern Mann als mich zu erblicken geglaubt hatte, empfing er mich mit den Worten:

„Ah, Monsieur, vous entrez joliment jeune dans une telle carrière.“

Ich erwiderte:

„Les évènements de nos jours remplacent souvent les années.“

Ich fand ihn sehr schweigsam und trocken, doch konnte ich aus ihm herausbringen, daß er die Reise des Erbprinzen nach Paris durchaus billige. Auch gegen Herrn von Wolzogen blieb er sehr zugeknöpft. Einige Tage darauf kam Graf Nesselrode zu mir, dessen verbindliches und freundliches Benehmen gegen das seines Ambassadeurs überaus abstach. Er wünschte von mir gründlich über den Stand unserer Angelegenheiten und über die Schritte, welche ich neuerdings bei den französischen Ministern getan, unterrichtet zu werden, schien aber im ganzen schon recht gut orientiert. Ich konnte ihm bald abmerken, daß er es für sehr schwierig halte, wegen Erfurt durchzubringen. Die Rangangelegenheit, meinte er, sei das weniger Wichtige; was helfe der Rang ohne Zuwachs an Terrain, ihn zu soutenieren? Dabei mußte mir die Äußerung auffallen:

„Je ne sais pas jusqu'à quel point les instructions de l'ambassadeur pourront aller en cas de difficultés.“

Auch die Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz kamen nun in Paris an. Als der erstere dem Prinzen von Benevent den Wunsch aussprach, die großherzogliche Würde für sein Haus zu erlangen, erwiderte dieser, es sei allerdings Hoffnung dazu da, aber nur wenn Rußland sich nachdrücklich dafür verwende. Diese Äußerung mußte um so wichtiger erscheinen, da der Prinz von Benevent in diesen letzten Tagen zum Erzkanzler des Reichs ernannt und in dieser Eigenschaft wieder an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gestellt war, wobei der Minister von Cham-

pagny zwar sein Portefeuille behielt, aber jenem so gut wie untergeordnet wurde.

Als ich dem Prinzen von Benevent eröffnete, daß die Reise des Erbprinzen von Weimar nach Paris beschlossen sei, sagte er mir:

„Vous ferez très bien de mêler et d'amalgamer un peu Votre prince dans nos affaires. Vous voyez combien le prince de Wurtzbourg a réussi par là.“

Da in diesen Tagen von den unterrichtetsten Männern vertraulich als Tatsache versichert wurde, daß Napoleon eine Vermählung mit der Großfürstin Katharina beabsichtige, ja, daß er der Zustimmung des Kaisers Alexander schon versichert zu sein glaube, so konnte ich jene Äußerung gar wohl mit dieser wichtigen Neuigkeit in Verbindung bringen. Auf einmal erfuhr man, daß der Kaiser in wenig Tagen nach Italien reisen und dort mehre Wochen bleiben werde. Herr von Wolzogen und ich sandten nun eilig einen Kurier an den Erbprinzen ab, der ihn auch noch glücklich in Mainz traf und zu seiner einstweiligen Rückreise bestimmte. Ich hatte inzwischen nicht das geringste von einer Verwendung der russischen Ambassade für unsere Angelegenheiten zu spüren gehabt, und Herr von Wolzogen hatte den Grafen Tolstoi wohl in fünf bis sechs Tagen nicht zu sprechen bekommen können. Allein nun vertraute mir Graf Nesselrode, daß der Ambassadeur allerdings mit Champagny wegen der weimarischen Verhältnisse gesprochen, ihm solche angelegentlichst empfohlen und bestimmt geäußert habe, der Kaiser Alexander interessiere sich für niemand so sehr wie für Weimar, und er hoffe, man werde deshalb dieses Haus vor allen anderen sächsischen Höfen auszeichnen.

Champagny habe darauf nur sehr allgemein, doch teilnehmend und artig geantwortet, ohne irgendeine Einwendung vorzubringen.

Ich machte dem Grafen Nesselrode bemerklich, daß man mir von verschiedenen Seiten Erstaunen habe merken lassen, daß der russische Hof sich nicht schon längst und nachdrücklich für uns verwende, und daß insbesondere Kaiser Alexander weder mündlich noch schriftlich Weimars je erwähnt habe.

Er gestand mir hierauf, daß er selbst es für nötig halte, von Weimar aus in Petersburg darauf hinzuwirken, daß Tolstoi noch gemessenere Instruktion zu nachdrücklicher Verwendung erhalte und daß der Kaiser Alexander unmittelbar unsertwegen an Napoleon schreibe. Er meinte, man könnte ja den Anlaß dazu in einer Danksagung für das, was schon bis jetzt verfügt worden, leicht finden, und versprach, zu veranlassen, daß in Tolstois Berichten die nämlichen Ideen hingeworfen würden, indem angezeigt werde, was ich von den mir von französischen Behörden gemachten Insinuationen mitgeteilt habe. Da jetzt ohnehin ein Geschäftsstillstand sei, so wäre gerade genug Zeit, um das Nötige unterdessen zu erwirken. – Als ich einige Tage darauf den Grafen Tolstoi in dem Abendzirkel bei Talleyrand traf, hütete ich mich wohl, in dem Gespräch mit ihm die Geschäftsangelegenheiten im geringsten zu berühren, sondern erzählte ihm bloß, daß und aus welchen Gründen vorerst die Reise des Erbprinzen nach Paris unterbleibe. Er billigte dies gar sehr und versprach mir späterhin, sobald der rechte Moment zu der Hierherkunft des Prinzen gekommen sein würde, unverzüglich Nachricht zu geben. Dieser Abend wurde mir noch besonders durch die Bekanntschaft mit dem Minister der Polizei Fouché interessant. Seine ziemlich lange hagere Gestalt, sein blasses, regungsloses Antlitz, das keinen einzigen warmen Blutstropfen zu enthalten schien, und seine schwarze, bloß mit Stahlknöpfen verzierte Kleidung gaben ihm fast ein gespensterartiges Ansehen; aus den farblosen abgeschliffenen Zügen

blitzten ein Paar grauliche, scharfblickende, ich möchte sagen, stechende Augen hervor. Gegen ihn bildete der etwas korpulente und sanguinisch aussehende berühmte Naturforscher Lacepède einen auffallenden Kontrast. Sobald er sich entfernt hatte, sagte Talleyrand: „Sie glauben wohl nicht, wie empfindsam dieser große Gelehrte ist, dem jedoch aller Geist und Geschmack fehlt. Kurz nach dem Tode seiner Frau entdeckte er eine neue Gattung von Fischen, der er in seinen Schriften den Namen seiner Gattin gab, indem er drucken ließ: „Les âmes sensibles ne me refuseront point de donner à ces nouveaux poissons le nom d'Anne Marie Huberte de Lacepède.“

Überhaupt war Talleyrand diesen Abend unerschöpflich in Mitteilung von Anekdoten, vornehmlich von Voltaire. Als dieser einst in einer Theaterprobe einer seiner Trauerspiele die Schauspielerin, welche die Hauptrolle hatte, gewaltig darüber anließ, daß sie nicht leidenschaftlich genug spiele, sagte sie ihm:

„Mais Monsieur pour jouer comme vous le voulez, il faudrait avoir le diable au corps.“

Voltaire erwiderte:

„Certainement, Mademoiselle, voilà justement ce qu'il faut.“

Auch noch im Sterben verließ ihn sein witziger Humor nicht. Er hatte beim Husten eine schwarze Materie ausgeworfen. Der Arzt wollte ihn damit beruhigen, daß er ja wohl beim Essen einen kleinen schwarzen Körper verschluckt haben könnte, worauf Voltaire erwiderte:

„Ah Monsieur, ce n'est pas un étranger qui s'est introduit chez moi; parbleu, je vois bien, qu'il est de la maison.“

Er hatte die Grille, zu verordnen, daß man gleich nach seinem Tode seine Zimmer sorgfältig verschließen und fünf-

zig Jahre lang uneröffnet lassen solle. Man respektierte dieses Gebot so gewissenhaft, daß man die Zimmer auch dann nicht öffnete, als in der Revolutionszeit bei einem heftigen Angriff des Faubourg St. Antoine gegen den Quai Voltaire mehrere Kanonenkugeln in Voltaires ehemalige Wohnung eingedrungen waren.

Währenddem war der Kaiser gegen Ende Novembers wirklich nach Italien abgereist und der Minister Champagny ihm dahin gefolgt. Man sah voraus, daß er unter fünf bis sechs Wochen nicht wiederkommen würde, ja man glaubte sogar, daß er von Mailand nach Spanien gehen würde. Mehre deutsche Gesandte reisten mit Urlaub nach Hause. Es war klar, daß während der Abwesenheit des Kaisers in den deutschen Angelegenheiten nichts vorgenommen werden könnte. Mir kam von vertrauter Hand die Nachricht zu, daß meine Frau, die schon in der letzten Zeit gekränkelt hatte, äußerst leidend sei, und so fühlte ich mich bewogen, um Urlaub zu einer einstweiligen Heimreise nach Weimar angelegentlich zu bitten. Er wurde mir gewährt; nun aber wollte Herr von Wolzogen mich auf einmal nicht weglassen und lieber selbst nach Weimar zurückkehren. Auch meine näheren Freunde, besonders Herr Labesnardière, boten alles auf, mich zum Dableiben zu vermögen; aber es war mir, als ob eine innere Stimme mich unwiderstehlich antreibe, den nun einmal erhaltenen Urlaub nicht unbenutzt zu lassen. Als ich die Postpferde schon bestellt hatte, hielt Graf Tolstoi mich noch drei Tage lang auf, weil er mir durchaus einen ausführlichen Brief an die Frau Erbprinzessin-Großfürstin mitgeben wollte. Er kam aber doch nicht dazu und begnügte sich, mir vertraulich mündliche Aufträge zu erteilen.

So reiste ich denn ab und traf nach fast fünfmonatlicher Abwesenheit am 17. Dezember zu Weimar ein.

Vierter Abschnitt

1808

Meine Rückreise nach Paris verzog sich von Woche zu Woche. Es gab so vieles mündlich zu berichten, zu erläutern, zu bedenken; auch kam noch lange keine Nachricht von der Rückkehr des Kaisers aus Italien. Als sie endlich erfolgte, traten Umstände hervor, die meine Wiederkehr nach Paris fürs erste minder nötig machten, ja mehr und mehr die Überzeugung begründeten, daß, solange die Verhältnisse zwischen Rußland und Frankreich nicht ganz ins klare gebracht wären, kein Territorialzuwachs für Weimar, ja überhaupt keine Berichtigung der deutschen Angelegenheiten zu hoffen sei. Auch Herr von Wolzogen kehrte zurück, sobald nur seine Gesundheit es erlaubte. Unter diesen Umständen beschloß der Herzog, mich vorerst zur Ausgleichung verschiedener sehr komplizierter Irrungen mit den herzoglichen Höfen von Gotha und Meiningen zu verwenden. Es glückte mir, zu Gotha mit dem meiningenschen Minister von Könitz einen Staatsvertrag über die zwischen dem weimarischen und dem meiningenschen Gebiete gelegenen, vormals reichsritterschaftlichen Ortschaften abzuschließen, der eine ebenso billige, als beiden Teilen zusagende Ausgleichung enthielt. Zu Gotha unterhandelte ich mit gutem Erfolg einen Vertrag über das alternierende Kommando und die Inspektion der beiderseitigen Rheinbundskontingente und wurde dann beauftragt, im Bade zu Liebenstein zu versuchen, wie die vielen zum Teil hundertjährigen Grenz- und andere Streitigkeiten zwischen Weimar und Meiningen beigelegt werden könnten. Die Aufgabe war schwierig und weit aussehend, der Aufenthalt aber an dem Konferenzorte, in dem anmutigen, am Ausgange des thüringischen Gebirges gelegenen Bade Liebenstein

ungemein angenehm. Unter den vielen Badegästen befanden sich auch der berühmte Held des letzten Türkenkrieges, der österreichische Feldmarschall Prinz von Koburg, der regierende Herzog und die Herzogin von Sachsen-Hildburghausen (älteste Schwester der Königin von Preußen) und ihre beiden jüngeren Prinzessinnen, Therese und Louise, die durch Schönheit und Liebenswürdigkeit den Schmuck der Badegesellschaft bildeten und von denen die eine noch lange den königlichen Thron von Bayern zierte, während die andere als Herzogin von Nassau frühzeitig starb.

Auch der Dichter Moritz von Thümmel trug durch heitere, nicht selten schalkhafte, stets gemütliche Laune viel zur Belebung anmutiger Geselligkeit bei. Eines Sonntags, als nach einem Mittagsmahl im Freien, unter den hohen schattenreichen Bäumen, welche die dortige Felsengrotte überragen und umschirmen, die Musik, umwogt von einer zahllosen Schar geputzter Landleute, das Schillersche Reiterlied aufspielte und die heitere Stimmung der Gesellschaft ungemein steigerte, sagte er mir voll Entzücken über diese großartige Dichtung und Melodie: „Glauben Sie mir, alle meine Schriften wollte ich darum geben, wenn ich dieses Lied gemacht hätte."

Unter den Fremden, die nur vorübergehend Liebenstein besuchten, war besonders die Präsidentin von der Recke aus Erfurt, durch Jugend, Anmut und jeden Reiz edler Weiblichkeit, eine Erscheinung, die nicht nur aller Augen auf sich zog, sondern auch jedem Gemüt wohltuende Eindrücke zurückließ.

Der weimarische Hof hielt sich damals auf dem nur einige Stunden entfernten Lustschlosse Wilhelmsthal bei Eisenach auf, jenem Tale unweit der Wartburg, das, von hohen schön bewaldeten Bergen umgrenzt und von einem kleinen spiegel-

hellen See durchschnitten, einen wahrhaft idyllischen Zustand begünstigte.

Für mich war diese Nähe ganz besonders vorteilhaft, da ich fast alle paar Tage über den Verlauf meiner Unterhandlungen dem Herzog Bericht erstatten und weitere Instruktionen einholen konnte. Gegen Ende August kam der erwünschte Abschluß eines Staatsvertrags zustande, und wenngleich in der Folge der Ratifikation desselben Schwierigkeiten und Bedenken sich entgegensetzten, die ihren Grund zunächst in der Minderjährigkeit des Herzogs von Meiningen hatten, so erleichterten doch diese Verhandlungen späterhin manche einzelne Ausgleichung, und man darf es vielleicht noch jetzt bedauern, daß er nicht in seinem ganzen Umfange zur Ausführung kam.

So war der Sommer verstrichen, als Mitte Septembers sich das Gerücht verbreitete, die beiden Kaiser von Frankreich und Rußland würden in der Kürze sich zu einer Zusammenkunft in Erfurt vereinigen. Am frühen Morgen des 21. September wurde ich in aller Eile zu dem Herzog gerufen, der mir eröffnete, wie er soeben sichere Nachricht empfange, daß der Kaiser Napoleon in wenig Tagen zu Erfurt eintreffen werde und daß der Kaiser von Rußland schon unterwegs dahin sei.

Der General – nachherige Marschall – Oudinot sei bereits als Gouverneur in Erfurt angelangt; ich möge daher unverzüglich dahin abgehen, über den Tag der Ankunft des Kaisers Napoleon, dem der Herzog bis an die Landesgrenze hinter Eisenach entgegenzureisen gedenke, zuverlässige Nachricht einziehen und späterhin, solange der Kaiser in Erfurt verweile, dort bleiben, da ich ja noch immer bei ihm akkreditiert sei. Eine Stunde darauf reiste ich ab. Ich traf ganz Erfurt bereits in der größten Aufregung, alle Gasthöfe von

Fremden überfüllt, überall ein wirres Durcheinander von französischen Militärs und Hofleuten, von Kurieren und Bagagewagen. Kaiserliche Hoffouriere und einheimische Beamte waren in größter Hast bemüht, für die angekündeten hohen Gäste und ihr Gefolge Quartier zu finden oder einzurichten. Der General Oudinot, ein würdiger, überaus freundlicher Mann, sagte mir, daß der Tag der Ankunft des Kaisers zwar noch ungewiß sei, aber daß sie höchst wahrscheinlich schon in zwei, drei Tagen erfolgen werde.

Er versprach mir jede nähere Kunde darüber sofort mitzuteilen, bat aber auch umgewandt, daß ich alles, was ich über die Reise und über die Ankunft des Kaisers von Rußland erführe, ihm unverzüglich kundmachen möchte. Die beiden folgenden Tage steigerten Unruhe und Bewegung sich noch mit jedem Augenblick. Der Präsident von der Recke, dem und dessen Gemahlin ich von Liebenstein her schon befreundet war, bestand darauf, daß ich aus meinem schlechten Wirtshausquartiere zu ihm ziehen sollte, obschon sein ganzes Haus für den Ministerstaatssekretär Maret (nachherigen Herzog von Bassano) in Beschlag genommen war und selbst Frau von der Recke sich in zwei kleine Zimmer zur ebenen Erde zurückziehen mußte. Für den Präsidenten selbst war nur ein kleines Arbeits- und Schlafstübchen im obersten Stockwerk übriggeblieben, welches er traulich mit mir teilte. Aber ich war ein sehr unruhiger und unbequemer Gast: den Tag über durch hundert Anfragen, Besuche und Gegenbesuche überlastet, wurde ich stets auch noch in der Nacht durch Estafetten oder Ordonnanzen geweckt, die mir in bezug auf die Ankunft der Monarchen, bald der General Oudinot, bald der Herzog, bald unser Minister von Voigt zusandten und die alsobald Antwort erforderten.

Am 24. September traf der Großfürst Konstantin, am

25. abends der Kaiser Alexander unter feierlichem Glockengeläute in Weimar ein.

Der Herzog war bereits dem Kaiser Napoleon nach Eisenach entgegengegangen, der jedoch erst am 26. früh dort eintraf und sogleich nach Erfurt weitereilte. Eine Stunde später langte der Herzog, der ihm auf dem Fuße gefolgt war, in Erfurt an. Er hoffte den Kaiser Alexander in Weimar noch zu treffen und nahm mich auf seiner Droschke mit, damit ich ihm unterwegs die neuesten Zustände in Erfurt berichten könnte. Wir waren aber kaum eine halbe Stunde gefahren, als wir eine große Anzahl Reiter im festlichen Zuge von einer Anhöhe herabkommen sahen. Es war der Kaiser Napoleon, der Kaiser Alexander — dem der erstere entgegengeritten war, sodann der Großfürst Konstantin und das ganze Gefolge der beiden Monarchen.

Der Herzog befahl sogleich seinem Kutscher, aufs eiligste links querfeldein auszubeugen, da er, nur in Reisekleidung, nicht erkannt sein wollte. Aber nach wenig Minuten besann er sich anders, sprang von der Droschke, warf seinen Mantel ab und lief nun mit mir auf den Kaiser Alexander zu, dem er seine Entschuldigung, ihn nicht schon in Weimar empfangen zu haben, lebhaft aussprach und von ihm aufs herzlichste begrüßt wurde. Napoleon schien von dieser formlosen Erscheinung nicht wenig überrascht. Ich suchte sie ihm, während der Herzog mit dem Kaiser Alexander sprach, zu erklären. Auch dem ganzen, von Sternen und Ordensbändern übersäten Gefolge der Monarchen mag sie wunderbar genug vorgekommen sein. Nach einigen Minuten beurlaubte sich der Herzog, die Monarchen ritten weiter nach Erfurt, der Herzog aber nahm mich noch bis Weimar mit, wo ich nur schnell der Herzogin aufwartete und dann gleich nach Erfurt zurückkehrte.

Napoleon nahm zu seiner Wohnung das große sogenannte Statthaltergebäude ein, für Kaiser Alexander war ein schönes und bequemes Haus an dem freien Platze, der Anger genannt, eingerichtet.

Am 27. früh kam der Herzog von Weimar herüber, tags darauf auch der Erbprinz.

Beide bewohnten das weimarische Geleitshaus, das nur durch eine kleine, ganz schmale Querstraße von der Wohnung Napoleons getrennt war. Fast gleichzeitig mit dem Kaiser von Frankreich waren auch die Prinzen von Benevent und von Neufchatel, die Minister Champagny und Maret, der Obermarschall General Duroc und eine Unzahl von Generalen, Adjutanten und Ordonnanzoffizieren eingetroffen, sowie die Bureaus des Kaisers und der Minister.

Das ganze Pariser Hoftheater war, wie durch einen Zauberschlag, nach Erfurt versetzt, wo möglichst bequeme und stattliche Räume für dasselbe eiligst hergerichtet worden. Von Stunde zu Stunde sah man Könige und Fürsten mit ihrem Gefolge einziehen. Die sonst so stillen Straßen Erfurts waren mit Equipagen und Reitern und einer neugierig und schaulustig hin und her wogenden Volksmenge überströmt.

Es erforderte ein eigenes Studium, sich mit den vielen königlichen und fürstlichen Wohnungen und mit denen der Minister und oberen Hofbeamten einigermaßen vertraut zu machen. Doch bildete sich gar bald eine feste Tagesordnung. Jeden Morgen um 9 Uhr war großes Lever bei dem Kaiser Napoleon. Hier fanden sich, nur die Könige ausgenommen, alle anwesenden Fürsten, ihre Minister und die Vornehmsten ihres Gefolges ein. Nur die Fürsten und Großwürdenträger konnten in das Kabinett Napoleons eintreten, während die Zurückbleibenden sich mit den französischen Generalen, Adjutanten und Oberhofbeamten lebhaft unterhielten.

Man konnte diesen Zusammenfluß einer solchen Menge der verschiedensten Uniformen wohl mit einer großen Börse vergleichen, wo jeder die Neuigkeiten des Tages begierig zu erforschen und für sich irgendeinen Gewinn daraus zu ziehen strebt. Ohngefähr eine Stunde ging auf dieses glänzende Lever hin, bis die Masse der Erschienenen sich allmählich zerstreute. Nun folgten die verschiedenen Audienzen, die der Kaiser Alexander oder die Könige gaben, die Aufwartungen, welche einzelne Fürsten annahmen, die mehr oder minder zahlreichen Frühstücke bei den Fürstlichkeiten. Dann fanden gewöhnlich Revuen oder Paraden, Ausfahrten oder Ausritte der Monarchen statt. Die Zeit von 12 bis 3–4 Uhr war den Geschäftsbesuchen gewidmet. Um 5 Uhr speiste der Kaiser Alexander bei dem Kaiser Napoleon, wozu gewöhnlich nur 5–6 der anwesenden Fürsten eingeladen waren. Etwas später eröffneten sich die Mittagstafeln, welche der Obermarschall Duroc und der Minister Champagny alltäglich, die Prinzen von Benevent und Neufchatel sehr oft, mitunter auch einzelne deutsche Fürsten gaben. Gleich nach 7 Uhr abends strömte alles in das französische Theater, was oft bis 11 Uhr dauerte. Dann fuhr Napoleon noch jedesmal mit dem Kaiser Alexander in dessen Hotel und blieb gewöhnlich bei ihm bis nach Mitternacht.

So war denn nun auf einmal das an sich so stille Erfurt der wichtigste Punkt in der ganzen damaligen politischen Welt geworden, auf den die Blicke aller Kabinette Europas gerichtet waren. Hier schien die große Schicksalsurne zu sein, aus der die zwei mächtigsten Monarchen der Welt die Lose so vieler Völker und Staaten herausziehen würden. Denn nicht um Geringes, nicht um bloß vorübergehende Zwecke konnten so große Anstrengungen, so große Aufwände gemacht sein, und alle die Könige und Fürsten, alle die Minister und

Gesandten, die sich um Napoleon und Alexander gruppierten, sahen in höchster Spannung jedem neuen Morgen entgegen; die einen im Hoffnungstraum günstiger Ergebnisse, die andern nicht ohne Sorgen und bange Zweifel. Man wußte, daß die französischen Armeen in Spanien große Verluste erlitten und daß sie Portugal zu räumen genötigt seien. Noch auf dem Wege von Mainz nach Erfurt hatte der Kaiser einen Kurier aus Spanien bekommen, dessen Depeschen ihn so zornig machten, daß er sie auf der Stelle zerriß. Rußland, nach der Eroberung von Finnland mit einer neuen Aufstellung seiner Armeen beschäftigt, schien von Tag zu Tag die nachteiligen Folgen mehr und mehr zu fühlen, welche die Sperrung seiner Häfen gegen England und die dadurch hervorgerufenen Repressalien für seinen Handel mit sich brachten. Österreich, sowohl mit Rußland, als mit Frankreich mehr oder weniger gespannt und schon seit einiger Zeit sich im stillen rüstend, konnte nur mit Mißtrauen auf die Verbindung blicken, die sich in Erfurt zwischen dem Norden und dem Süden noch weit fester als bisher zu knüpfen schien, zumal die Teilnahme des Kaisers von Österreich an diesem Kongreß ausdrücklich abgelehnt worden war. Preußen, zum größten Teil noch von französischen Truppen besetzt und unter der Last der ihm auferlegten furchtbaren Kontribution fast erliegend, setzte seine letzte Hoffnung auf Minderung derselben in die Verwendung des Kaisers Alexander. Fast alle größere oder kleinere Fürsten Deutschlands hatten Beschwerden oder Wünsche anzubringen, schwebten mehr oder weniger in Ungewißheit über ihre Zukunft. Und das alles, wähnte man, sollte in Erfurt friedlich besprochen, erwogen, ausgeglichen werden. Ein verhängnisvoller Schleier verhüllte die Verhandlungen und das große politische Schauspiel, das sich hier eröffnete. Ohnerachtet aller glänzenden Erscheinungen, die sich zusammenfanden,

ohnerachtet aller anziehenden Zwischenspiele des Augenblicks, konnte man doch eine gewisse Schwüle in der Atmosphäre nicht verkennen.

In den ersten Tagen des Oktober traf der Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, ein. Er wurde aufs freundlichste empfangen und sogleich zu Napoleons Mittagstafel eingeladen. Auch viele preußische Offiziere und Geschäftsmänner fanden sich nach und nach ein, mit blutendem Herzen über die qualvolle Lage ihres Vaterlandes und mit dem tiefsten Haß gegen seine Überwinder. Sie fanden alle bei dem Präsidenten von der Recke, der diese Stelle schon unter preußischer Herrschaft bekleidet hatte und geborner Preuße war, die gastlichste Aufnahme, was gleichwohl nicht hinderte, daß er und seine Gemahlin jeden Abend nach dem Theater die kleinen Räume, über die sie noch disponieren konnten, den Notabilitäten jeder Nation und jeder Partei aufs geselligste öffneten. Hier fand sich sehr bald ein Kreis der angesehensten, durch Bildung, Sitte und öffentliche Stellung ausgezeichneten jüngern und ältern Männer zusammen, die nach den Sorgen und Zerstreuungen des Tages in der liebenswürdigen Nähe der Hausfrau und unter den jovialen und witzigen Gesprächen ihres Gatten heitere Erholung genossen. Prinzen und Minister, Diplomaten und Militärs, Fremde jedes Landes drängten sich gleich gern im engsten Raume zusammen, um die Eindrücke zwanglos auszutauschen, welche die Neuigkeiten oder Vermutungen des Tages und das mächtig aufregende französische Theater zurückgelassen hatten. Frau von der Recke besaß allerdings schon von Natur die seltene Gabe, ohne alle Absicht und Wortaufwand, lediglich durch die Anmut und sanfte Würde ihres Wesens, jeden, der sich ihr nahete, zu verbinden und zu erfreuen. In ihrem Benehmen konnten Stern und Ordensband, Jugend oder

Alter der Gäste nie die geringste Unruhe oder Veränderung bemerkbar machen; das gleiche Wohlwollen, die gleiche Aufmerksamkeit wurde jedem zuteil; ihr vorgestellt zu werden, an ihrem Abendkreise teilnehmen zu dürfen, galt schon für Auszeichnung genug. Der Minister Maret, dem, wie ich schon oben bemerkte, der größte Teil ihres Hauses eingeräumt wurde, wußte ihre Gesellschaft so sehr zu schätzen, daß er, wenn die andern gewöhnlich gegen 1 Uhr des Nachts sich allmählich entfernten, meist noch bis 2, ja 3 Uhr blieb und unter anziehenden Wechselgesprächen und Erzählungen den Stundenlauf unbemerkt ließ. Der Minister Champagny hatte mich ebenfalls ersucht, ihn bei Frau von der Recke einzuführen, und war sehr erfreut, daß sie sich bewegen ließ, einigemal bei ihm zu speisen. Einst, als der Marschall Soult neben sie zu sitzen kam, machte ihre Nähe auf den rauhen, wortkargen Krieger einen so lebhaften Eindruck, daß er alles hervorsuchte, um sie zu unterhalten, wobei denn freilich seine schroffe Weise gegen das feine graziöse Wesen seiner Nachbarin nicht wenig abstach.

Das französische Theater gab hintereinander dreizehn Trauerspiele der französischen Klassiker: Cinna, Rodogune und den Cid von Corneille; Andromaque, Britannicus, Mithridate, Iphigenie von Racine; Phèdre, Zaire, Mahomet von Voltaire; Manlius von La Fosse; Rhadamiste von Crebillon. Welchen Eindruck diese Stücke, gespielt mit dem höchsten Pathos von Talma, Lafond, St. Brix, der Raucourt, Duchesnois, Bourgoin und andern ausgezeichneten Künstlern der französischen Bühne, machten, ist unbeschreiblich. Wohl fiel die ungewohnte Leidenschaftlichkeit, ja oft Übertriebenheit in Deklamation und Bewegung uns deutschen Zuhörern gewaltig auf, doch gab es an Anstand, Gemessenheit und Würde des Vortrags vieles zu bewundern. Talma beson-

ders bezauberte die Zuschauer durch sein herrliches Organ, durch den ergreifenden Ausdruck innerster Empfindungen auch bei stummem Spiel und durch die großartige Auffassung und Durchdringung seiner Rollen.

Daher war es wohl sehr natürlich, daß ein ungeheurer Zudrang zu den Freibilletts stattfand, welche der erste Kammerherr Napoleons, Herr von Remusat, an die angesehensten Fremden ausgab. Er übersandte mir jeden Morgen zehn Billetts zu meiner Privatdisposition (das Gefolge der Fürstlichkeiten bedurfte ohnehin keiner Billetts). Allein diese zehn Billetts genügten bei weitem nicht, die zuströmende Menge meiner Freunde oder der mir besonders Empfohlenen zu befriedigen. Durch meine nähere Bekanntschaft mit dem Obermarschall Duroc und mit den Adjutanten des Kaisers gelang es mir, täglich noch ein Dutzend, mitunter auch noch mehr, andere Billetts zu erlangen. Aber es war keine geringe Last und Plage, den zahllosen Anforderungen, die noch dazu von meinem Hofe öfters dringend unterstützt waren, zu genügen, oder sie wenigstens bis auf die nächsten Tage zu beschwichtigen. Nicht selten langten erst zu Mittag unangemeldet noch ganze Wagen voll weimarischer Damen an, die in Verzweiflung gerieten, wenn ich ihnen keine Billetts mehr verschaffen konnte. Das Innere des Schauspielhauses bot jederzeit einen höchst imposanten Anblick dar. Ganz vorn im Parkett saßen auf Lehnstühlen die beiden Kaiser in traulicher Nähe, etwas weiter zurück die Könige und nach ihnen die regierenden Fürsten und die Erbprinzen. Im ganzen Parterre sah man nichts als Uniformen, Sterne und Ordensbänder. Die Parterrelogen waren mit Stabsoffizieren und den angesehensten Personen der kaiserlichen Bureaus besetzt. Die obere Hauptloge nahmen die Fürstinnen ein, dann saßen zu beiden Seiten die fremden Damen. Vor dem Eingang zum Theater war

eine starke Wache von Grenadieren der kaiserlichen Garde aufgestellt. Sobald die Wagen der beiden Kaiser ankamen, wurde dreimal, bei jedem Könige nur einmal die Trommel gerührt. Da geschah es denn, daß einstmals die Wache, durch das Äußere des Wagens des Königs von Württemberg getäuscht, die dreifache Begrüßung eintreten ließ, der kommandierende Offizier aber zornig Einhalt gebot mit den Worten:

„Taisez vous, ce n'est qu'un roi."

Mit dem Minister Champagny war auch der mir stets wohlwollende Staatsrat Labesnardière von Paris nach Erfurt gekommen. Ich besuchte ihn oft und unterließ nicht, ihm und auch dem Minister selbst und Herrn Talleyrand die weimarischen Angelegenheiten von neuem zu empfehlen. Bei der innigen Vertrautheit, die zwischen dem Kaiser Alexander und dem Kaiser Napoleon herrschte, schienen für Weimar die günstigsten Sterne zu leuchten. Napoleon behandelte den Herzog und den Erbprinzen überaus freundlich und lud die Herzogin mehrmals aufs verbindlichste zur Mittagstafel und zum Theater nach Erfurt ein, wobei er ihr jedesmal die höchste Achtung und Aufmerksamkeit bewies. Dem russischen Botschafter in Paris, Grafen Tolstoi, war der erste Botschaftsrat, Graf Nesselrode, nach Erfurt gefolgt, bei dem ich, wie schon früher in Paris, die aufrichtigste Teilnahme an dem weimarischen Interesse fand. Auch dem russischen Reichskanzler, Grafen Romanzow, ward ich vorgestellt und von ihm freundlich aufgenommen.

Der Herzog wollte gar zu gern die diplomatische Bekanntschaft Labesnardières machen, dem jedoch seine strenge Zurückgezogenheit nicht erlaubte, dem Herzog aufzuwarten. Da suchte ihn der Herzog selbst auf und erlaubte mir, Zeuge der Unterredung zu sein. Diese bestätigte nur die große Ach-

tung, die der Herzog schon vorher aus meinen Berichten für den ausgezeichneten Mann gefaßt hatte. Labesnardière verhehlte nicht, daß ein günstiger Beschluß in den blankenhainischen und anderen weimarischen Angelegenheiten unschwer zu erlangen sein dürfte, sobald Rußland sich ernstlich dafür verwende. Schon Talleyrand hatte gegen mich darauf hingedeutet, aber in bezug auf das freundliche Benehmen des Kaisers gegen den Herzog mir die merkwürdigen Worte gesagt:

„Nous disons de belles choses à ceux que nous n'aimons pas, mais à ceux que nous aimons, nous disons, moquez vous de tout cela!“

Um diese Zeit befand sich auch der ehrwürdige Herzog von Oldenburg, den der Kaiser Alexander wie einen Vater ehrte, in Erfurt.

Er hatte wichtige Anliegen in betreff seiner Auseinandersetzung mit dem Königreich Holland hinsichtlich der Herrschaft Varel und des Elsflether Zolles und war in Verlegenheit über das Ausbleiben seines Ministers von Hammerstein. Der Herzog von Weimar schlug ihm vor, einstweilen die französischen Behörden durch mich besprechen zu lassen. Der Herzog von Oldenburg ging darauf ein, und so hatte ich mehrere Unterredungen mit ihm und den französischen Geschäftsmännern über die fraglichen Gegenstände. Französischerseits zeigte man sich ganz geneigt, sobald nur der Herzog in einige Gebietsaustauschungen mit vollständiger Entschädigung willigen wollte. Da aber der letztere solches durchaus ablehnte, so zerschlug sich die Sache, noch ehe der Minister von Hammerstein anlangte.

Eines Tages sprach man sich französischerseits ganz offen gegen mich über die Besorgnisse aus, die der nie rastende Unternehmungsgeist Napoleons und besonders seine ausschweifenden Pläne auf Spanien und Portugal erregen müß-

ten, und wie wünschenswert es für Frankreich sei, daß Kaiser Alexander sich nicht allzu nachgiebig und bereitwillig zeigen möchte. Napoleon bedürfe jetzt gar sehr der Freundschaft des Kaisers Alexander und würde daher wohl bewogen werden können, von manchem Vorhaben abzustehen und gemäßigtere Entschlüsse zu fassen, wenn der Kaiser Alexander ernstlich darauf hinwirke.

Mir erschienen diese vertraulichen Mitteilungen von höchster Wichtigkeit; der Herzog von Weimar hielt es jedoch nicht für angemessen, sie persönlich dem Kaiser Alexander zu hinterbringen, sondern für besser, den Herzog von Oldenburg darum zu ersuchen. Dieser hatte nun eine lange Unterredung mit dem Kaiser, der die gemachten Eröffnungen sehr verdankte und versicherte, daß sie ganz mit dem übereinstimmten, was er selbst aus geheimen Berichten wisse. Er deutete aber auf wichtige Gründe hin, die ihn abhielten, sein Benehmen gegen Napoleon zu ändern, und schloß mit den Worten: „C'est un torrent qu'il faut laisser passer". Man mußte also wohl annehmen, daß, für jetzt wenigstens, große Interessen Rußlands vorlägen, die den Kaiser Alexander abhielten, den geringsten Zweifel über seine Anhänglichkeit in Napoleon aufkommen zu lassen, und daß er auf der andern Seite sich zur Maxime gemacht habe, keine zu andringende Verwendung für die ihm verwandten Fürstenhäuser eintreten zu lassen, deren günstigem Erfolg der Kaiser Napoleon späterhin den Schein einer Verpflichtung zur Dankbarkeit geben könnte.

Unter den fremden Fürstlichkeiten zeichnete sich besonders der König Max Joseph von Bayern durch heitern Humor und gradsinnige Unbefangenheit in seinem Benehmen aus. Ich hatte öfters die Ehre, mit dem Herzog von Weimar bei ihm das Frühstück einzunehmen, und lernte so auch den geistvollen Minister Grafen Montgelas kennen, einen der umsich-

tigsten und schlauesten Staatsmänner seiner Zeit. Seine Unterhaltung war stets so gehaltvoll als pikant, und es gewährte mir das lebhafteste Interesse, ihn über die früheren Zustände Bayerns, über die Maßregeln von höchster Schwierigkeit, z. B. Aufhebung der Klöster, die er durchgesetzt, und über die großen Verlegenheiten, die er glücklich überwunden, sprechen zu hören. Jeder Zug seines Gesichts kündigte den feinen und welterfahrenen Staatsmann an; dabei war es aber ganz eigentümlich, daß der Blick seiner beiden Augen, während er sprach, nie geradeaus, sondern fest auf die Spitze seiner eigenen Nase gerichtet war. Mit dem badischen Gesandten von Dalberg und dem österreichischen Gesandten, General Baron Vincent, beide mir schon von Warschau her genau bekannt, soupierte ich zuweilen bei dem Prinzen von Benevent in der Gesellschaft der berühmten Schauspielerin Duchesnois, die der Prinz höchlich schätzte. Da fehlte es denn nicht an lebendigen und witzigen Tischgesprächen, die sich oft bis lange nach Mitternacht fortsetzten. Kam ich dann nach Hause, so war ich immer noch sicher, den Minister Maret bei Herrn und Frau von der Recke anzutreffen. Später in der Nacht hatte ich auch noch nach Weimar zu berichten oder dieses oder jenes Memoire aufzusetzen, so daß ich in der Tat während des ganzen Erfurter Aufenthaltes nur wenig des Schlafes genoß, zumal ich jeden Morgen schon um acht Uhr mich bei dem Herzog einfinden und, nach den nötigen Besprechungen, ihn zum Lever des Kaisers Napoleon begleiten mußte.

Durch den russischen Generalkonsul zu Frankfurt, Moritz von Bethmann, kam ich mit dem russischen Staatsrat von Gervais, mit dem Grafen Ozaroffsky und mehreren andern vom Gefolge des Kaisers Alexander in nähere Berührung und hatte mich oftmals ihrer anziehenden Unterhaltung und

vielfacher Gefälligkeiten zu erfreuen. Der Herzog berief in diesen Tagen unsern Goethe nach Erfurt, der, nach seiner eigentümlichen Sinnesweise, sich bisher ganz ferngehalten hatte.

Es war mir gelungen, eine bequeme Wohnung in der Nähe des Herzogs aufzufinden, und Goethe blieb mehrere Tage in Erfurt. Das französische Theater gewährte ihm unsäglichen Genuß, und es war höchst interessant, ihn nach jeder Vorstellung noch stundenlang bei dem Herzog über die Eigentümlichkeiten der französischen Tragiker und dramatischen Künstler sprechen zu hören. Er war dabei stets in der höchsten Aufregung, voll Feuer und hinreißender Beredsamkeit. Bei Frau von der Recke lernte er den Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte, und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn sogleich am 2. Oktober zu sich einladen ließ. Die Audienz dauerte fast eine volle Stunde. Ich hatte Goethe bis ins Vorzimmer begleitet und harrte da seiner Rückkehr. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren bei dieser Audienz gegenwärtig. Gleich nach Goethes Eintritt in das kaiserliche Kabinett kam auch noch der Generalintendant Daru hinzu.

Der Kaiser saß an einem großen runden Tische frühstückend. Zu seiner Rechten stand Talleyrand, zu seiner Linken Daru, mit dem er sich zwischendurch über die preußischen Kontributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen, und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im sechzigsten Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung, ihn noch so frischen Aussehens zu finden, und ging alsbald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über, wobei Daru Gelegenheit nahm, sich näher über sie auszulassen und überhaupt Goethes dichterische Werke zu rühmen, namentlich auch

seine Übersetzung des Mahomet von Voltaire. „Das ist kein gutes Stück," sagte der Kaiser und setzte umständlich auseinander, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Werthers Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben [1] und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. „Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das getan?"

Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sobald die fein versteckte Naht entdeckt.

Dem Kaiser erwiderte er: es habe ihm noch niemand diesen Vorwurf gemacht, allein er müsse ihn als ganz richtig anerkennen; einem Dichter dürfte jedoch zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um eine gewisse Wirkung hervorzubringen, die er auf einfachem, natürlichem Wege nicht hervorbringen zu können glaube.

Nun auf das Drama zurückkommend, machte Napoleon mehrfache sehr bedeutende Bemerkungen, die den Beweis lieferten, daß er die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Kriminalrichter, betrachte, und die deut-

---

[1] In der Tat finden sich Werthers Leiden in Bouriennes Memoiren unter dem Verzeichnis der wenigen Bücher aufgeführt, die Napoleon mit nach Ägypten nahm.

lich genug zeigten, wie tief er das Abweichen des französischen Charakters von Natur und Wahrheit empfinde. Auf die Schicksalsstücke übergehend, mißbilligte er sie höchlich: „Sie haben einer dunklern Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!“

Hierauf sprach er lange mit Daru über die Kontributionsangelegenheiten, währenddessen der Marschall Soult hereintrat, den der Kaiser scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen besprach. Auf einmal stand Napoleon auf, ging auf Goethe zu und fragte mit gemäßigterer Stimme nach Goethes Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiedenere Urteile. Doch bald wieder auf das Trauerspiel zurückkommend, sagte er: „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein, das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung! dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“

Jedesmal, wenn er über etwas sich ausgesprochen hatte, setzte er hinzu:

„Qu'en dit Monsieur Goet?“

Als nun Goethe endlich abtrat, hörte man den Kaiser bedeutsam zu Berthier und Daru sagen:

„Voilà un homme!“

Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den

Hergang bei dieser Audienz, sei es, weil es überhaupt in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delikatesse. Daß aber Napoleons Äußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm sehr bald abmerken, obschon er selbst den Fragen seines Fürsten nach dem Inhalte der Unterredung auf geschickte Weise auszuweichen verstand. Die Einladung nach Paris insbesondere beschäftigte ihn noch geraume Zeit recht lebhaft. Er fragte mich mehrmalen nach dem ohngefähren Betrag des Aufwandes, den sie wohl erfordern würde, nach den verschiedenen für ihn nötigen Einrichtungen in Paris, Zeitabteilungen usw. Späterhin mochte ihn wohl die Erwägung so mancher nicht zu beseitigender Unbequemlichkeiten in Paris von dem Vorhaben abgebracht haben.

Erst lange nachher teilte er mir nach und nach die Einzelheiten jener Unterredung mit, aber erst kurz vor seinem Tode konnte ich ihn bewegen, darüber die – immer noch sehr lakonische – Niederschrift zu machen, die im 20. Bande seiner nachgelassenen Werke (60. Band der sämtlichen Werke) gedruckt ist und die ich oben aus seinen mündlichen Mitteilungen treu zu ergänzen mich bemüht habe. Während Goethes Anwesenheit in Erfurt wurde ich eines Tages mit ihm von dem Marschall Lannes (Herzog von Montebello) zum Frühstück geladen. Lannes hatte im Jahre 1806 und später hatte auch seine Gemahlin bei ihrer Rückkehr von Warschau bei Goethe gewohnt. Er hegte die größte Achtung für ihn.

Die Unterhaltung war sehr lebhaft, und namentlich erzählte uns Lannes ausführlich den Hergang bei der Schlacht von Friedland, zu deren Entscheidung er bekanntlich am meisten beigetragen hat. Das Gespräch fiel auch auf unsere weimarischen Angelegenheiten, da nahm Lannes auf einmal

einen Ring vom Finger und sagte zu mir: „Wie wenn ich diesen Ring jetzt an Ihren Finger steckte, so würde der Kaiser Napoleon die Grafschaft Blankenhain in die Hand des Herzogs von Weimar legen, wenn nur der Kaiser Alexander ein Wort spräche.“

Ganz im ähnlichen Sinne hatten auch andere Personen vom Gefolge des Kaisers zu mir gesprochen. Was schien auch natürlicher, als daß das vertrauliche Zusammensein der beiden Kaiser nicht ohne Frucht für Weimar bleiben würde?

Napoleon hatte schon mehrmalen den Wunsch blicken lassen, daß die Herzogin von Weimar ihm und seinem kaiserlichen Gast einen Ball zu Weimar geben möchte. Der Herzog überlegte hin und her, welche noch weitere Festlichkeiten und Anordnungen schicklicherweise getroffen werden müßten, wenn so hohe Gäste nach Weimar kämen. Es verstand sich von selbst, daß auch die anwesenden Könige und Fürsten einzuladen wären. Aber es war keine geringe Aufgabe, alle diese hohen Personen und ihr zahlreiches Gefolge anständig unterzubringen und zu versorgen. Daraus ging denn auch für mich eine Unzahl von mündlichen Aufträgen und Verhandlungen in Erfurt, wie von Korrespondenzen und Anfragen nach Weimar hervor. Der Herzog forderte Goethe auf, auszusinnen, was etwa am würdigsten zur Verherrlichung der bevorstehenden merkwürdigen Tage in Weimar geschehen könnte. Goethe gab auch wirklich mehre höchst großartige und imposante Ideen an. Teils aber hätte ihre Ausführung zu viel Zeit erfordert, teils erschienen sie in der Tat zu gigantisch. Der Herzog beschloß daher, sich außer einem Festmahle und Hofballe auf eine große Hirschjagd am Ettersberg für den ersten Tag der kaiserlichen Anwesenheit, und für den andern Tag auf eine andere große Jagd auf den Bergen gegen Jena hin, zu beschränken, da Napoleon ge-

wünscht hatte, dem Kaiser Alexander das Schlachtfeld von Jena zu zeigen.

Der sechste und siebente Oktober wurden zu diesen Festen bestimmt. An der Hauptmittagstafel sollten nur die beiden Kaiser, die vier Könige, die Königin von Westfalen, der Großfürst Konstantin von Rußland, der Prinz Wilhelm von Preußen, der Herzog von Oldenburg, der Fürst Primas, der Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin, der Herzog und die Herzogin von Weimar, der Erbprinz und die Prinzessin Karoline von Weimar (die Frau Erbprinzessin-Großfürstin war damals noch in Petersburg) und die Prinzen von Benevent und Neufchatel speisen.[1]

Der Herzog befahl mir, mit dem Prinzen von Benevent zu sprechen, ob es nicht schicklich sei, auch die Fürstin von Taxis zu der Mittagstafel einzuladen. Dieser erwiderte: „Der Herzog hat sehr unrecht, wenn er sich deshalb Skrupel macht. Wen er als Herr in seinem Schlosse einladet, der muß dem Kaiser Napoleon recht sein. Man muß ihm's nicht gerade nach seiner Pariser Etikette einrichten. Wenn er zum Besuch bei einem auswärtigen Fürsten sich befindet, so kann er sich wohl gefallen lassen, nach der Sitte dieses Hofes behandelt zu werden."

Aus besonderer Artigkeit gegen die Herzogin von Weimar hatte Napoleon beschlossen, am 6. Oktober sein ganzes Hoftheater nach Weimar zu senden, damit es dort la mort de César von Voltaire aufführe. Goethe eilte daher schon am 4. Oktober zurück, um die nötigen Voranstalten zu treffen.

Am 6. Oktober war der Weg von Erfurt nach dem Ettersberg von früh an mit unzähligen Wagen, Reitern und Fuß-

---

[1] Der König von Westfalen und der Großfürst Konstantin blieben in der Folge wegen Unpäßlichkeit weg.

gängern bedeckt. Es war der schönste, klarste Herbsttag, kein Wölkchen am ganzen Himmel. In der Nacht vorher waren mehre hundert Hirsche und Rehe aus dem Ettersburger Walde gegen einen großen freien Rasenplatz zusammengetrieben und umzäunt worden. In der Mitte dieses freien Platzes hatte man einen ungeheuern Jagdpavillon errichtet, 450 Schritte lang und 50 Schritte breit, mit drei Abteilungen, wovon die mittlere für die beiden Kaiser und für die Könige bestimmt war. Der Pavillon ruhte auf mit Blumen und Zweigen umschmückten Säulen. Dicht dabei sah man große freistehende Balkons, von denen bequem das Ganze überschaut werden konnte. Ringsumher liefen Buden und Zelte mit Erfrischungen. An der Waldgrenze hin gruppierten sich um große Feuer zur Bereitung von warmen Speisen und Getränken eine Unzahl von Landleuten, die das Zusammentreiben des Wildes die ganze Nacht hindurch ermüdet hatte. Dazwischen ertönten muntere Jagdhörner und Gesänge.

Die Monarchen, an der Landesgrenze von dem Herzog und der ganzen Jägerei zu Pferde empfangen, langten mit ihrem Gefolge unter dem Schalle der Jagdfanfaren gegen 1 Uhr mittags an. Nun wurde in einzelnen Abteilungen das Wild aus dem umzäunten Walde heraus und so getrieben, daß es am großen Pavillon in Schußweite vorüber mußte. Napoleon ergötzte sich ungemein an diesem Schauspiel und schien überhaupt sehr vergnügt. Um vier Uhr endigte die Jagd, nicht der geringste Unfall hatte sie getrübt. Ich war in Erfurt zurückgeblieben und beauftragt, dem Kaiser Napoleon noch vor seiner Abfahrt aufzuwarten, worauf ich mich eiligst nach Weimar verfügen sollte. Es war fünf Uhr, als die Monarchen unter dem Geläute aller Glocken in Weimar einzogen. Wie Napoleon sich in die für ihn bereiteten Zimmer begab, war ich zufällig der erste, auf den seine

Blicke im Vorzimmer trafen. Er ging sehr freundlich auf mich zu, tat mir mehre Fragen, und ich mußte ihm einige umstehende, ihm noch nicht bekannte Personen vorstellen. Eine Stunde darauf ging es zur kaiserlichen Tafel. Unfern davon war in einer großen Galerie die Marschallstafel von mehr als 150 Personen bereitet. Ich hatte dem Minister Staatssekretär Maret und dem Marschall Soult die Honneurs zu machen, bei denen ich saß. Aber wir waren noch kaum bis zur Hälfte des Diners gekommen, als gemeldet wurde, daß die Monarchen im Begriff seien, sich von ihrer Tafel zu erheben. Nun strömte alles dahin. Napoleon liebte bekanntlich sehr rasch zu speisen, doch hatte er sich dabei sehr lebhaft mit seiner Nachbarin, der Herzogin von Weimar, unterhalten. Nach kurzer Pause fuhr man in das Theater, wohin der Wagen der beiden Kaiser von weimarischen Husaren eskortiert wurde.

Vor dem Schlosse stand ein 60 Fuß hoher Obelisk, geschmackvoll erleuchtet, auf dessen Spitze eine helle Flamme loderte. Das ganze Schloß und seine Umgebungen, sowie alle Straßen bis zum Schauspielhause waren illuminiert; die innere Einrichtung und Verteilung der Sitze im Theater ganz wie die zu Erfurt.

Die französischen Schauspieler führten, wie ich schon oben erwähnt, la mort de César von Voltaire auf.

Unbeschreiblich war der Eindruck. Talma als Brutus übertraf sich selbst. Bei der Stelle am Schlusse des ersten Aktes, wo Cäsar dem Antonius, der ihn vor den Senatoren warnt, antwortet:

„Je les aurais punis, si je les pouvais craindre;
Ne me conseillez point de me faire haïr.
Je sais combattre, vaincre et ne sais point punir,
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence“

war es, als ob ein elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzucke. Niemand vermochte unerschüttert zu bleiben. Gleich nach dem Schlusse des Theaters begann der festliche Hofball im großen Saale des Schlosses. Dieser war reich geschmückt, am reichsten durch die große Zahl juwelenstrahlender Fürstinnen und anderer ausgezeichneter Damen. Alles aber überstrahlte die edle hohe Gestalt des Kaisers Alexander, der, wie der gute Genius des Festes, durch sein liebenswürdiges Benehmen alle Zuschauer bezauberte.

Napoleon trug die einfache Uniform seiner Gardejäger. Er bemühte sich, jeder Dame, die in seine Nähe kam, durch einige Worte seine Aufmerksamkeit zu bezeigen; doch gelang es ihm nicht sonderlich, ja manche seiner Fragen und Äußerungen konnten schroff und wenig freundlich erscheinen. Eine einzige Dame machte Ausnahme hiervon; als er hörte, daß sie von Erfurt sei, sagte er ihr: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es in Erfurt so schöne Frauen gäbe. Aber sind Sie denn auch eine geborne Erfurterin?“

„Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren!“

„Also Preußin?“

„Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele!“

„Gut, man muß seinem Vaterlande anhängen,“ womit er sich mit einem verbindlichen Gruße von Frau von der Recke – denn sie war es – entfernte. Nachdem er sich hierauf eine Zeitlang mit Goethe unterhalten hatte, kam er plötzlich auf mich zu und fragte: „Wo ist denn Wieland? warum führt man mir ihn nicht zu?“ Ich erwiderte, daß sein hohes Alter ihn von Bällen zurückhalte, ich würde aber sogleich veranlassen, daß er erscheine. Der Herzog ließ ihn alsbald durch einen Wagen abholen. Wieland war sehr überrascht, doch währte es nicht lange, so konnte ich ihn zu Napoleon führen. Dieser stand gerade an einer der hinteren

Säulen, die den Durchgang zu den offenen Nebenzimmern bilden.

Ich hielt mich einige Schritte zurück, so jedoch, daß ich das ganze Gespräch Wort für Wort hören konnte. Nach einigen freundlichen Eingangsworten fragte ihn der Kaiser, welches seiner Werke er wohl für das vorzüglichste halte? „Sire!" – erwiderte der ehrwürdige Greis – „ich lege auf keines derselben einen großen Wert. Ich habe geschrieben, wie mir es ums Herz war."

„Welches aber" – fuhr der Kaiser fort – „ist doch dasjenige Ihrer Werke, welches Sie mit der meisten Vorliebe geschaffen haben?" Worauf Wieland Agathon und Oberon nannte.

Nun ging der Kaiser auf Gegenstände der Weltgeschichte über und stellte die nämliche Frage, die er schon vor zwei Jahren nach der Schlacht bei Jena an Johannes Müller zu Berlin gestellt hatte: „Welches Zeitalter er (Wieland) wohl für das glücklichste der Menschheit halte?" Johannes Müller hatte bekanntlich die Regierung der Antonine dafür erklärt; Wieland aber antwortete: „Das ist schwer, entscheidend zu bestimmen. Die Griechen hatten oft glückliche Zeiten, wenn man nur auf Bildung und bürgerliche Freiheit sieht. Rom hatte, neben vielen schlechten Kaisern, auch mehrere vortreffliche, die es wohl verdienen, Genien der Menschheit genannt zu werden. Auch andere Völker und Staaten können sich mitunter weiser und milder Herrscher rühmen; aber im ganzen scheint mir die Weltgeschichte sich in einem großen Kreislaufe zu bewegen. Das Gute und das Schlechte, Tugend und Laster wechseln immerfort ab, und es ist die Aufgabe der Philosophie, überall das Beste hervorzusuchen und durch Hervorhebung des Guten das Üble erträglich zu machen."

„Schön" – sagte der Kaiser – „aber es ist nicht recht,

alles ins Schwarze zu malen, wie Tacitus getan hat. Wohl ist er ein geschickter Maler, ein kühner und verführerischer Kolorist, doch es war ihm nur um Effekt zu tun. Die Geschichte will keine Illusionen; sie soll aufklären und belehren, nicht bloß eindrucksvolle Gemälde entwerfen. Tacitus hat die Ursachen und die inneren Motive der Begebenheiten nicht genugsam entwickelt. Er hat das Mysterium der Handlungen und Gesinnungen, ihre wechselseitige Verkettung nicht tief genug erforscht, um ein gerechtes und unbefangenes Urteil der Nachwelt zu begründen. Ein solches Urteil muß die Menschen und die Völker nur so nehmen, wie sie in Mitte ihrer Zeit und aller der Umstände, die ihre Handlungsweise bedingten, sein konnten. Man muß klar sehen können, wie jede Handlungsweise sich unter den gegebenen Umständen entwickelte und bedingte. Die römischen Kaiser waren lange nicht so schlecht, als Tacitus sie uns schildert. In dieser Hinsicht ziehe ich den Montesquieu bei weitem vor. Er ist billiger und der Wahrheit getreuer." Hierauf ging der Kaiser auf die christliche Religion und ihre Geschichte über, vorzüglich auf die Gründe ihrer schnellen Verbreitung. „Ich finde", äußerte er, „darin zunächst eine bewundernswürdige Reaktion des griechischen Geistes gegen den römischen.

Griechenland, durch physische Stärke überwunden, eroberte sich die geistige Herrschaft wieder, indem es jenen wohltätigen Keim in sich aufnahm und pflegte, den jenseits des Meeres die Vorsehung zum Glück der Menschheit ausgestreut hatte. Übrigens" – und hier trat er ganz nah an Wieland heran und hielt die Hand vor, so daß niemand als ich es hören konnte – „übrigens ist es noch eine große Frage, ob Jesus Christus jemals gelebt hat?"

Wieland, der bisher bloß aufmerksam zugehört hatte, erwiderte rasch und lebhaft: „Ich weiß wohl, Sire, daß es

einige Unsinnige gab, die daran zweifelten, aber es kommt mir ebenso töricht vor, als wollte man bezweifeln, daß Julius Cäsar gelebt und Ew. Majestät leben;" worauf der Kaiser Wieland auf die Schulter klopfte und „wohl, wohl" sagte. Darauf fuhr er fort: „Die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres als das Christentum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen." Napoleon schien die größte Lust zu haben, noch länger fortzusprechen, allein Wieland ließ deutlich merken, daß ihm das lange Stehen allzu beschwerlich werde, daher er denn freundlichst beurlaubt wurde.

Ob es dem Kaiser mit jener merkwürdigen Frage wirklich Ernst gewesen, oder ob er Wieland, den er oft den deutschen Voltaire hatte nennen hören, nur auf die Probe habe stellen wollen, muß ich unentschieden lassen, doch ist mir das letztere wahrscheinlicher. Deutlich bemerkt aber habe ich, daß ihn Wielands Antwort sehr frappierte und wohlgefiel.

Der Kaiser sprach während des Balles noch einmal mit Goethe und drückte ihm sein lebhaftes Interesse an Veredlung der tragischen Kunst aus. Er wiederholte dabei, daß man das Trauerspiel nicht nur für die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner achten müsse, sondern daß es in gewisser Hinsicht selbst weit über der Geschichte stehe. Erst um 1 Uhr zog er sich vom Ball zurück. Ich hatte einmal während desselben Herrn Talleyrand vermißt und fand ihn zuletzt am Ende einer langen Reihe von offenen Zimmern, die zu dem Schlafzimmer des Kaisers führte. Hier saß er einsam und nachdenkend auf einem Sofa und richtete alsobald den Wunsch an mich, daß ich ihm doch ein Memoire über die Unterredungen des Kaisers mit Goethe und Wie-

land aufsetzen möchte, was ich jedoch abzulehnen suchte. Am andern Morgen (7. Oktober) fand die zweite große Jagd zu Ehren der Monarchen statt und zwar zwischen Apolda und Jena auf dem Plateau des Landgrafenberges, wo man in das ganze Saaltal bei Jena hineinblickt und wo Napoleon in der Nacht vor der Schlacht von Jena biwakiert hatte. Hier war ein Tempel mit Säulen errichtet, mit einer Inschrift im Fronton; vor dem Tempel zwei Altäre. Am Fuße des Berges waren Zelte aufgeschlagen, in deren größtem die Kaiser und Könige, in den übrigen die andern Fürsten frühstückten. Auch an diesem Morgen war das Fest von dem herrlichsten Wetter begünstigt und von einer unzähligen Menge Zuschauer umwogt. Deputationen der Akademie und der Stadt Jena wurden beiden Kaisern vorgestellt und aufs gnädigste empfangen. Napoleon ließ sich insbesondere die traurigen Zustände und Verluste der Stadt Jena bei der Schlacht von Jena schildern und fragte nach allen Einzelnheiten. Dies hatte kurz nachher die Folge, daß Jena eine Entschädigung von 300 000 Francs aus dem kaiserlichen Schatz zuteil wurde; der Geheime Hofrat Stark aber, der sich um die französischen Verwundeten sehr verdient gemacht hatte, sodann der erste Bürgermeister, Kammerrat Vogel, und der französische Geistliche Professor Henri das Kreuz der Ehrenlegion erhielten.

Gegen Mittag, nach beendigter Jagd, ritten beide Kaiser nach Weimar zurück und fuhren von da alsobald wieder nach Erfurt.

Hatte die Aufführung des französischen Trauerspiels la mort de César immerhin etwas seltsam Ominöses gehabt, so mußte es auf diejenigen, die persönlich diesen Abend erlebt hatten, noch lange nachher einen erschütternden Eindruck machen, als sie erfuhren, wie wenig gefehlt hatte, daß diese

Aufführung wirklich zum größten Trauerspiel der neueren Weltgeschichte geworden wäre. Es hatte sich nämlich eine kleine Anzahl verwegener preußischer Offiziere, das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend und vom glühenden Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt, verschworen, den Kaiser Napoleon bei seinem Heraustreten aus dem Theater zu erschießen. Sie hatten die Lokalität aufs genaueste erkundigt, Voranstalten zu ihrer eiligen Flucht nach vollbrachter Tat getroffen und sich zum größten Teil in Weimar unbemerkt versammelt, als noch im letzten Moment einer der Mitverschworenen ausblieb. Sei es, daß dieser Umstand die übrigen abschreckte, oder daß sie Reue empfanden, genug, das Vorhaben unterblieb. Welche Verwirrung, welche Greuel das Gelingen so grausiger Tat unmittelbar und zunächst für Weimar nach sich gezogen hätte, ist kaum zu ermessen.

Am zweiten Tage nach der Rückkunft der beiden Kaiser nach Erfurt, am 10. Oktober 1808, wurde zwischen ihnen ein geheimer Traktat unterzeichnet, der die hochwichtigen Bestimmungen enthielt, daß Frankreich in die Einverleibung der Moldau und Walachei an Rußland willige, Rußland dagegen alle Veränderungen und Einrichtungen, die Napoleon in Spanien getroffen, oder noch treffen werde, anzuerkennen und dem Kaiser Napoleon durchaus beizustehen sich verpflichte, wenn es zwischen ihm und Österreich zum Krieg kommen sollte. Wie schlau und aufmerksam auch der österreichische General, Baron Vincent, war – er hatte die Monarchen mit nach Weimar begleitet und unterhielt, besonders mit Talleyrand, stets das traulichste Vernehmen –, so war der Schleier über diesem Geheimnis doch zu dicht, als daß er etwas davon entdecken konnte.

Ein am 12. Oktober in Erfurt unterzeichnetes kaiserliches

Dekret sprach die Auflösung der großen Armee aus. Nur zwei Armeekorps sollten in Deutschland bleiben, eins unter dem Marschall Davoust als Rheinarmee und eins unter dem Prinzen von Ponte-Corvo, als Armee des Gouvernements der hanseatischen Städte. Davoust sollte seinen Sitz in Erfurt, der Prinz Ponte-Corvo den seinigen in Hamburg haben. Der Vertrag, den Prinz Wilhelm von Preußen schon kurz vorher in Paris über den Abzug der französischen Truppen aus den preußischen Staaten abgeschlossen hatte, wurde jetzt in Erfurt ratifiziert und an der auferlegten Kontribution wurden 30 Millionen erlassen.

Bignon in seiner Geschichte Frankreichs unter Napoleon spricht von einem Aufsatze Napoleons, den er zur Übersicht aller ihm damals disponiblen deutschen Länderstriche und Domänen in Erfurt eigenhändig niedergeschrieben habe und worin die Überlassung von Baireuth und Regensburg an Bayern, von Fulda an Westfalen, von Hanau an den Fürsten Primas, sowie von einigen Enklaven an Württemberg und Darmstadt schon damals bestimmt gewesen, aber noch nichts über die Souveränität von Erfurt, wohl aber, daß die dazugehörigen Pertinenzien, je nachdem sie von weimarischem, gothaischem oder westfälischem Gebiet umschlossen, an diese Staaten fallen sollten.

Mit dem Generalintendanten Daru arbeitete Napoleon aufs eifrigste eine genaue Übersicht aller der Forderungen aus, die ihm noch an Preußen, Sachsen und Westfalen verblieben, sowie der Summen, die der Verkauf oder die Zession der Domänen in den verschiedenen eroberten deutschen Ländern einbringen sollten.

Die unausgesetzte Beschäftigung mit so großen und vielseitigen Gegenständen, die er durchaus alle noch vor seiner Abreise von Erfurt abmachen wollte, drängte die sämtlichen

Reklamationen und Anträge der verschiedenen deutschen Fürsten in den Hintergrund. Zwar kam die Frage, ob der Herzog von Weimar nicht noch persönlich die Verwendung des Kaisers Alexander wegen Blankenhain ansprechen sollte, wiederholt in Anregung, der Herzog hielt es jedoch für würdiger und diskreter, es zu unterlassen, auch um nicht den Schein zu erregen, als habe den weimarischen Festen gewinnsüchtige Absicht zugrunde gelegen. Die einzige Gunst, die sich für Weimar, und zwar durch den Prinzen von Neufchatel, erringen ließ, war die, daß der schon anbefohlene Abmarsch des weimarischen Bundeskontingentes nach dem Lager zu Boulogne auf unbestimmte Zeit verschoben wurde.

Die 300000 Francs, welche der Kaiser der Stadt Jena schenkte, und die kleine Domäne Mohrenthal im Blankenhainischen, die er der Universität Jena überließ, sind kaum hierher zu rechnen. Übrigens blieb die Tagesordnung zu Erfurt vom 9. bis zum 14. Oktober ganz dieselbe wie vorher.

Am 10. Oktober trafen noch der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin Stephanie von Baden ein.

Es gelang mir noch, durch den Minister Maret die Erfüllung eines lebhaften Wunsches der Herzogin von Weimar durchzusetzen, dem nicht geringe Schwierigkeiten entgegenzustehen schienen.

Miß Emily Gore, die seit langen Jahren mit ihrem Vater und ihrer Schwester in Weimar lebte und wegen ihrer geistigen Vorzüge und ihres edlen Charakters von der Herzogin ungemein geschätzt wurde, hegte nach dem Tode von Vater und Schwester das lebhafte Verlangen, sich zu ihrer noch übriggebliebenen Schwester Lady Cowper nach Florenz zu wenden. Bei den strengen Dekreten Napoleons gegen alle in Deutschland lebenden Engländer war es bisher unmöglich gewesen, ihr einen französischen Paß dahin zu verschaffen.

Doch aus besonderer Rücksicht auf die Herzogin bewilligte der Kaiser die ersehnten Pässe. Noch lange nachher, als ich im Jahre 1829 nach Florenz kam, sprach Miß Gore mir ihr dankbares Andenken an Weimar lebhaft aus.

Goethe und Wieland wurden jeder noch einmal zu Napoleon gerufen, während er frühstückte. Auch jetzt wieder behandelte er sie mit Wohlwollen und Auszeichnung; die Unterhaltung beschränkte sich jedoch auf Persönlichkeiten und Lebensverhältnisse beider Männer, ohne das große Interesse darzubieten, welches die früheren Unterredungen hatten.

Der Fürst Primas gab ihnen und dem Prinzen von Benevent ein großes Diner, dem ich beizuwohnen die Ehre hatte und bei welchem insbesondere der Prinz von Benevent sich bemühte, Wieland zu lebhaften Gesprächen zu veranlassen, der jedoch dabei seiner eigentümlichen kaustischen Weise durchaus treu blieb.

Am 13. Oktober schloß sich mit dem Trauerspiel Bajazet die französische Bühne in Erfurt.

Unmittelbar nachher ließ mich der Minister, Staatssekretär Maret zu sich rufen und händigte mir für Goethe und Wieland die ihnen vom Kaiser verliehenen Insignien der Ehrenlegion aus, welche Maret mit zwei überaus schmeichelhaften Schreiben begleitete.

Am Vormittag des letzten Tages gab der Kaiser dem russischen Ambassadeur, Grafen Tolstoi, und dem österreichischen Gesandten, Baron Vincent, feierliche Abschiedsaudienzen, worauf der Kaiser Alexander, von Napoleon auf dem Wege nach Weimar zu Pferde bis zu der Stelle, wo er ihn empfangen hatte, begleitet, unter dem Donner der Kanonen Erfurt verließ und Napoleon unverzüglich die Rückreise nach Paris antrat. Der Kaiser Alexander verweilte noch den 15. Oktober in Weimar. Der Erbgroßherzog von

Baden und seine Gemahlin, die Prinzessin Stephanie, der Erbgroßherzog von Hessen-Darmstadt und viele andere Fürsten waren ihm dahin gefolgt. Auf seinen Wunsch führten Talma und seine Gattin im Schlosse noch einige Szenen aus Othello und Macbeth, nach der Bearbeitung von Ducis, auf, die mit dem lebhaftesten Beifall und mit kaiserlicher Freigebigkeit belohnt wurden. Die Aufführung des Don Carlos im weimarischen Hoftheater und hierauf ein glänzender Hofball, den Kaiser Alexander mit der liebenswürdigen Erbgroßherzogin von Baden eröffnete, schlossen die dreiwöchentliche Reihe dieser merkwürdigen Tage.

Fünfter Abschnitt

1809 bis Oktober 1813

Die Anwesenheit des Marschalls Davoust als Gouverneur zu Erfurt während des ganzen Winters 1808–1809 war für Weimar höchst lästig. Sein Spionierungssystem erstreckte sich auf alle, selbst die kleinsten Vorfälle im Weimarischen. Briefe, die über Erfurt gelaufen waren, trugen sehr oft die Spuren verletzten Postgeheimnisses, besonders solche Briefe, die an den Herzog gerichtet waren. Der Marschall und seine Agenten wußten auf alle Weise auszuspüren, wenn Nachrichten oder Druckschriften nach Weimar gelangten, die dem französischen Interesse nicht zusagten, namentlich wenn sie die Kriegsereignisse in Spanien und die Lage der dortigen Angelegenheiten betrafen. Einst wurden dem Herzog über Frankfurt von unbekannter Hand mehre gegen Frankreich gerichtete Aufrufe und Manifeste zugeschickt. Darüber machte nun Davoust gewaltigen Lärm. Gegen die Autoritäten des Landes benahm er sich im hohen Grade barsch und insolent, ja er drohte zuletzt dem Kanzler der eisenachischen Regierung, von Dammnitz, mit persönlicher Verhaftung, weil er seinen Anträgen auf Auslieferung eines ihm verdächtig gewordenen Individuums sich nicht fügen wollte. Es war gerade im Moment vor Ausbruch des Krieges mit Österreich zu Anfang des Aprils 1809. Der Herzog fühlte sich so erzürnt und beleidigt, daß er mich sofort mit einem energischen Beschwerdeschreiben an den Marschall Davoust abordnete. Dieser hatte aber plötzlich sein Hauptquartier nach Bamberg verlegt, wohin ich ihm nacheilte, ohne ihn weder dort noch in Nürnberg zu treffen. Er sollte nach Regensburg abgegangen sein, allein schon in Neumark erfuhr ich, daß er sich nach Ingolstadt gewendet habe. Das Fortkommen auf

den bodenlosen Wegen dahin war äußerst schwierig. Einzelne Truppenabteilungen, Munitions- und Bagagewagen, Kuriere, Kriegs- und Proviantkommissäre im bunten Gewirre überströmten die Straßen. Zum Glück gelang es mir, einen französischen Offizier, welcher der Armee nacheilte, in meinem Wagen aufzunehmen, der mir die Überkunft nach Ingolstadt erleichterte. Ich traf bei dunkler Nacht ein, und es ist schwer, ein treues Bild der Aufregung und Verwirrung zu geben, die dort herrschte. Der österreichische Feldherr Fürst Schwarzenberg war soeben in München eingezogen und hatte den größten Teil von Bayern besetzt. Der Gasthof, in welchem ich – nicht ein Unterkommen, sondern nur momentane Aufnahme in der Wirtsstube – fand, war von Flüchtlingen aus München und der Gegend umher überfüllt, die von Augenblick zu Augenblick sich noch mehrten. Man sprach ungescheut, selbst in Gegenwart französischer Offiziere von den großen Vorteilen, welche die Österreicher durch ihren schnellen Einfall in Bayern bereits errungen hätten, und wie die Franzosen ganz unfehlbar zu schleunigem Rückzuge genötigt seien. Davoust habe sich links gewendet und es werde mir unmöglich sein, zu ihm zu gelangen, da stündlich ein Zusammenstoß mit den Österreichern zu erwarten sei. Der französische Kommandant, den ich aufsuchte, bestätigte mir dieses und fügte hinzu, daß hochwahrscheinlich am nächsten Morgen die Brücke über die Donau, auf der ich nach Ingolstadt gekommen, gesperrt werden würde. Unter solchen Umständen mußte es mir einleuchten, daß der Moment durchaus ungeeignet sei, meine Beschwerden bei dem Marschall Davoust anzubringen, und daß mir nichts übrig bleibe, als noch in dieser Nacht über die Brücke zurückzureisen. Dies geschah denn auch um 1 Uhr des Morgens, und am späten Abend erreichte ich Ansbach. Ich fand hier den französischen General

Royer, der die Division kommandierte, zu der unser weimarisches Bundeskontingent gehörte. Meine Besprechungen mit ihm bestätigten, daß über die Kriegsvorfälle in Bayern große Besorgnis herrsche. Auf meiner weitern Rückreise begegnete ich zu Würzburg vielen Schiffen, die mit Blessierten und Effekten, die man in Sicherheit bringen wollte, den Main hinabschwammen. Eine Menge Kennzeichen deuteten an, daß die Franzosen sich in einem sehr kritischen Moment befänden, der große Vorsichtsmaßregeln fordere, um auf alle Fälle gefaßt zu sein. Aber noch ehe ich selbst Weimar wieder erreichte, war schon mit Blitzesschnelle die Kunde von dem Siege der Franzosen bei Abensberg eingetroffen, der alles umgestaltete. Rasch folgten sich nun die Schlachten von Eckmühl und Regensburg und wenige Wochen darauf die Einnahme von Wien. Neue Hoffnungen erweckte die für die österreichischen Waffen so glorreiche Schlacht bei Aspern, Hoffnungen, welche leider durch die Tage bei Wagram und Znaym grausam vernichtet wurden. In der Schlacht von Wagram focht der damals erst 17jährige Prinz Bernhard von Weimar an der Spitze eines sächsischen Gardebataillons so tapfer, daß Napoleon ihn eigenhändig mit dem Orden der Ehrenlegion schmückte und am Tage nach der Schlacht ihn mit Berthier zu seiner Tafel einlud. Noch bewahrt man im Schlosse zu Weimar den von Kugeln durchlöcherten Hut auf, welchen er in dieser blutigen Schlacht trug.

Der kurze Feldzug, den der König Jerome von Westfalen um diese Zeit nach Sachsen gegen das österreichische Armeekorps, welches über Dresden vorgedrungen war, unternahm, führte den König selbst und sein Armeekorps nach Weimar. Alle Gesandten in Kassel folgten seinem Hauptquartier, und zwar zu Pferde. Auf solche Weise genoß ich unvermutet die Freude, meinen verehrten Freund, den Grafen Reinhard, da-

maligen französischen Gesandten in Kassel, wiederzusehen. Auch wurde mir die interessante Bekanntschaft des Grafen von Fürstenstein, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des Königreichs Westfalen. Fürstenstein war ein schöner und stattlicher Mann, kaum noch von mittlern Jahren, der den feinsten Anstand mit ungemeiner Freundlichkeit und Behaglichkeit im Umgang verband. Unsern Goethe kennen zu lernen, dem Reinhard ihn zuführte, war ihm von großem Wert. Die Nachricht von dem kurz nach der Schlacht von Wagram geschlossenen Waffenstillstand beendigte rasch diesen ziemlich unblutigen westfälischen Kriegszug, der für den Herzog von Weimar nur den Schmerz zurückließ, einen Prinzen von Hessen-Philippsthal an der Spitze der westfälischen Garde-Lanciers haben sehen zu müssen.

In der Mitte Oktobers wurde ich durch eine Staffette gewaltig überrascht, die mir der General Rapp aus dem kaiserlichen Hauptquartier zu Schönbrunn sandte. Er meldete mir, daß er so glücklich gewesen, den Kaiser von einem Mordanschlag zu retten, den ein junger Mann aus Naumburg, namens Staps, während einer Parade auszuführen im Begriff gewesen. Der Kaiser habe gewünscht, ihn begnadigen zu können; da aber der Fanatismus des Staps so weit gegangen, zu versichern, daß er bei jeder Gelegenheit sein Vorhaben wieder auszuführen streben werde, so sei nichts übrig geblieben, als ihn erschießen zu lassen. Nun aber möchte ich doch möglichst genaue Nachricht über die Familie des Staps und über seinen frühern Lebenswandel einziehen, damit beurteilt werden könne, ob sich etwa auf weitere verbrecherische Verzweigungen schließen lasse. Diese Erkundigungen ergaben jedoch durchaus nichts Verdächtiges, und es war mir sehr lieb, durch meine Mitteilungen an General Rapp zu erwirken, daß gegen die Familie des Unglücklichen

nicht im geringsten weiter eingeschritten wurde. Merkwürdig aber bleibt es, daß Napoleon gegen Rapp den Verdacht geäußert hat, daß Staps wohl von Weimar oder Berlin zu seinem Unternehmen veranlaßt sein möchte, ein Verdacht, den Rapp lebhaft bekämpfte.

Gleich zu Anfang des nächsten Jahres 1810 trat ein ebenso wichtiges, als überraschendes Ereignis ein, die Vermählung des Kaisers Napoleon mit einer Erzherzogin von Österreich. Der Baron Senft von Pilsach, bisher sächsischer Gesandter in Paris, jetzt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Dresden berufen, teilte uns auf seiner Durchreise durch Weimar die näheren Umstände hinsichtlich dieser, politisch so wichtig scheinenden Verbindung mit und zugleich die neuesten Veränderungen, die Napoleon in dem öffentlichen Zustande Deutschlands getroffen hatte, namentlich die Errichtung des Großherzogtums Frankfurt.

Man hätte glauben sollen, daß durch jene enge Verbindung Frankreichs mit Österreich der Kontinentalfrieden auf lange gesichert sei; aber schon sehr bald zeigten sich Spuren wachsenden Mißverständnisses mit Rußland. Die auffallenden Vorschritte Napoleons gegen Oldenburg und die Besetzung der Hansestädte mußten notwendig in Petersburg große Verstimmung hervorbringen. Deutschland empfand immer mehr und mehr den drückenden Übermut der französischen Behörden. Jede Veröffentlichung freimütiger Meinungen wurde aufs schärfste überwacht und, wo es nur irgend geschehen konnte, unterdrückt. Insbesondere richtete sich die argwöhnische Aufmerksamkeit der französischen Agenten und Spione auch auf die deutschen Theater. Die Aufführung eines Stücks, das diesen Auflaurern nur im geringsten anstößig schien, ja oft schon die kleinsten Anspielungen der Bühne auf politische Zustände, führten die widerwärtigsten

Nachforschungen herbei. Unter solchen Umständen wollte Goethe als Chef des Weimarischen Hoftheaters nicht länger die alleinige Verantwortlichkeit für die Aufführungen übernehmen. Er bat den Herzog, mich ihm in der Art zur Seite zu stellen, daß jedes aufzuführende Stück von uns gemeinschaftlich geprüft und jede in politischer Hinsicht bedenkliche Stelle unterdrückt werde. Und so habe ich denn ein paar Jahre lang diese höchst unangenehme Funktion geübt. Bei der Nähe der französischen Behörden zu Erfurt, die oftmals unser Theater besuchten, war möglichste Vorsicht doppelt nötig; es gelang uns jedoch, jeden Anstoß zu vermeiden. Nicht immer so glücklich waren wir in polizeilicher und kameralistischer Hinsicht. Mit dem französischen Intendanten de Vismes wurden wir häufig in die unangenehmsten Streitigkeiten verwickelt. Alte längst schlummernde Prätensionen wurden von ihm wieder hervorgesucht, die erfurtischen und blankenhainischen Archive durchwühlt, um diese oder jene weimarische Hoheits-, Jurisdiktions- oder Jagdgerechtsame anzufechten. Wir waren mit der erfurtischen Administration im immerwährenden Kriegszustand. Durch öftere Reisen nach Erfurt und mündliche Besprechung gelang es mir jedoch in den meisten Fällen, unsern Besitzstand aufrechtzuerhalten und namentlich einst bei einer Konferenz mit den französischen Behörden zu Saalborn eine weit aussehende Irrung gänzlich zu beseitigen.

Zu Anfang des Jahres 1812 wurde uns plötzlich von Paris angekündigt, daß der Kaiser beschlossen habe, bei den herzoglich sächsischen Höfen einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister zu akkreditieren, der in Weimar seinen Sitz habe. Es war unverkennbar, daß Napoleon dabei zunächst die weimarischen Verhältnisse zu dem Petersburger Hof im Auge hatte und bei der immer größern Wahrschein-

lichkeit eines Bruchs mit Rußland einen passenden Mittelpunkt der Beobachtung gründen wollte. Glücklicherweise fiel die Wahl des Kaisers zu diesem Posten auf den Baron von Saint Aignan, einen Schwager des Oberstallmeisters Caulincourt, Herzogs von Vicenza. Da der letztere während seiner Ambassade in Petersburg sich die Gunst und das Vertrauen des Kaisers Alexander erworben hatte, so mochte man wohl den Baron Saint Aignan am geeignetsten halten, um dieser Mission eine günstige und zutrauliche Aufnahme bei dem Weimarischen Hofe zu sichern. Saint Aignan traf zu Anfang Februar in Weimar ein und hielt am 10. Februar 1812, abends 6 Uhr, seine feierliche Auffahrt bei Hofe, auf welche große Cour und Souper folgten. Sein Wagen wurde von einem Fackelzuge begleitet; ich weiß nicht mehr, aus welchen Gründen der Herzog eine so ungewöhnliche Stunde zur Audienz bestimmt und ein so eigentümliches Zeremoniell angeordnet hatte; aber wohl erinnere ich mich, daß, von den Fenstern des Schlosses aus gesehen, der langsam herankommende Fackelzug einen wahrhaft tragischen und ominösen Eindruck machte.

Mitten in der Ungunst der Zeiten, mitten unter den äußerst kritischen Verhältnissen, in denen Weimar zu Napoleon stand, ist es wohl für einen ausgezeichneten Glücksfall zu achten, daß der Kaiser gerade einen solchen Ehrenmann, wie den Baron von Saint Aignan, uns zusandte. Denn dies war er im hohen Grade. Jeder andere französische Diplomat, der minder zartfühlend, minder wohlwollend und diskret gewesen wäre, hätte uns gar leicht Verderben bereiten können, während Saint Aignan – wie die Folge dieser Blätter zeigen wird – sich unsägliche Verdienste um Weimar erwarb und alles aufbot, um den Argwohn und das Mißtrauen des Kaisers zu beschwichtigen. Wo er manches

Unangenehme nicht abzuwenden vermochte, wußte er doch stets durch die Freundlichkeit seiner Mitteilungen es zu mildern. Seine einnehmende Persönlichkeit verband die feinste Sitte mit dem edelsten Anstand. Stets gemessen und achtungsvoll im amtlichen Verkehr, war er im geselligen Kreise durch vielseitige Bildung und anspruchslose Teilnahme wahrhaft liebenswürdig. Während des Krieges mit Rußland, dessen anfängliche Erfolge das Herz der Erbprinzessin-Großfürstin so tief verwunden mußten, wußte sein richtiger Takt alles sorgsam zu vermeiden, was einer russischen Prinzessin die Anwesenheit eines französischen Gesandten peinlich machen konnte; daher er denn auch unter allem Wechsel der Ereignisse stets im Besitz ausgezeichneter Achtung des herzoglichen Hofes blieb, der ihn unausgesetzt aufs zutraulichste behandelte. Herr Talleyrand hatte mir ihn und mich ihm gleich bei seiner Hierherkunft angelegentlich empfohlen, und es entspann sich gar bald ein wahrhaft freundschaftliches Verhältnis zwischen uns. Ich führte ihn bei Goethe ein, der die aufrichtigste Zuneigung für ihn faßte. Da Herr von Saint Aignan ein großer Kunstliebhaber war, so bat ihn Goethe, alle Sonntage vormittags mit mir zu sich, wo er dann Kupferstiche und Handzeichnungen aus seiner reichen Sammlung vorlegte und aufs interessanteste erläuterte. Wie überaus angenehm und lehrreich diese gemütlichen Morgenstunden für uns wurden, läßt sich leicht denken.

In dieser Zeit kantonierte der nachherige Marschall, General Sebastiani mit seiner Division Kavallerie im erfurtischen Gebiete und besuchte oftmals Weimar, wo er sogar nachmals sein Hauptquartier hatte. Unter seinen Befehlen stand auch der brave und liebenswürdige General Berkheim, der einer weimarischen Familie verwandt war. Ich lernte Sebastiani bei Saint Aignan kennen und man konnte wohl

aus seinem Benehmen schließen, daß er einem nahen Ausbruch des Krieges mit Rußland voll Siegeshoffnung entgegensah. Wie bitter wurde ihm diese Hoffnung getäuscht.

Bald nachdem Napoleon den Rückzug aus Moskau angetreten hatte, verbreiteten sich dunkle Gerüchte von den großen Verlusten und dem üblen Zustand seiner Armee. Doch war man weit entfernt, diese in dem Grade zerrüttet zu halten, wie es sich nachher zeigte.

Mehrmalen traf ich bei Saint Aignan mit nach Frankreich eilenden Offizieren zusammen, deren zerstörtes Aussehen und Niedergeschlagenheit wohl erraten ließen, daß sie den Stand ihrer Kriegsangelegenheiten für äußerst schlimm hielten. Aber nichts kann der Überraschung gleichen, als am 15. Dezember von der Post gemeldet wurde, daß der Kaiser Napoleon mit dem Oberstallmeister Caulincourt soeben in einem Schlitten angekommen sei und eiligst weiter wolle. Man konnte diese Meldung kaum für richtig halten, so unglaublich schien sie. Der Herzog sandte sogleich den General und Oberstallmeister von Seebach auf die Post; aber im Moment, als dieser ankam, fuhr auch der Kaiser, dicht in Pelz verhüllt, schon wieder weg. Zwei sächsische Küraffiere standen hinten auf dem Schlitten, der Mameluck Rustan saß vorn. Selbst der Gesandte Saint Aignan konnte den Kaiser erst in Erfurt erreichen und lieh ihm dort seinen Wagen zur weitern Reise.

Nun war also der Schleier plötzlich efallen, der bisher noch die ungeheure Katastrophe verdeckte, welche seit anfangs November über die große Armee und ihren bisher sieggekrönten Kaiser hereingebrochen war. Das 29. Bulletin verkündete sie klar genug dem erstaunten Europa.

Als am 2. April 1813 die Division holländischer und deutscher Truppen des Generals Durutte sich über Jena zu-

rückzog und einen Rasttag daselbst halten wollte, war ihr mutloser Zustand und ihre panische Furcht vor den Kosaken so groß, daß sie, einige dieser Gefürchteten auf der Spitze des nahen Hausbergs zu erblicken glaubend, unverweilt und in ziemlicher Unordnung ihren Rückzug fortsetzten. Es verbreitete sich das Gerücht, daß einige mutwillige Studenten sich verkleidet und diesen Alarm veranlaßt hätten. Auch später habe ich indessen nicht in Erfahrung gebracht, wer die Urheber eigentlich waren. Das weimarische Bundeskontingent hatte zuletzt bei Wilna gestanden und war bei der Auflösung der großen Armee nach Danzig beordert worden, also bei Wiedereröffnung des Feldzugs für den aktiven Dienst des Kaisers so gut wie verloren. Er befahl daher, daß Weimar schleunigst ein neues Kontingent aufstellen solle. Es wurde mit größter Anstrengung zusammengebracht und mußte sich nahe bei Eisenach zu Ruhla zusammenziehen, um dort die Ankunft des französischen Heeres zu erwarten. Aber schon am 13. April wurde es von einer preußischen Streifpartie Husaren und Jäger überfallen und gefangen genommen. Währenddessen war der General Blücher bis Altenburg vorgerückt, und schon schwärmten kleine Abteilungen seiner leichten Reiterei bis an den Thüringer Wald heran. Der französische Gesandte Saint Aignan zog sich daher von Weimar nach Gotha zurück, der Herzog autorisierte mich jedoch, mit ihm noch länger in Briefwechsel zu bleiben. Es schien, daß in den nächsten Tagen ein großer Teil des Blücherschen Armeekorps bei Jena und im Saalgrunde eintreffen würde, während die vom Rhein und Main heranrückenden neu gesammelten französischen Streitkräfte sich bei Erfurt und Weimar vereinigen möchten, wo alsdann der jenaische Landesteil von Weimar ganz abgeschnitten sein würde. Der Herzog sandte mich daher am 8. April 1813 mit unumschränkter

Vollmacht nach Jena, um die Einquartierung und Verpflegung der zu erwartenden Truppen zu leiten. Ich traf zu Jena bereits eine Eskadron Blücherscher Husaren, von dem Major von Blücher kommandiert, die gleich darauf nebst einer Anzahl freiwilliger Jäger zu Pferd nach Weimar vorrückten. Bald erfuhr ich, daß eine Streifpartie Kosaken über Rudolstadt und Arnstadt sich bis Gotha gewagt und dort in der Nacht Baron Saint Aignan überfallen habe. Er rettete sich, kaum halb angekleidet, durch den Garten seiner Wohnung nach Eisenach, während die Kosaken sich seines Sekretärs und seiner Papiere und Effekten bemächtigten. Wider Vermuten trafen größere Abteilungen des Blücherschen Korps weder in Jena noch bei Weimar ein. Am 18. April früh morgens erhielt ich plötzlich Nachricht, daß tags vorher die Avantgarde des Marschalls Ney unter dem General Souham sich bei Erfurt gezeigt habe. Der Major Blücher hielt sich gleichwohl noch sicher genug in Weimar und schickte sich eben an, mit mehreren seiner Offiziere am Hofe zu speisen, als ihm gemeldet wurde, daß französische Truppen in vollem Anmarsche gegen Weimar seien. In größter Eile warf er sich nun ihnen mit seinem ganzen Detachement entgegen. Es kam nahe bei der Stadt und selbst auch in den Straßen von Weimar zu einem heftigen Gefecht; allein da die französische Avantgarde neben einem Regiment badischer Dragoner auch mit Infanterie und Kanonen heranstürmte, so sah sich Blücher bald genötigt, nach Jena zu retirieren, wo er mit vielen Blessierten bei Anbruch der Nacht ankam und jenseits der Saalbrücke biwakierte. Seine Leute wurden auf meine Veranstaltung von Jena aus schnell möglichst verpflegt und verließen uns am andern Morgen in der Richtung nach Altenburg. Von Weimar aus erhielt ich Nachricht, daß General Souham noch am Abend vorher eingezogen sei, doch übrigens

mit den weimarischen Behörden im freundlichsten Verständnis stehe. Als ich aber des Nachmittags eben damit beschäftigt war, die Rechnungen für die nächtliche Verpflegung der Blücherschen Husaren festzustellen und mit der Jenaischen Polizeikommission, die aus dem Hofrat und Professor Schweitzer, nachherigen Staatsminister, und dem Landrat von Lynker bestand, weitere Maßregeln zu beraten, wurde ich plötzlich hinausgerufen, weil ein aus Weimar angekommener Mann mich ohne Zeugen sprechen wolle. Es war mein treuer Bediente Gernhard, der sich auf Nebenwegen hierher geschlichen hatte und mir eröffnete, daß er Weimar vor wenig Stunden in großer Aufregung verlassen habe und daß es sehr schlimm stehen müsse, weil zwei Mitglieder der Landespolizeidirektion, der Geheime Regierungsrat von Voigt und der Kammerherr von Spiegel, auf Befehl des Generals Souham arretiert seien, der auch mich in meiner Wohnung habe aufsuchen, diese mit Wache besetzen und meine Papiere versiegeln lassen. Ja man schwebe selbst wegen der persönlichen Sicherheit des Herzogs in großer Besorgnis. Gewiß würden die Franzosen mich sehr bald in Jena gefangen nehmen, und es sei mir daher gar sehr zu raten, unverzüglich zu entfliehen.

War ich von dieser überraschenden Nachricht wie von einem Blitzstrahl betroffen, so mußte mir doch sogleich beifallen, daß der unglückliche Vorfall in Weimar kaum einen andern Grund haben könne, als daß ein Brief des Herrn von Spiegel oder des Herrn von Voigt an mich aufgefangen worden und, da er vielleicht in der von uns für Notfälle verabredeten Chiffre geschrieben gewesen, dadurch Verdacht erregt habe. Ich konnte jeden Augenblick das Eintreffen französischer Truppen in Jena, um von ihnen arretiert zu werden, erwarten, und es war höchst wahrscheinlich, daß ich alsdann mit meinen beiden

weimarischen Freunden vor ein Kriegsgericht gestellt werden würde, dessen rasches Verfahren in ähnlichen Fällen bekannt genug war. Das Sicherste schien also, nach Altenburg in das Hauptquartier des Generals Blücher zu eilen und von dort aus meine Verteidigung zu führen. Allein in Betracht, daß meine Entfernung als das Anerkenntnis einer Verschuldung ausgelegt werden und die Lage der Dinge in Weimar gar sehr verschlimmern würde, entschied ich mich sogleich, in Jena zu bleiben und die Ereignisse abzuwarten. Der nächste Morgen verging, kein Franzose ließ sich in Jena sehen, und doch kam auch von Weimar nicht die geringste Nachricht. Des Nachmittags aber erschien mein treuer Bediente abermals und verkündete zwar, daß die Herren von Voigt und von Spiegel bereits am Abend vorher nach der Festung Erfurt transportiert worden seien, sagte mir aber zugleich, daß einige meiner Freunde ihn auf dem Bureau der Polizei-Direktion aufgefordert hätten, zu mir zu eilen, damit ich mich möglichst schnell in Weimar einfinden möge, was auch der Herzog sehr wünsche. Dazu war ich augenblicklich entschlossen; allein groß war die Schwierigkeit, wie durchzukommen wäre, da ebensogut preußische, als französische Vorposten auf dem Wege nach Weimar aufgestellt sein konnten und keiner derselben ohne Legitimation mich durchlassen würde. Waren es preußische, so konnte ich mich allenfalls durch mein weimarisches, vom Herzog selbst unterzeichnetes Kommissorium ausweisen; wie aber, wenn es französische wären?

Da fiel mir bei, den französischen katholischen Pfarrer Henri zu Jena, dem Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion verliehen hatte und der ein gewandter Sprecher und mir in mancher Hinsicht verpflichtet war, zu meiner Assistenz mitzunehmen, und so fuhren wir unverzüglich auf gut Glück ab. Mein weimarisches Kommissorium wurde für den Fall, daß

ich auf französische Vorposten stieße, in eine verborgene Stelle des Wagens versteckt. Es war schon dunkel, als wir auf der Höhe bei der Kötschauer Schenke, anderthalb Stunden von Jena, von einem dort postierten Husaren angehalten wurden. Sein blauer Dolman konnte ebensogut für preußische, als für französische Bezeichnung gelten. Er rief „qui vive!“ aber wie erschrak ich, als er auf meine französische Antwort sich sofort als Preuße zu erkennen gab und sich lachend freute, mich angeführt zu sehen und nun arretieren zu können. Doch ich äußerte augenblicklich meine große Freude, statt eines Franzosen einen guten Preußen zu finden, indem ich nur aus Furcht, daß er ein Franzose sei, ihm in derselben Sprache, mit der er mich angeredet, geantwortet habe. Zugleich holte ich eine Flasche Wein aus meinem Wagen heraus und bat ihn, mit mir ein Glas auf des Generals Blücher Gesundheit zu leeren, wobei ich noch mancherlei zur Bestätigung meiner preußischen Gesinnung hinzufügte. So ließ mich denn der gutmütige Husar passieren. Schärfer aber war das Examen, als wir eine Stunde weiter bei Süßenborn auf einen starken französischen Wachtposten stießen. Ich verlangte sogleich, zu dem mir wohlbekannten[1] General Souham gebracht zu werden, und unter Beihilfe des Pfarrers Henri gelang es mir auch, hier ohne weitere Legitimation durchzukommen. In dunkler Nacht zu Weimar angelangt, traf ich den General Souham im Wittums-Palais einquartiert und schon zum Schlafe auf einer Matratze zu ebener Erde ausgestreckt. Souham war ein großer baumstarker Mann, barschen Wesens und gewaltig stotternd. Nachdem ich ihn an mein früheres Zusammensein mit ihm in Bamberg erinnert und die vielfachen Beziehungen, die ich in neuerer Zeit zu Frankreich ge-

[1] Ich hatte nämlich im November 1800 zu Bamberg im Namen der damaligen Reichsritterschaft mit Souham verhandelt.

habt, kürzlich angedeutet hatte, sagte ich ihm, wie ich bloß zur Aufklärung des bei Arretierung meiner Freunde ohne Zweifel obwaltenden Mißverständnisses von Jena herübergekommen sei und mich infolge reinsten Bewußtseins freiwillig vor ihm stelle. Das letztere verfehlte nicht, günstigen Eindruck auf ihn zu machen. Er eröffnete mir ziemlich freundlich, daß seine Vorposten gestern vormittag einen weimarischen Husaren angehalten und bei ihm einen Brief an mich gefunden hätten, in welchem auf verhüllte Weise mir Nachricht von der Stärke seiner Truppen und des Marschall Neyschen Korps hätten gegeben werden sollen. Da nun ohnehin in einem Moment, wo man dem Feinde so nahe gegenüberstehe, jede Korrespondenz über die Vorposten hinaus streng verpönt sei und aus dem Briefe sich auf Verbindungen schließen lasse, die der Sicherheit der französischen Avantgarde Gefahr drohten, so sei es dringende Pflicht gewesen, die beiden Verfasser des Briefes arretieren und auf die Festung nach Erfurt in Sicherheit bringen zu lassen. Es sei nun lediglich Sache des Marschalls Ney, das Weitere zu verfügen.

Ich setzte ihm auseinander, auf wie unschuldige Weise alles zugegangen, wie die Chiffre, in der der Brief geschrieben, bloß deshalb zwischen mir und meinen Freunden verabredet worden, um, wenn durch die Preußen alle Kommunikation zwischen Jena und Weimar gehemmt werden würde, die in administrativer Hinsicht nötigen wechselseitigen Mitteilungen zu erleichtern, und daß ja schon mein freiwilliges Erscheinen bei ihm der sprechendste Beweis sei, wie wenig die Sache auf sich habe.

Souham erwiderte, daß er mir nur raten könne, gleich morgen zu dem Marschall Ney nach Erfurt zu reisen und bei diesem meine Vorstellungen geltend zu machen. Dies geschah denn auch, nachdem ich nur noch vorher die Familien von

Voigt und von Spiegel, welche in verzweiflungsvoller Besorgnis schwebten, sowie meine eigene Familie möglichst zu beruhigen gesucht hatte.

Der Marschall Ney empfing mich in der Statthalterei zu Erfurt (in demselben Zimmer, in welchem ich wenige Tage später eine so merkwürdige Audienz bei Napoleon haben sollte). Er war ein überaus kräftiger, ziemlich starker Mann von mittlerer Größe und dunkelbraunem Haarwuchs. Seine Worte waren kurz und bündig, doch nicht eben unfreundlich. Sein ganzes Wesen verriet unerschütterliche Festigkeit; er erschien mir ganz wie aus Bronze gegossen; allenthalben aus seinem Benehmen leuchtete eine gewisse trotzige Sicherheit und der zuversichtlichste Glaube an Napoleon und sein Siegesglück hervor.

Meine Vorstellungen hörte er ruhig an, versicherte aber, daß die Sache zu wichtig sei, als daß er darin etwas tun könne; der Vorfall sei bereits an den Kaiser berichtet; einzig von diesem hänge alles Weitere ab. „Je ne suis," sagte er, „qu'un atôme devant le grand homme; je suis un fusil chargé, l'empereur commande et le coup part."

Auf meine Bitte, die gefangenen Weimaraner besuchen und in Gegenwart eines französischen Offiziers sprechen zu dürfen, erwiderte er, daß mir nicht verwehrt sei, auf die Festung zu gehen und zu versuchen, ob der Kommandant mir erlauben werde, die Gefangenen zu sehen. Ich eilte sofort dahin; allein der Eintritt in das Gefängnis wurde mir nicht gestattet, jedoch durfte ich mit dem Bedienten des Herrn von Spiegel sprechen. Dieser sagte mir, daß beide Gefangenen leidlich behandelt würden und ihre ganze Hoffnung auf mich setzten, um ihre Unschuld an den Tag zu bringen. Ich ließ ihnen wissen, daß der Marschall Ney mich lediglich an den Kaiser verwiesen habe und daß ich diesem entgegenzureisen im Begriff sei.

Da ich die Wiederanwesenheit des Gesandten, Baron von Saint Aignan in Gotha erfuhr, so machte ich mich auch gleich dahin auf den Weg, um je nach dessen Äußerung von Gotha aus die Genehmigung meines Fürsten zur Weiterreise zu erbitten. Herr von Saint Aignan billigte vollkommen meinen Vorsatz, doch möchte ich abwarten, bis ihm sichere Nachricht über die Ankunft des Kaisers bei der Armee zukommen würde. — Zwei Tage darauf teilte er mir mit, daß der Kaiser ohne Zweifel tags darauf in Fulda eintreffe, und zugleich erhielt ich von Weimar die Autorisation zur Fortsetzung meiner Reise; der Herzog besorgte jedoch, daß der Kaiser wegen meiner Verwicklung in der Voigt-Spiegelschen Sache mich vielleicht gar nicht vor sich lassen möchte, und sandte mir daher den damaligen Kanzler, nachherigen Oberkammerherrn von Wolfskeel zu, damit wenigstens dieser im Auftrag des Herzogs sich Audienz erwirken könne. Wir reisten noch am nämlichen Abend nach Eisenach und von da nach kurzer Ruhe am 25. April ganz früh weiter. Es war ein wunderschöner Sonntagsmorgen, ganz schon wie im Mai, und es mochte ungefähr 8 Uhr sein, als kurz vor der Brücke bei Vacha ein Gendarmerie-Posten uns anhielt, weil die Passage für den Kaiser Napoleon freibleiben müsse, der in wenig Minuten herankommen und hier umspannen lassen werde. Wir sprangen sogleich aus unserem Wagen, in größter Spannung den Kaiser erwartend. Es dauerte nicht lange, so verkündete ein über die Brücke sprengendes westfälisches Reiterdetachement seine Ankunft. Napoleon saß mit Berthier in dem ersten Wagen, Caulincourt und Duroc in dem zweiten. Baron Saint Aignan hatte mir einige empfehlende Zeilen an seinen Schwager Caulincourt mitgegeben, die ich sogleich überreichte, aber von ihm hörte, daß der Kaiser soeben im Wagen schlafe und die gewünschte Audienz uns erst zu Erfurt

erteilen könne, wir möchten nur eilen, dahin nachzukommen. Dies war aber bei der Schnelligkeit, mit der der Kaiser reiste, fürwahr keine leichte Sache; inzwischen trafen wir doch noch in Gotha in demselben Moment ein, als er eben wieder abfuhr. Eine Menge Volks und tausendstimmiger Jubelruf umwogte seinen Wagen; denn infolge eines Fußfalls der Hofrätin Becker hatte der Kaiser ihren Mann soeben begnadigt, der wegen politischen Verdachts schon einige Jahre in Magdeburg gefangen saß. Mir schien dieser Zufall von günstiger Vorbedeutung. Auf dem Wege nach Erfurt mußten wir die ganze Kolonne französischer Garden passieren, was uns so sehr aufhielt, daß wir erst in dunkler Nacht zu Erfurt eintrafen. Das weimarische Geleitshaus, in welchem wir abstiegen, war von Offizieren und Soldaten überfüllt; kaum fanden wir noch in einem Billardzimmer mühseliges Unterkommen. Am andern Morgen – 26. April – versprachen mir zwar Caulincourt und Duroc, uns möglichst baldige Audienz zu verschaffen; es währte aber doch bis 2 Uhr nachmittags, ehe wir dazu berufen wurden. Ich hatte also Zeit genug, nochmals zu überdenken, welche Beschwerden gegen Weimar Napoleon etwa führen und nach seiner eigentümlichen Weise bei der Audienz zur Sprache bringen könnte. Zuerst ohne Zweifel die vor wenig Tagen zu Ruhla durch ein kleines Detachement preußischer Husaren bewirkte Gefangennehmung unseres Bataillons. Die heftigen Ausfälle Napoleons gegen mich über den Herzog im Jahre 1806 zu Berlin lagen mir noch in treuem Gedächtnis, und wie er nur widerwillig, hauptsächlich bloß in Rücksicht auf die Herzogin, in die Aufnahme des Herzogs in den Rheinbund gewilligt. Der Herzog hatte augenscheinlich vermieden, damals zeitig nach Berlin, später nach Posen oder Warschau – wie der Kaiser gewünscht – zu kommen. Der Herzog hatte ferner seine treue Anhäng-

lichkeit an das königlich preußische Haus und dessen Interessen nie verleugnet und den edlen Mut gehabt, zweien seiner früheren preußischen Waffengefährten[1] ansehnliche Stellen in seinen Diensten zu verleihen, andere fortwährend bedeutend unterstützt. Freimütige Äußerungen des Herzogs, mündliche und briefliche, mochten wohl nicht selten dem Kaiser kund geworden sein, die, je treffender sie waren, nur noch mehr verwunden mußten. Einen so ungebeugten Sinn, eine so hochherzige, uneigennützige Verachtung jeder Anbequemung an Grundsätze und Absichten, die auf Deutschlands Erniedrigung hinzielten, hatte der Kaiser noch nie gefunden, mußte sie, aus seinem Standpunkte, unverzeihlich finden. Hatte er doch bei dem Mordanschlag zu Schönbrunn alsobald geargwohnt, daß auf Staps von Weimar oder Berlin eingewirkt sein möchte! Dazu die neuesten Vorfälle in Jena und Weimar – alles dieses mußte mir wohl gerechte Besorgnis einflößen und für das Ergebnis der vorstehenden Audienz mehr fürchten, als hoffen lassen.

Nie werde ich den Moment vergessen, als die Flügeltüren jenes großen mit einem Erker versehenen Zimmers der Statthalterei sich öffneten und nun der Kaiser Napoleon in seiner Chasseur-Uniform langsamen Schrittes auf mich zukam und, ganz ruhig, aber mit zusammengezogenen Augenbrauen verbissenen Unwillens, mich mit der lakonischen Frage ansprach: „Où est votre contingent?“

Ich hatte diese unheilschwere Frage kaum durch eine kurze Darlegung der besonderen Umstände, unter welchen dieses Kontingent vor wenig Tagen von den Preußen überrumpelt und gefangengenommen worden war, beantwortet, als der bis dahin zurückgehaltene Zorn des Kaisers losbrach

---

[1] Die nachmaligen Generäle von Müffling und von Ende.

und wie ein Strom, der seinen Damm zerreißt, über mich hereinstürzte. „Wie, Ihr bildet Euch ein, ein ganzes Bataillon lasse sich ohne Schwertstreich von einer Handvoll Husaren gefangennehmen? Wie, Ihr wollt mir glauben machen, ein solcher Skandal lasse sich ohne vorherige verräterische Verabredung denken? Ich weiß gar zu wohl, daß Euer Herzog mein abgesagter Feind ist und nie aufgehört hat, mit allen meinen Feinden zusammenzuhängen. Hat er nicht preußische Offiziere in seinen Diensten und in seinem Solde? Hat er nicht fortwährend mit der Kaiserin von Österreich, meiner Schwiegermutter, korrespondiert, die von Wien aus giftige Netze für mich spinnt? Aber fürwahr, man betrügt mich nicht so leicht! Ich habe sie alle gelesen, diese Briefe; die Kunst, zu entziffern und unmerkbar Briefe zu öffnen, ist unglaublich weit gediehen! Euer Herzog ist der unruhigste Fürst in ganz Europa (votre prince est le plus remuant de toute l'Europe). Und Euer Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden Eurer Jenaischen Professoren, der revolutionäre Samen, den sie überall unter die Jugend ausstreuen! Sind nicht die Vorposten des Generals Durutte zu Jena durch als Kosaken verkleidete Studenten alarmiert worden? —"

Alles was ich gegen diesen Strom von Beschuldigungen aufbringen konnte und mit möglichster Unerschrockenheit aufbrachte, als der Kaiser einen Augenblick schwieg, schien keinen Eindruck zu machen.

„Ich muß", fuhr der Kaiser fort, „ein abschreckendes Beispiel von Bestrafung geben; noch diesen Abend wird das 5. Armeekorps in Jena einziehen; dort auf meinem Schreibtisch liegt die Ordre an den General Bertrand, die Stadt niederzubrennen; ich bin eben im Begriff, sie zu unterzeichnen."

Man kann denken, welchen erschütternden Eindruck diese Worte auf mich und Herrn von Wolfskeel machen mußten

Mit verdoppelter Lebhaftigkeit stellte ich das grausame Unrecht dar, welches durch die Ausführung dieses Beschlusses an so viel hundert Unschuldigen begangen würde. Ich stellte vor, wie großes Unglück Jena schon durch die Schlacht am 14. Oktober 1806 erlitten, so daß der Kaiser selbst zu einiger Entschädigung dafür sich bewogen gesehen habe, und daß er den unsterblichen Ruhm, den diese Schlacht ihm gebracht, jetzt durch so grausame Tat für immer in den Augen der Nachwelt beflecken würde. Ich beteuerte, daß wir nichts von einem Tugendbunde wüßten und ebensowenig von aufrührerischen Reden der Professoren, und stellte die Beteiligung der Studenten bei dem auf ein bloßes Gerücht hin angenommenen Vorfall mit dem General Durutte in Abrede.

Hierauf sprang der Kaiser an die Tür und rief seinen im Vorzimmer befindlichen Gesandten Saint Aignan herein. Mit Heftigkeit auf ihn zustürzend, rief er ihm zu: „Est-il vrai ou non que les avantpostes du général Durutte ont été alarmés par les étudiants de Jena?“

Saint Aignan geriet in große Verlegenheit und suchte ausweichend zu antworten; die Ungeduld des Kaisers ließ aber nicht zu, ihn anzuhören, sondern, die geballte Faust ihm vor das Gesicht haltend, wiederholte er mit gesteigerter Heftigkeit: „Oui ou non? Oui ou non?“

Saint Aignan, wohl ahnend, welches furchtbare Gewicht seine Antwort in die Wagschale legen würde, hatte den edeln Mut, zu erwidern: „Sire, ce qui est bien vrai c'est que je n'en ai reçu aucun rapport,“ und alsobald stürzte ich auf Napoleon mit den Worten zu: „Votre Majesté voit donc, que sa réligion a été trompée,“ und was ich noch sonst zur Unterstützung dieser Behauptung hinzufügte. Der Kaiser schien sich einen Augenblick zu besinnen und sagte dann: „Eh bien, ce ne seront donc que les maisons des professeurs qui

doivent être brulées.“ Endlich aber gelang es mir durch die einleuchtende Vorstellung, daß dies unmöglich, ohne die Stadt selbst zu zerstören, ausführbar sei, ihn auch davon abzubringen. Er zerriß die Ordre an den General Bertrand und fuhr dann ruhiger wieder fort:

„Mais qu'on fasse une bonne et bien sevère leçon à ces Messieurs de Jena, afin qu'ils se mettent bien dans l'esprit que d'un clin d'oeil je peux détruire pour jamais toute l'université. – Et en effet que veulent donc tous ces idéologues, tous ces radoteurs? Il veulent la révolution en Allemagne, ils veulent s'affranchir de tous les liens qui les attachent à la France. Savez-vous, vous autres Allemands, ce que c'est qu'une révolution? Vous ne le savez pas; mais moi, je le sais. J'ai vu ces torrents de sang inonder la France, j'y ai surnagé, et je ne veux pas souffrir que ces terribles scènes se renouvellent en Allemagne. Mais certainement, Messieurs, vous aurez la révolution, si je n'y mets pas bon ordre. La Prusse a joué de perfidie avec moi; il lui en coûtera cher. J'ai été beaucoup trop généreux envers elle, j'ai remis le roi sur son trône, et voilà qu'il me paye d'ingratitude.“

Bis hierher hatte ich noch kein Wort über die Arretierung der Herren von Voigt und von Spiegel anbringen können und auffallenderweise hatte auch Napoleon diesen Gegenstand noch nicht berührt. Jetzt, wo der Fluß seiner Rede zu stocken schien, setzte ich in möglichster Kürze die wahre Bewandtnis der Sache und die Unschuld meiner Freunde auseinander. Napoleon hörte sehr gelassen zu und sagte dann ganz trocken: „La chose est fort simple, ils se sont avisés de correspondre en présence de l'ennemi au delà des avantpostes, donc ils doivent être fusillés.“

Ich bot noch einmal alles auf, um die Unschuld meiner Freunde darzutun. „Nun,“ sagte ich zum Schlusse, „wenn

sie schuldig sind, so bin auch ich es ebensogut, denn an mich ist ja der Brief geschrieben, der so großen Verdacht erregt! Warum aber arretiert man nicht auch mich?"

„Je ne veux rien de Vous," versetzte der Kaiser, „je Vous connais depuis longtemps, depuis Berlin, Posen et Erfourt."

„Auch Herrn von Spiegel kennen Ew. Majestät," erwiderte ich. „Als Sie in den Tagen von Erfurt Weimar mit Ihrem Besuche beehrten, genoß er als Kammerherr das Glück, den Dienst bei Ihnen zu tun und damals Beweise gnädigster Zufriedenheit von Ew. Majestät zu empfangen."

Das Wort „Kammerherr" mochte ihm auffallen. Ebenso trocken, wie vorher, sagte er: „Ah, monsieur, je ne vois pas du tout, pourquoi un chambellan ne pourrait pas être pendu!"

Dieser furchtbare Lakonismus reizte mich grenzenlos auf. Herr von Wolfskeel, aufs tiefste erschüttert, brach in Tränen aus, während ich, in der Verzweiflung alles aufs Spiel setzend, ungestüm auf Napoleon eindrang, der, wie bei der gleichgültigsten Sache, mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und abging. „Nein, Sire," rief ich leidenschaftlich aus, „Sie können, Sie werden solche Greueltat niemals vollführen, Sie können es nicht! Sie werden nicht den Glanz Ihres Ruhms auf immer verdunkeln und unschuldig Blut kalt vergießen!"

Napoleon, frappiert von meiner Heftigkeit, trat einen Schritt zurück und legte die Hand an den Degen, und in demselben Augenblick fühlte ich mich von Saint Aignan am Rockschoß gepackt und zurückgezogen. Er gestand mir nachmals, daß er das äußerste für mich gefürchtet habe und kaum begreife, wie der Kaiser meinen Ungestüm habe verzeihen können.

Nach dieser heftigen Explosion trat eine kleine Pause ein. „Vous êtes bien téméraire," sagte der Kaiser, „mais je vois que Vous êtes un fidèle ami; finissons, je vais charger Ber-

thier d'examiner cette affaire; voyons, quel sera le résultat de cette enquête."

Diese Worte hauchten mir neues Leben ein; denn ich wußte, daß Berthier gerecht und dem Herzog, von Erfurt her, freundlich zugetan war. Der Kaiser ging an seinen Schreibtisch und entließ uns ohne ein Wort weiter. – Ich flog zu Berthier, der ebenfalls in der Statthalterei wohnte, und hinterbrachte ihm die letzten Worte des Kaisers.

„Seien Sie ruhig," sagte dieser, „nun einmal der Kaiser die Sache in meine Hände gelegt hat, haben Sie nichts mehr zu befürchten; aber sagen Sie dem Herzog, daß er unverzüglich hierhereile und dem Kaiser aufwarte."

Als wir die Treppe hinabkamen, fanden wir eine Menge Volks versammelt, die das ungemein laute Sprechen während meiner Szene mit dem Kaiser herbeigezogen hatte. Wir eilten so rasch als möglich nach Weimar zurück, noch ganz betäubt von den Eindrücken der letzten Stunde, die uns wie ein böser Traum vorkam. Es war schon ganz dunkel, als wir am Schlosse zu Weimar anlangten. Wir fanden die Herzogin bei dem Herzog; beide in gespanntester Erwartung. Ich erzählte treulich das Vorgefallene und bat dringend, daß der Herzog, obgleich es inzwischen Nacht geworden, sogleich nach Erfurt abreisen möge. Mehre der hinzugekommenen Personen machten auf die Gefahr aufmerksam, welcher der Herzog sich aussetze, in so später Stunde unbeschützt durch die in Marsch begriffenen französischen Truppen zu reisen. Auch werde er gewiß den Kaiser heute nicht mehr sprechen können.

Allein der Herzog war augenblicklich entschlossen, und die Herzogin billigte diesen Entschluß gar sehr. So fuhr er denn, auf seiner gewohnten offnen und nur zweispännigen Droschke gegen 9 Uhr abends, bloß von dem General von Seebach begleitet, nach Erfurt ab; ein einziger Husar ritt

mit der Fackel voraus. Ich vertraute den guten Sternen meines teuren Fürsten, doch konnte ich mich einer großen Beklommenheit nicht erwehren und eilte, die Familien der gefangenen Freunde vorläufig zu beruhigen. Am andern Morgen lief die Audienz des Herzogs bei Napoleon weit glücklicher ab, als zu vermuten gewesen war. Napoleon zeigte sich ganz freundlich und versprach sogar, gegen Mittag bei seiner Durchreise durch Weimar der Herzogin einen Besuch abzustatten; im Bezug auf die Voigt-Spiegelsche Angelegenheit ließ er sich jedoch nicht näher heraus, sondern sagte bloß: „Nous verrons ce qu'il y aura à faire."

Bei seiner Ankunft im Schlosse zu Weimar war ich unter den Empfangenden. Er begab sich sogleich mit dem Herzog und der Herzogin in ein besonderes Zimmer und sprach sehr wohlgelaunt über den beginnenden Feldzug und die jetzigen politischen Umstände. „Sie haben", sagte er zu dem Herzog, „diesen Morgen bei Ihrer Rückkehr von Erfurt meine Armee gesehen und haben leicht urteilen können, daß sie weit über 100 000 Mann stark ist, ohne die einzelnen Korps, die noch seitwärts marschieren. Schreiben Sie alles, was Sie gesehen, unverweilt dem König von Sachsen nach Prag. Er soll, lasse ich ihm raten, sich alsbald von Prag losmachen und nach Dresden zurückkehren, was der Kaiser von Rußland und der König von Preußen schon in diesem Augenblick verlassen haben oder doch in wenig Tagen verlassen werden. Außerdem würde es mir leid tun, seine Staaten als feindliche behandeln zu müssen."

Hierauf ergriff die Herzogin das Wort, die Freisprechung unserer beiden Gefangenen in Erfurt zu erbitten. „Je le veux bien et je suis fort charmé de pouvoir faire une chose qui Vous soit agréable, Madame!"

Sogleich rief er Berthier herbei und befahl ihm, den

Befehl zu geben, daß die Loslassung noch heute erfolge. — Die Akademie Jena hatte, von Weimar aus in der Nacht von der üblen Stimmung des Kaisers gegen sie unterrichtet, eine Deputation an ihn abgesendet, die jetzt erschien. Napoleon machte ihr bittere Vorwürfe über das bisherige Benehmen der Akademie und fügte die ernstlichsten Vermahnungen hinzu.

Zu unbedeutenden Gegenständen ganz munter übergehend, fragte er die Herzogin, ob sie die Memoiren der Prinzessin von Wallis gelesen, mit denen er sich unterwegs amüsiert habe? Als die Herzogin es verneinte, ließ er dieses Buch durch Caulincourt aus seiner Wagentasche holen und bat die Herzogin, es zum Andenken zu behalten.

Hierauf bestieg er sein Pferd und ritt, von dem Herzoge begleitet, nach Eckardtsberga, um daselbst für die Nacht sein Hauptquartier zu machen. Er war unterwegs sehr aufgeräumt, ja dazwischen ganz scherzhaft und sang zu wiederholten Malen: „Marlborough s'en va-t-en guerre". Unter andern kam er auch auf die Reformation durch Luther zu sprechen und sagte: „Karl V. würde klug getan haben, sich an die Spitze derselben zu stellen. Nach der damaligen Stimmung der Gemüter würde es ihm leicht geworden sein, dadurch zur unumschränkten Herrschaft über ganz Deutschland zu gelangen."

In Eckardtsberga angelangt, speiste er mit dem Herzog und Berthier, entließ dann den erstern und gab ihm einen Rittmeister und 25 Dragoner zur Eskorte mit.

Gleich am andern Morgen sandte der Herzog infolge des Auftrags, den ihm der Kaiser an den König von Sachsen gegeben hatte, einen Kurier an denselben nach Prag. Sein Schreiben an den König enthielt lediglich die Worte, welche der Kaiser ausgesprochen hatte, und er hütete sich wohl, irgend etwas beizufügen, was für ein eigenes Urteil oder für

einen Rat hätte angesehen werden können. Das Schreiben des Herzogs machte gewaltigen Eindruck auf den König, und die Königin sowohl als der Graf Marcolini drangen lebhaft in ihn, baldmöglichst nach Dresden zurückzukehren. Dies hieß aber allen mit Österreich getroffenen Verabredungen geradezu zuwiderhandeln und sich freiwillig in eine Lage begeben, deren Gefahren und weit aussehende Folgen gar nicht berechnet werden konnten.

Der Minister, Graf Senft von Pilsach, der alle Verhandlungen mit dem österreichischen Hofe geleitet hatte, die dahin hinausliefen, daß der König die Ereignisse in Prag ruhig abwarten und dagegen versichert sein sollte, daß Österreich unter allen Umständen das Interesse des Königs wie sein eigenes ansehen, wahren und schützen werde, hielt sich verpflichtet, dem König die lebhaftesten Vorstellungen zu machen und namentlich hervorzuheben, daß die Rückkehr des Königs nach Dresden keineswegs die Leiden und Notstände abwenden oder auch nur mindern würde, welche für Sachsen nun einmal unter den jetzigen Umständen unvermeidlich wären, und daß vielmehr der Abfall von Österreich, je nach dem Gang der Kriegsereignisse, für die ganze königliche Familie von unübersehbar traurigen Folgen sein könnte.

Als aber alle Vorstellungen fruchtlos waren und die Kunde von den für Napoleon günstigen Schlachten von Lützen und Bautzen ein neues mächtiges Gewicht in die Wagschale legte, und der König seinen entschiedenen Willen, nach Dresden zurückzukehren, aussprach, so hielt es Graf Senft für unverträglich mit seiner Ehre, sein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beizubehalten. Vergebens wurde ihm ein anderes Ministerium, je nach seiner Wahl, angeboten. Graf Senft beharrte bei seinem Entschluß und zog sich zurück.

Unterdessen hatten die Durchmärsche französischer Trup-

penkolonnen durch das weimarische Land fortgedauert. Ich wurde daher wieder nach Jena gesendet, um in dem dortigen Landesteil alle nötigen Anordnungen für die Verpflegung der Truppen und für möglichste Aufrechterhaltung der Ordnung zu treffen. Zu meiner persönlichen Sicherheit gab mir der Herzog eine von ihm ausgestellte offene Urkunde mit, worin er erklärte, daß er alles, was von mir geschehen und noch geschehen werde, billige und mich in dieser Hinsicht allenthalben vertreten wolle. Dies wurde um deswillen für nötig gehalten, damit ich auch für den Fall, daß das Kriegsglück sich wende, nicht in Gefahr und verdrießliche Verlegenheit käme.

Ich fand zu Jena den Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, mit seinem Generalstab, der jedoch sehr bald weiter vorrückte. Nun folgten von Tag zu Tag bald kleinere, bald größere Truppenabteilungen nach. Die Aufbringung der großen Zahl Pferde, die zur Fortschaffung der Artillerie und Munition, sowie der übrigen Armeebedürfnisse nötig war, machte zwar sehr oft große Schwierigkeiten, doch gelang es, sie zu überwinden und jeder Unordnung, sowie Mißhandlung der Einwohner vorzubeugen. Die Hauptlast der Einquartierung lag auf der Stadt Jena. Von Weimar aus konnten die Gelder zur tarifmäßigen Bezahlung der Einquartierungsbilletts nicht so geschwind erfolgen, als das Bedürfnis der ärmern Klasse der Einwohner nötig machte. Ich autorisierte daher den Stadtrat, auf seinen eigenen Kredit Kapitalien aufzunehmen, die späterhin aus der Landeskasse ersetzt wurden. Auf solche Weise gelang es, dem augenblicklichen Notstand jedesmal abzuhelfen und insbesondere auch die Mittel zum Ankauf der benötigten Fouragen zu gewinnen. Nun begannen aber bald nach der Schlacht von Lützen preußische berittene Streifpartien, namentlich vom Lützowschen Freikorps, sich von Altenburg her in das Saaltal und in die

Gegend von Neustadt an der Orla zu werfen, die bis nahe an Jena streiften und die französische Militärstraße von Jena nach Altenburg gewaltig unsicher machten. Fast täglich erhielt ich Meldungen von überfallenen französischen Wagen und einzelnen französischen Detachements. Das von Wäldern und Schluchten durchschnittene Terrain, um die kleinen Städte Roda und Kahla herum, begünstigte solche waghalsige Unternehmungen dieser kühnen Reiterscharen. Sie erschienen unvermutet bald an diesem, bald an jenem Orte und verschwanden wieder fast spurlos ebenso schnell, als sie hereingebrochen waren. Es fehlte durchaus den Franzosen an einer mobilen Kolonne, welche die Militärstraße nach Altenburg gegen sie sichern und jenen preußischen Streifpartien nachdrücklich hätte begegnen können. Der französische Gesandte zu Weimar war über diesen Übelstand, der von Tag zu Tag dem Rücken der französischen Armee immer bedrohlicher wurde und ihre Zufuhren abschnitt, fast in Verzweiflung und verlangte von mir aufs nachdrücklichste, daß ich einen Landsturm aufbieten und die Wälder und Schluchten, die zum Versteck der feindlichen Reiter dienten, unausgesetzt durchstreifen lassen sollte. Es kostete mir viele Mühe, ihn von der Unzulänglichkeit unserer Mittel hiezu zu überzeugen und den Verdacht abzuwehren, daß die preußischen Streifpartien vom weimarischen Gebiet aus begünstigt würden. Zahllos aber waren die Verlegenheiten, die zu Jena von Tag zu Tag durch den unaufhörlichen Wechsel der militärischen Stellungen und Bewegungen eintraten.

Derselbe Ort, in welchem heute eine Abteilung Franzosen einquartiert werden mußte, wurde oft, kaum nachdem diese abmarschiert waren, von einem Trupp des preußischen Freikorps überfallen und alle Verbindung mit jenen abgeschnitten. Wenn ich des Nachmittags bei anscheinend größter

Ruhe nach Drackendorf (1 1/2 Stunde vor Jena) zu einem Besuche bei der mir befreundeten Familie von Ziegesar geritten war und die dahinführende Brücke über die Saale ganz unbesetzt fand, so begegnete es mir oftmals, daß ich beim Heimritte dieselbe Brücke von einigen preußischen Husaren eingenommen antraf, die mir die Passage verweigerten, so daß ich genötigt war, einen sehr bedeutenden Umweg zu machen, um nur Jena wiederzugewinnen. Ein Depot spanischer Kavallerie wurde mit einem Divisions- und Brigade-General nach Jena gelegt, deren Unterbringung und Verpflegung vielfache Sorge machte. Da die Studentenschaft und die Mehrzahl der Professoren sehr preußisch gesinnt waren, so fehlte es nicht an unangenehmen Reibungen mit den durchmarschierenden Franzosen, und es wurde mir oft sehr schwer, solche zu beseitigen und die Verdächtigungen zu widerlegen, die gegen einzelne Akademiker vorgebracht wurden. Aber schmerzlicher als alles dieses wurde mir in diesen Tagen der Tod meines inniggeliebten Freundes und Kollegen, des Geheimen Regierungsrats von Voigt. Als seine Entlassung aus der Festungshaft erfolgte, war er durch die erfahrene gewaltige Gemütserschütterung und durch die Einflüsse seines Kerkers, in welchem sich kurze Zeit vorher ein Nervenfieberkranker befunden hatte, bereits so krankhaft ergriffen, daß er wenig Tage darauf in ein Nervenfieber verfiel, welches gar bald seinen Tod herbeiführte. Hatten die geistigen Vorzüge Voigts, die edlen Gesinnungen und seine gesellige Liebenswürdigkeit mich längst an ihn angeschlossen, so teilte ich nun, wo eben erst die gleiche Gefahr uns bedroht hatte, nur um so lebhafter den tiefen Schmerz seiner ehrwürdigen Eltern, die in dem geliebten Sohn die Stütze ihres Alters und alles, was das Leben ihnen noch lieb und wert machen konnte, verloren.

Endlich trat im Juni der Waffenstillstand ein und machte bald darauf meine Rückkehr nach Weimar tunlich. Zu Ende August hatten wir den unglücklichen Ausgang des Angriffs zu vernehmen, den die Alliierten von Böhmen aus gegen Dresden unternommen hatten, und bald darauf wurden viele tausend gefangene Österreicher durch Weimar gebracht. Das wechselnde Kriegsglück erhielt uns bis Mitte Oktobers fortwährend in großer Spannung; von Tag zu Tag konnte man eine entscheidende große Schlacht in der Umgegend von Leipzig erwarten. Vom 16. Oktober an bis zum 19. schlug von ferne her fortwährend dumpfer Kanonendonner an unsere Ohren, ohne daß wir den Ausgang der Schlacht erfuhren. Da erschienen plötzlich in der Nacht vom 19. Oktober mehrere hundert Kosaken in Weimar, deren Anführer unverzüglich aufs Schloß zu dem Herzog gebracht zu werden verlangte. Als der Herzog geweckt wurde, gab sich dieser Anführer als der russische Obrist von Geismar zu erkennen, verkündete den siegreichen Ausgang der Schlacht von Leipzig und eröffnete dem Herzog, daß er von dem Kaiser Alexander abgeschickt sei, die herzogliche Familie zu beschützen und in Sicherheit zu bringen, wenn ihr, wie hoch wahrscheinlich, bei dem Rückzug der französischen Armee Gefahr drohen sollte. Der Herzog, sehr überrascht durch diese Eröffnung, konnte sich anfangs des Mißtrauens nicht erwehren, daß der Erscheinung und dem Ansinnen des durch kein schriftliches Dokument legitimierten Offiziers ein französischer Anschlag zugrunde liegen könnte, den Herzog durch einen Gewaltstreich schnell von Weimar wegzuführen. Allein als Herr von Geismar sich zu seiner Legitimation auf den Kammerherrn von Spiegel bezog, der aus Westfalen sein Landsmann und Jugendfreund sei, und dieser, unverzüglich herbeigeholt, alles bestätigte, schwand sogleich jeder Argwohn und an die Stelle desselben

trat die lebhafteste Freude über die Siegesnachricht und die erhabene Fürsorge des Kaisers Alexander. Der Herzog beschloß, sich vorerst nicht von Weimar zu entfernen, bis er durch Geismars nach allen Seiten auszusendende Patrouillen über Annäherung feindlicher Korps nähere Nachricht haben würde. Die Kosaken, welche Geismar bei sich hatte, ein ganzer Pulk von 7—800 Mann, biwakierten auf dem Markte, und ihre unbeschreibliche Rührigkeit und Wachsamkeit schien ihre Zahl in jedem Augenblicke zu verdoppeln.

Obrist von Geismar unternahm mit kleineren Detachements mehrere Streifzüge um Weimar herum, bei denen er auf verschiedene feindliche Posten stieß, die er teils vernichtete, teils verjagte, ohne noch sichere Auskunft über die Retirade der französischen Armee und ihre Stellung erlangen zu können.

Endlich am 21. Oktober sah man gegen Mittag eine starke feindliche Kolonne über den Ettersberg herab in der Richtung gegen Weimar ziehen. Obrist von Geismar sprengte ihr sofort mit seinen Kosaken entgegen und verteilte diese so geschickt in mehrere Haufen an beide Ufer der Ilm, daß die Franzosen auf weit größere Massen zu stoßen glauben mußten. Es war der französische General Lefebvre-Desnouettes, der die Kolonne befehligte, die einen Teil von Napoleons Arrieregarde bildete. Er hatte von Eckardtsberga her die Militärstraße über Buttelstedt nach Erfurt zu eingeschlagen, war aber von Buttelstedt aus links ab gegen Weimar marschiert, wo er ein stärkeres Korps aufgestellt wähnte, um den französischen Rückzug gegen Erfurt zu beunruhigen. In dieser Voraussetzung ließ er Kanonen auffahren und gegen die östliche hinter Weimar belegene Anhöhe (die sogenannte Altenburg) richten, auf welcher er den Feind aufgestellt glaubte. Eine Anzahl französischer Füsiliere und Jäger zu Pferde

drang bis in die Vorstädte von Weimar, in die auch einige Haubitzen geworfen wurden. In diesem Moment der höchsten Gefahr erschienen zu unserer Rettung drei Reiterscharen der alliierten Armee. Es waren mehrere Pulks Kosaken unter dem Hetman Platow, dann eine Legion preußische freiwillige Jäger zu Pferd unter dem General Thielemann und eine Abteilung österreichischer Dragoner unter dem General Bubna. Diese Truppen, von einer Batterie reitender Artillerie begleitet und von der Eckardtsberger Chaussee in vollem Trab heraneilend, richteten sofort ein lebhaftes Feuer auf die herangedrungenen Franzosen und hieben auf dieselben von allen Seiten her mit solchem Ungestüm ein, daß sie alsbald auseinandergesprengt und zur schleunigsten Flucht gezwungen wurden. Als die siegenden Reiter sich vor der Stadt aufgestellt hatten, empfingen die Bewohner sie mit dem lautesten Jubel. Noch entsinne ich mich lebhaft, welchen begeisternden Eindruck die preußischen freiwilligen Jäger auf uns machten, die geschmückt mit frischen grünen Zweigen, voll Jugendfrische und Siegeslust heranzogen und uns mit den mutigsten und heitersten Kriegsliedern begrüßten.

Wenige Tage darauf ward bei Hofe der Kaiser Alexander von Rußland mit großem Gefolge angekündigt und alles zu einem großen Mittagsmahle vorbereitet. Auch ich war unter den Eingeladenen; kurz vor der Tafel eröffnete mir aber eine vertraute Freundin, daß ihr ein früherer guter Bekannter, der vorhin in weimarischen Diensten gestandene, jetzt preußische General von Müffling diesen Morgen vertraulich mitgeteilt habe, ich würde wohl tun, mich in den nächsten Tagen möglichst zurückgezogen von allen Personen des russischen Hauptquartiers zu halten. Denn unter den Papieren des französischen Gesandten Saint Aignan, die bekanntlich zu Gotha im April d. J. in russische Hände gefallen, habe man Briefe

von mir an denselben gefunden, die durch Mitteilung über Personen des weimarischen Hofes, insbesondere die Frau Erbgroßherzogin=Großfürstin und deren beabsichtigte alsbaldige Abreise nach Schleswig, äußersten Verdacht erregt hätten; weshalb auch gleich damals Befehle an das russische Hauptquartier ergangen, mich, sobald ich zu treffen sein würde, einzuziehen. Er, der General von Müffling, wisse zwar nicht, ob diese Befehle noch beständen, es sei aber doch sehr möglich, daß dies noch der Fall sei und mir, wenn die Sache zur Sprache käme, viele Unannehmlichkeiten erwachsen könnten. Nun war ich mir zwar wohl bewußt, daß die wenigen und durchaus unverfänglichen Briefe, die ich an Herrn von Saint Aignan während seines Aufenthaltes in Gotha mit Genehmigung des Herzogs und lediglich um das freundschaftliche Verhältnis zu ihm nicht erkalten zu lassen, geschrieben, nicht das geringste enthielten, was mich irgend kompromittieren könnte; ich hielt es jedoch für nötig, die vertrauliche Eröffnung des Herrn von Müffling sofort dem Herzog zu hinterbringen und seine Befehle über mein Verhalten einzuholen. Der Herzog, bei dem ich den Prinzen Philipp Wilhelm von Hessen=Homburg antraf, versprach sogleich, den Kaiser Alexander über mein Verhältnis zu Herrn von Saint Aignan aufzuklären und sich für die Arglosigkeit desselben zu verbürgen, riet mir aber, bis zu dieser Eröffnung, die schwerlich im Augenblick der Ankunft gleich möglich sein werde, jedes Begegnen des Kaisers zu vermeiden. Demgemäß hielt ich mich von der Hoftafel zurück; gleich nach derselben ergriff aber der Herzog den ersten passenden Moment, um dem Kaiser Alexander die ganz unschuldige Bewandtnis jener Briefe zu versichern; und so war von einer Sache keine Rede mehr, die mich doch ohne die Dazwischenkunft des Herzogs gar leicht in die unangenehmsten Verwickelungen hätte verflechten können.

In den beiden nächsten Tagen gingen auch der Kaiser von Österreich und der König von Preußen durch Weimar und speisten am Hofe. Ersterer aber nahm sein Hauptquartier in Tannroda. Es war mir höchst interessant, im Gefolge dieser Monarchen ihre Minister, die Grafen Metternich und Nesselrode, mir aus dem Jahre 1807 von Paris her bekannt, sowie den preußischen Staatskanzler Fürsten von Hardenberg und den Minister Freiherrn von Stein wiederzusehen, welche sämtlich ein paar Tage in Weimar verweilten. Stündlich vergrößerte sich daselbst die Zahl der anwesenden auswärtigen Diplomaten, unter denen ich mit mehreren in den Abendkreisen bei Goethe zusammentraf, die er durch Witz und Heiterkeit auf das anmutigste zu würzen wußte. Von den preußischen Geschäftsmännern wurde das Frühstück gewöhnlich in dem herzoglichen Wittumspalais, welches dem Fürsten Hardenberg eingeräumt war, eingenommen. Ich war gewöhnlich zu demselben eingeladen, und erneuerte dort die interessantesten Bekanntschaften, die mir nachmals im Laufe des Lebens immer wichtiger wurden. Ich nenne davon nur den Geschäftsvertrauten des Fürsten Hardenberg, Geheimen Staatsrat von Jordan, der nachmals viele Jahre lang Gesandter in Dresden und Weimar war, sodann den mir schon von Berlin (1806) aus bekannten Grafen Bombelles, den Staatsrat Hippel und den nachmaligen preußischen Generalkonsul zu Rom Bartholdy, meinen alten akademischen Freund von Erlangen vom Jahre 1797 her. Nach einigen Wochen zog sich der ganze Kreis der Fürsten, Minister und Diplomaten nach Frankfurt a. M., wohin auch der Herzog von Weimar sich begab, um hier vorerst die weitere Entwicklung der Kriegserfolge abzuwarten.

Inhalt

Gedruckt in der Hofbuch-
druckerei zu Weimar


YB 251

